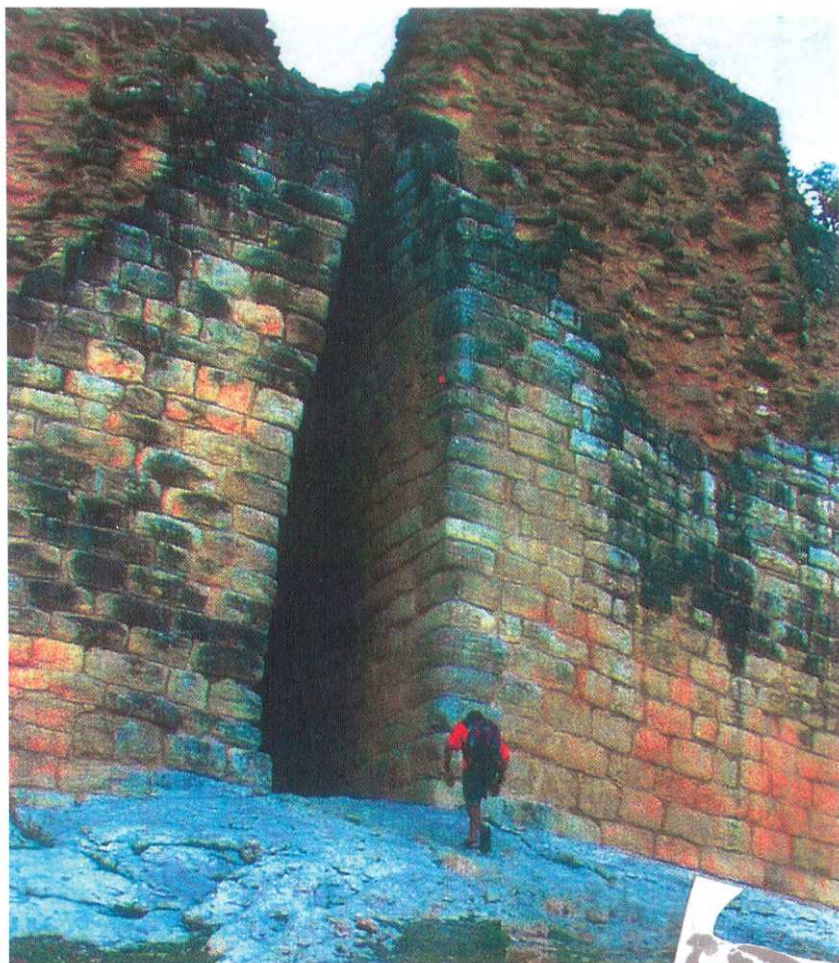


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2013



Jahrg. 25, Heft 3, Dezember 2013, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Kraggewölbter Eingang in die Festung Kuelap der Chachapoya [Giffhorn, 16]; zum Artikel von Andreas Otte ab S. 567

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

www.mantis-verlag.de

Phantomzeit:

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

www.fantomzeit.de

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

www.chrono-rekonstruktion.de

nach Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2013 verschickt.

Frühere Hefte können, zum Teil auch vor 2000, einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 2000-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2012 zu 40,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Neu: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 25, Heft 3
Dezember 2013

Editorial

Vorab das unvermeidliche Prozedere: Das *Zeiten sprünge*-Abonnement erneuert sich nicht automatisch! Für den 26. Jahrgang überweisen *Inländer* bitte 40,- € auf das nebenstehend genannte Konto, *im Ausland Wohnende* überweisen 45,- € (der neue Kontonummernbandwurm nebenstehend im Impressum) oder schicken (z.B. aus der Schweiz) den Betrag im Kuvert.

25 Jahrgänge

Einstmals hatte ich in Lochham versprochen, Jahrestreffen und eine Zeitschrift zu garantieren – für fünf Jahre! Nun ist die fünffache Zeit verstrichen, die *Zeiten sprünge* beenden ihr fünftes Lustrum. Damit stehen die Zeichen zwar nicht grausenhaft, aber auch nicht gut: Mit der Zeitschrift sind auch Leser und Autoren um ein Vierteljahrhundert gealtert, manche plagt seitdem das Zipperlein, manche das Desinteresse oder, härter formuliert: Wer bei v. Strauwitz auf S. 520 die Liste der toten Mitautoren anschaut, weiß um einen Aderlass, der schwer auszugleichen ist. Wenn dann noch Überzeugung und Methodik auseinanderdriften, dann werden die Lücken noch größer.

Neben dem demografischen Faktor will etwas anderes berücksichtigt werden. Die *Zeiten sprünge* als wissenschaftlich orientiertes Periodikum werden als Print-Medium aussterben, so signalisieren es die evolutiven Gesetze. Heute zählt nur noch elektronische Verfügbarkeit. Doch hier spielt schon wieder die Gerontologie herein: Ältere Leser wollen sich keine spezielle App kaufen, sondern das haptische Gefühl der Papierberührung behalten, sie wollen umblättern und sich erinnern, dass da ein paar Seiten vorher irgendetwas ganz Wichtiges ziemlich weit unten links gestanden ist, wodurch häufig eine erfolgreiche Suche eingeleitet wird, die ein Computer so nicht hinbringt. Anders ausgedrückt: Wissenschaftliche Zeitschriften werden heute in elektronischer Form ausgeliefert, der Print ist out. Und wie steht es mit den jungen Lesern? Wenn ich an die sicher 100 StudentInnen denke, die bei der Grazer Podiumsdiskussion anwesend waren: Keine/r entschloss sich zu einem Abon-

nement. Hier ist schwer Zuwachs zu gewinnen, zumal ich immer dagegen war, Menschen in Ausbildung bereits mit der Tatsache zu konfrontieren, dass das, was sie gerade für einen universitären Abschluss lernen, keine besonders lange Haltbarkeit haben wird.

Das gilt nicht nur im Bereich der Chronologiekritik. Man kann es drehen und wenden, wie man will: Wir stehen auf dem Aussterbeetat, ohne dass ein Pensions-Aussterbeetat in Sicht wäre, wie noch 1829 im §1448^b:

„1) Wenn Beamte mit ihrer Besoldung ganz auf dem Aussterbeetat stehen, mithin lediglich in Stellen fungiren, die künftig eingehen; so ist auch bei eintretender Pensionirung die Pension derselben wieder auf den Pensions-Aussterbetat zu übernehmen“ [Strombeck 1829, I: 649]. *

Andererseits lebt der Mensch ganz ungeniert, ist erst einmal der Arbeitsplatz ruiniert oder wegrationalisiert; vom Ruf brauchen wir gar nicht erst zu reden. Gerade deshalb wollen wir dankbar sein, dass wir noch denken dürfen, wie wir denken wollen (vgl. den professoralen Stoßseufzer auf S. 647), auch wenn es reichlich Versuche gab, die uns speziell dieses austreiben sollten. Insofern eröffnen sich uns für die nächsten Jahrzehnte freie Aussichten.

Bevor wir aber in die Zukunft schweifen, wollen wir nicht nur den Abschluss des **25. Jahrgangs** der *Zeitensprünge* feiern, sondern auch einige Jubiläen und vor allem Jubilare. Die ausführliche Würdigung erfolgte bereits vor fünf Jahren im Heft 3/2008, der hier nur wenig angefügt werden soll.

Der Herausgeber hat sich mit seinen mittlerweile 66 Jahren – „da fängt das Leben an, mit 66 Jahren, da hat man Spass daran, mit 66 Jahren, da kommt man erst in Schuss, mit 66 Jahren, ist noch lang nicht Schluss“ [Bockelmann, Jürgens Udo] – nicht in die Liste der runden Jubiläen eingereiht. Aber er hat doch zwei weitere beigesteuert, indem auch sein Mantis Verlag seit **25 Jahren** besteht und er seit nunmehr **30 Jahren** alle Periodika jener Grup-

* Strombeck, Friedrich Heinrich von (³1829): *Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der Allgemeinen Gebühren taxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den Preußischen Staaten, des St e m p e l g e s e t z e s, Salarien-Cassen-Reglements, sammt der Instruction für die Ober-Rechnungs-Cammer, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebühren taxen, das Stempelgesetz, das Salarien-Cassen-Reglement und die Instruction für die Ober-Rechnungs-Cammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen n e b s t einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register* herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck, Königlich Preußischem Geheimen Justiz- und Oberlandesgerichts-Rathe; Leipzig, Brockhaus

pierung betreut, die einstens als *Gesellschaft zur Rekonstruktion von Menschheits- und Naturgeschichte e.V. (GRMNG)* angetreten ist; er hat diese Bulletins auf eine Regallänge von 142 cm anwachsen lassen.

Wir dürfen anstoßen auf den **70. Geburtstag** von Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn (am 21. 11.), der lange Zeit auch als Youth-bulge- und damit als Demographie-Forscher gegläntzt hat und nun mit einer verwegenen 700-jährigen Leerzeit von ca. 300 bis 1000 alle Pfeile auf sich ziehen möchte.

Und wir dürfen anstoßen auf den **85. Geburtstag** von Dr. Günter Lüling (am 25. 10.), jenes großen Verkannten, der ein Gelehrtenleben lang die Fundamente des Islams untersucht hat und derzeit an der Fundierung der Dualen Gesellschaft arbeitet, jener Kriegergesellschaft, die Beisassen minderen Rechts hatte, die waffenlos zwischen den Völkern hin und her wechseln konnten. Zu seinem Geburtstag hat er aus einem großen Ergänzungsband, mit dem Arbeitstitel *Paralipomena*, eine Passage ausgewählt, die ab S. 523 zum Abdruck kommt. Eines allerdings ist er nicht: ein Chronologiekritiker, zu dem ihn Korth machen wollte (S. 681). Das signalisieren bereits die von ihm benutzten Jahreszahlen; bei der Entstehung des Islams aus frühchristlichen Strophenedeln will er – anders als wir – auf kein einziges Jahr verzichten.

Zur Zeitschrift selbst: Hier zeigt sich, dass seit 15 Jahren der Output mengenmäßig sehr gleichmäßig erfolgt (*3. Spalte Seitenanzahl im Jahresschnitt*):

1984–1988	265	53 (größeres Format)
1989–1998	4.520	452
1999–2008	7.545	754
2009–2013	3.850	770

Da es um runde Zahlen geht, lässt sich auch noch darauf hinweisen, dass mit dieser Aufgabe das **90. Heft** des Bulletins vorliegt, zu dem mittlerweile **200 Autoren** beigetragen haben. Sein Gesamtvolumen hat **16.000 Seiten** überschritten, die im Mantis Verlag publizierten Seiten haben die Grenze von **24.000 Seiten** überwunden.

Schon vor fünf Jahren machte sich der Herausgeber Gedanken über das Ende aller Sprünge durch die Zeiten und bezog sich auf einige Hundertjährige, auch auf Loriot [3/2008, 5233 ff.], der damals seinen 85. Geburtstag beging. Vicco von Bülow hat sich mittlerweile lächelnd von uns verabschiedet. Insofern führt diesmal der Weg über den zeitweiligen Gräfelfinger Rudolf Krohne, der als 97-Jähriger aus dem Fenster stürzte [1/2013, 9-29], hin zu Allen Emmanuel Karlsson, der als *100-Jähriger aus dem Fenster stieg und verschwand* – in die Unsterblichkeit. Diesen grotesk-scherzhaften Fake hat Jonas Jonasson verfasst [2011, München], darin wirklich fast alle wichtigen Staatsleute aufgeführt und erst kurz vor Karl dem Großen aufgehört, aber seinen Protagonisten bezeichnenderweise Karlsson genannt.

Dies erinnert uns ans frühe Mittelalter, dem die Zeitschrift zugetan ist. Während dem Herausgeber Worte wie Aussterbeetat, Pleitegeier und lebendes Fossil durch den Kopf gingen, beschäftigt das frühe Mittelalter auch andernorts: in Österreich, den USA, Großbritannien und Deutschland. Hier im Heft wird zunächst die vollständige Podiumsdiskussion in Graz wiedergegeben, weil sie dem Internet vorenthalten wird (S. 617). Dann wird das neue Buch von Charles Ginenthal rezensiert (S. 653), in dem eine ganz unwahrscheinliche, konkret gesagt: eine absurde Lösung für die in Frage stehende Zeit vorgeschlagen wird. Es schließt sich die Besprechung zu Steve Mitchell an (S. 668), der neue Wege für das spätantik-frühmittelalterliche England weisen könnte. Last not least wird das Buch besprochen, das der einstige *Zeitensprünge*-Autor Hans-Erdmann Korth zu diesem Thema verfasst hat (S. 677). Bei einem solchen Interesse kann der Herausgeber die *Zeitensprünge* nicht einfach ad acta legen und sich aus den Sielen lösen, auch wenn die weiteren Hefte wohl dünner ausfallen dürften.

Obendrein geht **Aachen** schwanger mit Karls Tod. Zahlreiche Vorträge werden gehalten, wobei Alt-Lokalmatador Prof. Max Kerner wie gehabt gegen den Mann aus Bayern giftet, dessen Namen er nicht nennen will. Viel wichtiger ist der am 15. 11. erschienene Band 2 der Aachener Stadtgeschichte, den wiederum Thomas R. Kraus herausgibt. Sein Inhalt reicht von 765 bis 1137, von den Karolingern bis hin zu den Staufern – umfasst also die für uns interessanteste Zeitspanne. Er wird im Folgeheft besprochen. Obendrein bereitet Aachen drei Parallel-Ausstellungen für 2014 vor, deren Pforten sich am 18. Juni öffnen sollen:

- Im **Krönungssaal** des historischen Rathauses werden ca. 250 Exponate die Aachener Pfalz als Ort der Macht präsentieren, wobei endlich das alte Modell der Pfalz mit einstigem „Torbau“ und dergl. überarbeitet wird;
- in der **Domschatzkammer** werden bis zu 70 Werke des einstigen Kirchenschatzes präsentiert, die mittlerweile weit verstreut sind;
- im **Centre Charlemagne** werden die Besucher ungefähr 30 Zimelien der Hofschule Karls begegnen, etwa Buchmalereien, Goldschmiedearbeiten und Schmuckstücken.

Von all dem erwarten wir uns neue Aufschlüsse, sind uns aber bewusst, dass Ideen von einem erfundenen Mittelalter oder von einem getürkten Karl in Aachen derweilen unter zugeschweißten Kanaldeckeln verharren müssen. Hieraus wird klar, dass der Herausgeber nicht seine Hände in den Schoß legen, sondern weiter dicht an der Chronologie bleiben wird.

Mit den besten Wünschen für
ein gutes Neues Jahr 2014



26. 11.

Das Erbe der Väter – die Fragen der Enkel

Jürgen von Strauwitz

Als 1934 Geborener stehe ich im 80. Lebensjahr. Im Wissen um menschliche Begrenztheit und Endlichkeit kommt wohl bei jedem, früher oder später die Frage, was von den gemachten eigenen Erfahrungen, Einsichten, von materiellen oder geistigen 'Erzeugnissen' eines Lebens überdauert, überdauern könnte und sollte?

Was ist wert, dass es weitergereicht werden müsste und z.B. den Kindern oder Enkeln oder ihrer Generationen wichtig und nützlich sein könnte?

Da geht es sicher zuerst um ganz private Einsichten, Geschehnisse und Begebenheiten, die man nur selbst tradieren kann und kein anderer.

Das träfe auf mich z.B. zu, wenn ich als Zeitzeuge und Betroffener der Bombenangriffe vom 13./14. Februar 1945 auf meine Heimatstadt Dresden befragt werde, wo ich mit Not entkommen bin.

Davon geprägt und in drei verschiedenen Gesellschaftsordnungen sozialisiert, wird meine Sicht auf die erlebte 'Geschichte' speziell meine Sicht sein. Diese Sicht kann natürlich auch vorwiegend objektiv mögliche Antworten zu Fragen meiner Jugend einschließen, die mir von einer meiner Enkeltochter vor ca. 12 Jahren im Rahmen einer schulischen Hausaufgabe gestellt wurden. Es waren Fragen wie: Bist Du gern in die Schule gegangen? Was war Dein Lieblingsfach? Wie viele Schulstunden hattest Ihr? Wie weit hattest Du es zur Schule? Was ist Deine Lieblingsfarbe, Deine Liebesspeise? Was gab es trotz Lebensmittelmarken im Krieg zu essen? Hast Du einen Lieblingskomponisten? Wie bist Du zum Chorsingen gekommen? Ist Dein Berufswunsch Wirklichkeit geworden?

Subjektiv gefärbt müssen jedoch Antworten ausfallen, die meine Sicht zu gesellschaftlichen und ökosozialen Verwerfungen, Ausgrenzungen, Benachteiligungen usw. wiedergeben. So, wie wir selbst aus der Generation unserer Eltern und Großeltern gern mehr erfahren hätten, als wir tatsächlich erfahren haben, denke ich, dass meine Kinder und meine sechs Enkelkinder ein Recht haben, von mir mehr als Alltäglichkeiten mitgeteilt zu bekommen.

Dazu gehören sicher für einen Dipl. Ing. für Wärmetechnik und Wärmewirtschaft (Absolvent der Technischen Universität Dresden) mit nachfolgender 35-jähriger Berufstätigkeit Antworten zu Fragen von Wissen und Verantwortung, Kompetenz und Unabhängigkeit des Ingenieurs, zu Überraschungen und angeblichen Unmöglichkeiten in der realen Welt, zu Fortschritt, zum richtigen Gesellschaftsziel, zur Einmischung der Zivilgesellschaft, zu Nachhaltigkeit, Solidarität und Zukunftsorientierung.

Ermutigt werde ich für meine Reflexionen durch den Beitrag von Robert Zuberbühler: *Vermutungen zur Emergenz* [2/2013, 498-510]. Hochbetagt äußert dieser sich zu einer sozialen „Ganzheit“ (Emergenz) und gibt Anstöße und Folgerungen, die sich wie ein Vermächtnis seines langen Lebens lesen. Er ermuntert zwar, selber tätig zu werden und „Leistungen“ nicht bloß von andern zu erwarten. Diese „Ermütigung“ hat aber fachliche Grenzen.

Als Leser der *Zeitensprünge* hatte und habe ich Teil an der Rezeption hunderter Beiträge aus 18 Jahrgängen und bin immer erstaunt, welche Vielfalt an Themen abgehandelt wird. Aber ich kann höchstens Multiplikator sein und versuchen, mich für die Argumente und Ziele der Chronologiekorrektur einzusetzen.

Als Dr. Immanuel Velikovsky mit 84 Jahren am 17. 11. 1979 verstarb, war vieles seiner wissenschaftlichen Forschungen unveröffentlicht. Er hatte, uns heute zur Freude, in seiner Tochter Dr. Ruth Velikovsky Sharon eine kompetente Sachwalterin, die das Werk ihres Vaters fortsetzte.

Was aber ist und wird mit den unvollendet gebliebenen Arbeiten und Forschungen der nachstehenden Autoren und ‘Mitstreitern’ der *Zeitensprünge*:

Prof. Dr. Otto Steiger (70),	12. 12. 1938 – 17. 01. 2008
Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemitz (64),	22. 11. 1946 – 02. 11. 2010
Meinhard Hoffmann (79),	22. 10. 1931 – 13. 11. 2010
Dr. Klaus Weissgerber (76),	24. 08. 1936 – 08. 06. 2012
Gerhard Anwander (68),	11. 06. 1945 – 17. 01. 2013
Dr. Detlef Suhr (51),	03. 11. 1962 – 28. 01. 2013
Franz Siepe (58),	01. 08. 1955 – 01. 07. 2013 ?

Diesen Autoren hätte ich im Blick auf mein Alter noch viele wirkungsreiche Jahre gegönnt, in denen sie produktiv an ihren Themen weiter arbeiten konnten. Müssen wir nun auf ihre eventuell vorhandenen und unveröffentlichten oder unvollendeten Ergebnisse ihrer Arbeit auf immer verzichten? Gibt es Nachfolger, die sich der brach liegenden Themen annehmen könnten?

Als technisch gebildeter Mensch in den Fächern Wärmetechnik, Wirtschaft, Konstruktion im Maschinenbau, Entstaubungstechnik, Strömungslehre kann ich nur bescheidener Multiplikator der Thesen eines zu korrigierenden frühen Mittelalters in meinem Umfeld sein, nicht aktiv Forschender. Denn nach wie vor, trotz eines angelesenen Wissens, bin ich weder Historiker noch Archäologe, noch Philologe, noch Mediävist, noch Diplomatiker, weder Astronom noch Ägyptologe, noch Assyriologe.

Multiplikation versuche ich seit 2006, als ich im Rahmen eines Akademikertreffens die Frage im Beiprogramm gestellt bekommen hatte: „In welchem Jahrhundert leben wir eigentlich?“ Zugegebenermaßen ging es nicht bloß um das ‘Herausschneiden’ von 297 Jahren aus unserem Kalender, wie einige Hörer vermuteten.

Physiker waren besonders skeptisch, weil (richtigerweise) „Zeit“ aus dem Kontinuum der Welt nicht verloren geht. Dass es sich weitgehend um eine „Kalenderfrage“ (oder Kalenderzuordnungsfrage) und nicht um das Verschwindenlassen von Zeit handelte und keiner der Chronologiekritiker je behauptet hatte, dass eine weltweite ‘Fälschungsaktion’ die gesamte tradierte Geschichte mutwillig durcheinander gebracht hätte, fand nur zögerlich Zustimmung.

Ich wurde anschließend, wiederum von einem Physiker, gebeten, doch einmal die wichtigsten Argumente der Phantomzeitthese aufzuschreiben, „kurz und bündig“. Ich musste mir und meinen Zuhörern jedoch eingestehen, dass ich, je mehr und intensiver ich mich mit der Materie befasste, zunehmend in Schwierigkeiten kam, eine ‘Kurzfassung’ liefern zu können. Immer länger wurde mein Manuskript und wuchs schließlich auf 46 Seiten an. Ständige Aktualisierungen an Hand neuer Veröffentlichungen aus den *Zeitensprüngen* erschwerten den Hörern und Lesern meiner Textfassung manchmal, das nachzuvollziehen, was die Experten an Wissen zusammengetragen hatten und welche Folgerungen sie für eine Chronologiekritik daraus ziehen konnten.

Da ich alle unterdessen erschienene Bücher der Reihe „Fiktion Dunkles Mittelalter aus dem Mantis Verlag als die Basis meiner Multiplikation anführte, kam es zu einer für mich überraschenden Reaktion.

Fachleute aus den Gebieten Biochemie, Biomedizin, Gentechnologie und Informatik äußerten mir gegenüber Zweifel an der Aktualität der von mir vortragenen Gegebenheiten, wenn die Veröffentlichungen darüber mehr als zehn Jahre alt wären. Sie gehen von der enormen ‘Umschlaggeschwindigkeit’ von Neuerungen auf ihren Fachgebieten aus, die ja tatsächlich in zehn Jahren zu völlig veränderten Einsichten geführt haben. Zudem beriefen sie sich immer auf den ‘neuesten Stand’, z.B. zur Kalenderfrage mit dem Verweis auf das Konzil von Nicäa im Jahr 325 n. Chr. bei *Wikipedia*.

Da ich kein Internet-Nutzer bin, kann ich dies nicht nachverfolgen. Aber sind bereits veröffentlichte Ergebnisse der Mittelalterforschung auch nach zehn Jahren als überholt anzusehen? Eine immer weiter voranschreitende Forschung baut ja auf fundamentalen Erkenntnissen vergangener Jahre oder Jahrzehnte auf und erweitert den Wissenshorizont, ohne gleich alles ‘Alte’ in die Ablage zu schicken.

Das Interesse für Neues schließt die Mitnahme vorhandener Einsichten nicht aus. Auf die oben genannte Skepsis zurückkommend, ist für mich erfreulicherweise nun ein ganz aktueller Verweis auf Nicäa in den *Zeitensprüngen* [2/2013, 440] wichtig, wo Illig noch einmal ausführt:

„Gießauf glaubt beim Kalender weiterhin Papst Gregor XIII., wenn dieser seine Korrektur auf das Konzil von Nicäa bezieht. Darauf ließ sich dort

[auf der Podiumsdiskussion in Graz am 14. 5. 13 durch Illig] nicht antworten; den Lesern der *Zeitensprünge* ist klar, dass dieser Glaube seit dem 400-Jahres-Kongress, 1982 im Vatikan, keine Grundlage mehr hat, gab es doch in Nicäa keinen Gedanken an eine Kalenderreform.“

Ich hoffe, dass die notwendige Themenarbeit weiter so aktiv fortschreitet, auch wenn die Lebensjahre, wie oben genannt, bekannter und angesehener ‘Zeitenspringer’ so früh beendet waren.

Unseren Kindern und Enkelkindern wollen wir die Fragen, die sie an uns haben, auch redlich beantworten und zu einer realeren Weltsicht beitragen, entgegen den ‘Lehrmeinungen’, die keine Korrekturen an den bislang tradierten Geschichtsabläufen zuzulassen scheinen.

Jürgen von Strauwitz, 01189 Dresden, Achtbeeteweg 49 b

Neue Perspektiven für ein neues historisches Geschichtsbild für die in „Palästina“ seit -1150 nach einem Neuanfang suchenden Völkerschaften

Günter Lüling

Der Bericht des altägyptischen Tempelbeamten Wen Amun von ca. -1090 über seine Reise durch die wichtigsten Hafenstädte des östlichen Mittelmeers zum Zwecke des Großeinkaufs von Zedernholz für die Belange seines heimatischen Tempels hat der abendländischen Altertumswissenschaft die Augen geöffnet über die gesellschaftlichen Verhältnisse der Bewohner dieser nahöstlichen Gegend. Wir erfahren nun in unserem 21. Jh. zum ersten Mal, was im kanonischen, von Masoreten festgelegten Alten Testament nicht ein einziges Mal erwähnt wird, nämlich dass zu Zeiten der Reise des Wen Amun ein erstaunlich großes Gebiet Palästinas unter der Herrschaft des Seevölkervolkes der Thakar gestanden hat. Es zentrierte sich um die damalige Hafenstadt Dor südlich des heutigen Haifa mit einer Küstenlänge von ca. 150 km und mit einer Ausdehnung landeinwärts von ca. 50 km bis zum Jordan; insgesamt 7.500 km².

Und erst nachdem man nun dank Wen Amun den Seevölkerstamm der **Thakar** – der ja, wenn auch noch ohne jegliche Verortung auf der Kulturlandbrücke Phönizien-Kana'an, schon längst aus altägyptischen Quellen dem Namen nach bekannt war – als im mittleren Palästina herrschend wiedergefunden hatte, konnte man herausfinden, dass der Name der Thakar sehr wohl doch im AT vorhanden ist, aber eben nur in einem (im AT 41-mal vorkommenden) hebräischen Wort 's-s-k-r, das von späteren AT-Redaktoren, offensichtlich absichtlich, vermittels der Ersetzung des ursprünglichen Buchstabens ' (= Älif) durch den Buchstaben y (der kleinste hebr. Buchstabe!) zu y-s-s-k-r manipuliert wurde (so die Lesung 41-mal im AT spätestens seit ca. -500), so dass aus diesem schriftlich manipulierten Wort die (falsche) atl. Lesung *yissakar* mit der Deutung *yāsh-sakar* „vorhanden ist Lohn“ herauskam – was man noch mit der unmöglichen/unsinnigen Deutung = „Lohnarbeiter“ goldig herausputzte. (Es gab zu jener Zeit nie einen Stamm, der insgesamt als Lohnarbeiterstamm hätte angesehen und bezeichnet werden können!) Es kann überhaupt gar kein Zweifel daran bestehen, dass die ursprüngliche Lesung an den 41 Stellen im AT die Lesung 's-s-k-r = 'šch sakar/thakar „der/die Beisassen/Hebräer (minderen Rechts) der Thakar“ gewesen ist. (Es kann durchaus sein, dass das Wort Thakar bei der Übernahme in den semit. Sprachbereich vermittels einer unsachgemäßen Metathese direkt auf das Wort Teukrer/Traker/Daker zurückgeht.)

Damit ist klar, dass um ca. -1090 (Reise des Amun) im mittleren Palästina (etwas später ist dort das Zentrum des Nord-Staates Israel) ein größerer indoeuropäischer Seevölkerstamm, genannt „die Thakar“, im dualgesellschaftlichen Bündnis zusammen mit seinen ethnisch-differenten semitisch-hebräischen „Beisassen minderen Rechts (kein Waffentragen, kein Landbesitz)“ namens *ʾišch Thakar* („der Mann der Thakar“ = „der Beisasse der Thakar“ = die Beisassen der „Thakar“) in der typischen symbiotischen Art der damals schon Jahrtausende alten Dualen Gesellschaft miteinander lebte und arbeitete. Ca. 500 Jahre später jedoch (gerechnet von der katastrophengebundenen Zeitenwende -1200) waren judäische AT-Redakteure (im Einvernehmen mit ihrer politisch-dogmatischen Führung) daran interessiert, dieses frühe gesellschaftsstrukturelle Faktum aus der Welt zu schaffen – auch aus den Geschichtsbüchern des AT! –, nämlich dass die hebräischen Israeliten in Palästina im Verhältnis zu ihren unverbrüchlich schutzgewährenden Gastgebern (den Besitzern des Landes *ʾam ha ʾārās*) grundsätzlich Menschen zweiter Klasse waren (obgleich sie – infolge ihres Monopols, waffenlos über alle Grenzen gehen zu dürfen – in der dualen Gesamtgesellschaft tatsächlich immer die geistig Führenden und schließlich die Verwaltungsexperten waren!). Die judäischen AT-Textexperten waren, frühestens seit ca. -900 und je länger desto mehr, daran interessiert, die Israeliten schon mit und seit ihrer angeblichen kriegerischen „Landnahme“ Kanaʿans von „Ägypten“ her – (seit -1200; diese „kriegerische Landnahme“ hat es aber nach Auffassung der heutigen historisch-kritischen und archäologischen Altertumswissenschaft gar nicht gegeben. Tatsächlich gab es nur den Siegesmarsch der Seevölker samt semit. Beisassen von Europa durch Anatolien bis zu ihrer schwersten Niederlage am Nildelta) –, nachträglich als reguläre, waffenmäßig in jeder Hinsicht bestens ausgerüstete Krieger darzustellen (man vergleiche dagegen das textlich erhaltene, wenn auch im Laufe der Überlieferung reichlich entstellte Waffenverbot für Hebräer [1.Sam.13,19 ff.]).

Ein weiteres aus der Bibel zu verdrängendes Thema war für die frühen judäisch-deuteronomistischen AT-Experten die zuvor in der Dualen Gesellschaft durch Jahrtausende herrschende Fremdenfreundlichkeit (die Hebräer gingen ja im Gegensatz zu ihren jeweils gastgebenden Kriegerstämmen waffenlos über alle Grenzen! Keilschrifttexte betonen immer wieder, dass die beisässigen Hebräer/Khabiru stets ihre ihnen konzidierten eigenen Götter hatten!), die seitens der Judäer durch eine rigorose Apartheidspolitik gegenüber allen nichtjudäischen Religionen und ethnisch-differenten Fremdvölkern ersetzt werden sollte und ersetzt worden ist.

Diesen überall im späteren AT begegnenden geschichtsfälschenden Tendenzen zur Verdrängung der dualgesellschaftlichen Fakten aus der Weltgeschichte Judas und Israels verdanken sich natürlich auch die von uns schon

behandelten Textmanipulationen [Ri. 20], wo in einer stattlichen Reihe von Textstellen aus den ursprünglich beisässig-israelitischen Behelfslandeskämpfern und Hilfs-Fußtruppen durch die (einen Sprachfehler erzeugende) Hinzufügung des hebr. Wortes „Schwert“ im Nachhinein vollgültige, jeder mit einem Schwert bewaffnete hebräisch-israelitische Stammeskrieger gemacht worden sind (z.B. „400.000 Mann Fußvolk, schwertbewaffnet“ [Ri 20,4]; die Qualifikation „Fußvolk“ besagt schon an und für sich die geringere Qualität dieser Truppe).

Trotz dieser dogmatisch berechnenden, effektiven und nachhaltigen Geschichtsverdrehung im AT durch die späteren AT-Experten sind im AT noch viele vereinzelt, aber insgesamt einen abgestimmten Chor bildende Nachklänge der dualgesellschaftlichen Ordnung im Herrschaftsbereich der Thakar und ihrer ethnisch differenten hebräisch-israelitischen Beisassen minderen Rechts immer noch erhalten. Doch sollten wir zum Wiederaufzeigen solcher Einzelheiten nicht mit dem an sich unvermeidlichen Kleinklein beginnen, sondern die wenigen generellen neuen perspektivischen Fluchtlinien unseres heute notwendigen historisch-kritischen Geschichtsbildes vom AT voranstellen –, um die letzte, auch chronologisch letzte und wahrscheinlich wichtigste perspektivische Fluchtlinie schließlich zur generellen Vollendung des Gesamtbildes anzufügen:

1. Die erste neue perspektivische Geschichtslinie

Sie entspricht nicht der von Mendenhall und Gottwald in den 1960er Jahren vorgegebenen Perspektive: Die Israeliten wären nicht in Ägypten gewesen, sondern sie seien in einer revolutionären Entwicklung aus den Kana'anern entstanden. Nach dem neuesten und bisher verdienstvollsten Geschichtsbildaspekt in den AT-Wissenschaften hat es keinen Aufenthalt in und keinen Auszug Israels aus Ägypten mit einer von dort süd-nord-voranschreitenden „Landnahme“ in Kana'an gegeben – vielmehr seien die Israeliten im Verlauf eines inneren revolutionären Prozesses aus der Bevölkerung Kana'ans selbst entstanden! Diese Ansicht wird als unhaltbar zurückgewiesen, stattdessen ist endgültig zu erkennen und anzunehmen, dass das Gros der biblischen Israeliten vielmehr seit ca. -1200 als Verbündete mit den aus altägyptischen Quellen gut bekannten nordeuropäischen Seevölkern kamen, nachdem sie schon für längere Zeit in Nordeuropa deren semitische Beisassen minderen Rechts und ihre Verbündeten gewesen waren. Diese Seevölker kamen mit ihren semit. Hebräern/Beisassen minderen Rechts in einer allgemeinen Fluchtbewegung der Bevölkerungen der nördlichen Erdhalbkugel nach Süden (daher auch die Gleichzeitigkeit der Fluchtbewegung der Aramäer vom Gebiet zwischen der Mongolei und Iran nach Süden!), ausweichend vor den langandauernden Fol-

gen der kosmischen Katastrophe des Absturzes des Planetoiden „Phaeton“ (anfangs Ø ca. 4 km) in die Eridanos-/Eider-Mündung nahe Helgoland. In „Eridanos“ steckt das semit. Dan, ebenso in Rhodanos, Danapris/Dnjeper!

2. Die zweite neue perspektivische Fluchtlinie

Es gab im Prinzip nur einen Kriegszug der Seevölker und ihrer seit Nordeuropa verbündeten semit./israelitischen Beisassen minderen Rechts, und zwar letztendlich den Kriegszug über die Kulturlandbrücke zwischen dem östlichen Mittelmeer und der Arabischen Wüste und zwischen Anatolien und Nildelta, wo diese verbündeten Seevölker-Heere und Schiffsflotten bei ihrem großangelegten Versuch, auch Ägypten zu erobern, eine sehr schwere Niederlage erlebten. Es gingen damals große Weltreiche, wie z.B. auch das der Hethiter in Mittelanatolien, zugrunde!

Die Seevölker und ihre Verbündeten zogen sich nach dieser schweren Niederlage zurück vom Nildelta in das von ihnen selbst auf dem Hinweg nach Ägypten schwerstens zerstörte Phönizien-Kana'an – was keine „kriegerische Landnahme“ war, wie das spätere AT das auszuschmücken versucht –, um dort für ca. zwei Jahrhunderte einen Wirrwarr (Herbert Donner: „turmoil“) von unzähligen verschiedensten Gesellschaftsgruppen zu verursachen. Die so genannte **Debora-Schlacht** im nördlich gelegenen Galiläa war die erste, wichtigste Schlacht der nordeuropäischen Seevölker und ihrer semit. Verbündeten auf ihrem anfänglich siegreichen Weg von Anatolien zum Nildelta. (Es gibt seit längerem eine bis heute immer noch nicht allgemein positiv gewürdigte Argumentation für ein im Vergleich zur traditionellen Auffassung erheblich früheres Datum der „Debora“-Schlacht, das genau zu unserer These passt: „Debora“-Schlacht = „die erste Schlacht der Seevölker auf ihrem Weg von Europa-Anatolien zum Nildelta“ [Cassin u.a., 351, Anm. 52]).

Eine „Richterin“ oder „Feldherrin“ Debora gab es in dieser Schlacht nicht. Sie ist das fiktive Ergebnis einer späteren Manipulation am Text [Ri 5,15] mit dem Ziel, die alte korrekte Beschreibung des europäischen Feldherrn der *Thakar* und seiner verbündeten semit. Beisassen *'išch Thakar!* „Mann der Thakar“ aus dem alten Text zu verdrängen, zugunsten einer – für die ahnungslose Allgemeinheit späterer Zeiten – ‘unglaublich’ attraktiveren Story.

Diese Sicht eines einzigen großen Landnahmezugs der indoeuropäischen Seevölker mit ihren semit. Beisassen minderen Rechts als ihren Verbündeten von Nordeuropa her über Anatolien zum Nildelta wird auch wesentlich gestützt durch die altgriechische Überlieferung in der Argonautensage, denn von den drei Überlieferungen über den Exodus des Mose und seiner Israeliten [1: Ex; 2: Dtn; 3: Argonautensage] ist – aufgrund der seitens der neueren historisch-kritischen Forschung (auch von heutigen israelischen Wissenschaftlern!) ver-

tretenen grundsätzlichen und endgültigen Aufgabe der als endgültig unhistorisch eingestuften Überlieferung [Ex; Dtn] über des Mose und Israels Aufenthalt in Ägypten und über deren Landnahme von Süden her in Kana'an – nunmehr der jahrtausendealten traditionellen biblischen Sicht (der Sicht in *Exodus* und *Deuteronomium*) der Boden endgültig entzogen. Weder die zehn Stämme (12 minus Juda und Benjamin), noch die zwölf Stämme Israels (10 beisässig neben 2 kriegerstämmig-nichtisraelitischen) waren in Ägypten. (Allenfalls gibt es altes Erzählgut der Hyksos (-17. Jh.), das im späteren Erzählgut der Israeliten einen fragwürdigen Platz gefunden hat, aber für Historiker – wenn es sich so herausstellen wird – von höchstem Interesse wäre.)

In der Argonautensage hingegen ist einerseits der griech. Jason der hebr.-israelit. Josua. Und andererseits ist der griech. Mopsos/Moqsos (mit den Synonymen Amphilochos = „der mit der beidseitigen/beidseitig-polierten, beidseitig beschriebenen Tafel“, Ampyx/Ampykos = „der mit der Schreibtafel“ und Mûschî = „der Schlangenmann“) der hebr.-israelit. biblische Mose. Sie beide, Jason/Josua und Amphilochos/Mose, demonstrieren in der Argonautensage ganz eindeutig die für die altweltweite duale Gesellschaft (zusammengesetzt aus indoeuropäischen Kriegern auf der einen Seite und aus deren semit. Beisassen minderen Rechts auf der anderen Seite) typische doppelte Führerschaft: **Jason/Josua** ist in der Argonautensage wie im AT ganz eindeutig immer der Führer der Kriegerstämme, und **Amphilochos/Ampykos/Mûschî/Mose** ist als nichtkriegerischer 'Geistlicher' zweifelsfrei hier wie dort immer der Führer der semit. Beisassen minderen Rechts, ganz nach der Art der symbiotischen zweiten Hälfte der altweltweiten Dualen Gesellschaft.

Amphilochos/Mose erscheint somit auch richtigerweise als der typische Richter/Schlichter/*Schôfêt*/Sufet, der als Chef seiner Beisassen minderen Rechts zwischen den beiden Hälften der Dualen Gesellschaft vermittelt: wie der arab. *dauschân* „der Mann für alle Angelegenheiten“ noch bis ins 20. Jh. im stammesgesellschaftlichen Jemen. Und tatsächlich ist diese Einordnung Moses in der atl. Wissenschaft schon mit guten Gründen und völlig zu Recht vertreten worden [Dus, 448 461 ff.: „Mose – der urbildliche israelitische Sufet“].

Es ist sehr bedeutsam, dass in der Argonautensage diese altweltweit herrschende präzise duale Ordnung deutlich und unverfälscht zu Tage tritt – überall! Amphilochos/Mose kommt laut Argonautensage von Europa und Anatolien über die Kulturlandbrücke Kana'an bis nach Askalon (beim heutigen Gaza nahe dem Nildelta), wo er in einem nahegelegenen See (scil. dem Sirbonischen Haff südlich von Gaza, in dem sich das biblische Meerwunder [Ex 15] ereignet hat!) die in Askalon verehrte Göttin Derketo/Atargatis ertränkt haben soll (in einer Variante sind die Ertränkten „Ungläubige“). Jason/Josua tritt zur gleichen Zeit dieses ersten Seevölkermarsches von Anatolien nach Süden immer nur als Heerführer auf [s. Jos], seiner typisch-dualgesellschaftlichen

Rolle als Chef der Stammeskrieger entsprechend. Man beachte beispielsweise den durchgehenden Kriegszug Josuas von Nord nach Süd [Jos 12,7-24 spez. 7]: „von Baal-Gad im Libanontal an bis zu dem kahlen Gebirge, das nach Seir hin ansteigt“ – eine Nord-Süd-Strecke von ca. 500 km! In diese unsere zweite perspektivische Fluchtlinie (nur *ein* Kriegszug von Anatolien zum Nildelta!) sollte man noch den perspektivischen Fluchtpunkt einsetzen, dass der Mûsâ Dâgh/Moses-Berg – an der nordöstlichsten Ecke des Mittelmeeres, Land und Leute zur Zeit um 1916 hervorragend beschrieben von Franz Werfel (*Die vierzig Tage des Musa Dagh*) –, der zweifellos unter allen drei als Mosesberge konkurrierenden und in Frage stehenden Rivalen (Sinai, Horeb, Mûsâ Dâgh) der human-historisch geschichtstriefendste Berg ist, und zwar in einer sehr eindeutig die perspektivische Richtung angebenden Weise:

Auf dem Gipfel des Mûsâ Dâgh (in ca. 1600 m Höhe; der Berg fällt mit einer schroffen Felswand steil ins Mittelmeer) brannte quasi seit Menschengedenken allnächtlich das Richtfeuer für die Schifffahrt im nordöstlichen Dreieck des Mittelmeers. Bei bester Sicht kann man von Zypern aus im Osten am Syrischen Meeresufer die Spitze des Mûsâ Dâgh (in ca. 100 km Entfernung) noch sehen. Am Gipfel des Mûsâ Dâgh kann man heute noch einen riesigen Aschenberg bestaunen, von der Größe eines halben Fußballfeldes und der Mächtigkeit von 10 bis 15 m. Dort verbrannte man für das dortige Richtfeuer praktisch ausschließlich das ansonsten unnütze Dornengestrüpp/trockene Dornbüsche (Holzstämme von Bäumen waren zu kostbar!). Zu diesem ehrwürdigen Richtfeuer hinaufzusteigen, gab es schon damals sicher nicht nur „touristischen“, sondern auch frommen Anlass (Dankgebete etc.), und es dürfte am Platz des Richtfeuers sicher auch mindestens ein Opferaltar vorhanden gewesen sein – und das schon Jahrhunderte, ja Jahrtausende vor Amphilochos/Mose. Die Historizität des Moseberges (Mûsâ Dâgh) am Vorbei-Weg des Argonautenzuges von Europa über Anatolien zum Nil – ebenso wie am letztendlichen Zielpunkt der Danitenabwanderung von Palästina nach Norden (ca. -1160) zurück nach Danuna (Mallos, Mopsuestia in Kilikien, der heutigen Ebene von Adana, von wo aus die Danaer auf dem Pelopones ihren Anshub erhielten!) – kann man auch aus anderer Perspektive erkennen:

Die Verortung der Mose-Berge der biblischen Traditionen Sinai und Hôreb ist bis heute nicht gelungen! Martin Noth [12] f.]:

„nicht einmal über den Schauplatz des zugrunde liegenden Vorgangs (der Gottesoffenbarung) läßt sich etwas Sicheres sagen. [...] wir kennen die geschichtlichen und damit auch geographischen Zusammenhänge, in die der Inhalt der [...] Sinaitradition hineingehört, nicht.“

Andererseits sind die beiden biblischen Namen des Offenbarungs-Berges Ausdruck des totalen, aber auch ehrlichen Nichtwissens: Hebr. Sinai bedeutet „der Dornbuschige“ und hebr. Hôreb bedeutet „Wüstenberg“. Dabei

scheint aber immerhin der Name Sinai der traditionsgeschichtlich ältere zu sein, weshalb er auch überwiegend gebraucht wird. Doch gibt es neben den Bergnamen noch andere, diesen „Dornbuschberg“ betreffende Überlieferungen [Noth, 123]:

„Einzelzüge in der Schilderung der Begleiterscheinungen der großen Gottesoffenbarung in Ex. 19 lassen daran denken, daß es sich beim Sinai um einen noch tätigen Vulkan gehandelt habe, so vor allem die Angabe, daß der ganze Sinai ›rauchte‹ ›wie ein Schmelzofen‹, weil Jahwe ›im Feuer‹ auf ihn herabgestiegen war (Vers 18). Und dazu kommt noch das seltsame Phänomen der wegweisenden Wolken- und Feuersäule (Ex. 13,21f)“.

Die historisch-kritische Theologie hat diese Phänomene für fiktiv und unhistorisch erklärt, denn „es hat auf der traditionellen Sinaihalbinsel noch in historischer Zeit tätige Vulkane nicht gegeben“ [Noth, 124]. Aber die atl. Wissenschaft hat nicht in Betracht gezogen, dass es seit dem frühen Altertum, schon lange (Jahrtausende) vor Mose, Feuerberge als Richtfeuer für den Schiffsverkehr gegeben hat – und sie hat nicht den Moseberg auf dem Amanus-Gebirge an der äußersten nordöstlichen Bucht des Mittelmeers gekannt (oder doch wenigstens wiss. Literatur über ihn [etwa Schaeffer 1938!]), der mit seinem noch heute vorhandenen riesigen Aschenhaufen an seinem Gipfel einen für die gesamte Gegend so zentralen und deshalb höchst wichtigen Richtfeuerberg darstellte (es handelt sich um ein gleichschenkliges Seendreieck im Nordosteck des Mittelmeeres, gebildet von den zwei Küstenstrecken von 300 km Länge nach West und Süd, und von der 300 km Seestrecke zwischen Zypern und dem Libanon!)

In diesem Dreieck operierten die angreifenden Seevölkerschiffe (evtl. auch mit Jason/Josua und Mopsos/Mose an Bord?), von denen die bis heute letzten Tontafeln aus Ugarit berichten, die in Ugarit vor seiner endgültigen Katastrophe gebrannt/gehärtet worden sind! Die Ruinen der einstigen berühmten Hafen- und Handelsstadt Ugarit (mit hervorragenden Beziehungen nach Nordeuropa!) liegen ca. 75 km südlich des Mûsâ Dâgh-Gipfels. Wenn man die zitierten rätselhaften Aussagen über den Sinai = „Dornbuschberg“ Revue passieren lässt, dann erkennt man mehr und mehr an bislang unscheinbaren Einzelheiten, dass diese biblischen Aussagen über den feurigen Sinai/Dornbuschberg einerseits und die Rolle und das Tun des Argonauten Amphilochos/Mopsos/Mose auf dem Richtfeuerberg andererseits zwei gar nicht weit voneinander entfernte Berichte über ein und dasselbe Vorkommnis sind. Auch dieser Aspekt ist in seiner humanen Tiefe zu berücksichtigen: dass Amphilochos/Mose, der „zivile Richter, Schlichter, Sufet“ seiner Beisassen wie zugleich auch sein dualgesellschaftlicher Partner, der kriegerstämmige Jason/Josua als der Heerführer der Stammeskrieger – dass beide gleichermaßen (Land- und) Seefahrer Argonauten waren! (Der Name „Argo“ des

berühmten Schiffs ist semit.: „der/die/das Bestzurückkehrende“, arab. *ra-ga'a* „zurückkehren“!). Was lag da näher, als dass solche Seefahrer beim Passieren des Mûsâ Dâgh – auf ihrem amphibischen Marsch nach Ägypten gab es auch mindestens 6 semit./israelit. Beisassen-„Stämme“, jeweils zu einem der verschiedenen Gastgeber-Seevölkerstämmen gehörend! Die Seevölker kämpften koordiniert zur See und an Land! – auf diesen wahrscheinlich damals mittelmeerweit berühmtesten Richtfeuerberg stiegen, um Dank zu sagen und den Segen ihrer (verschiedenen!) Götter zu erleben!

Nach all dem nehme man nun noch hinzu, dass vom Gipfel des Mûsâ Dâgh aus in Sichtweite (ca. 50 km Richtung Westnordwest) auf dem westlichen Ufer des Ausgangs der (heutigen) Bucht von Iskenderun in vorhellenistisch-hellenistischer Zeit das so berühmte, alte, Amphilochos und Mopsos geweihte Orakel von Mallos lag (man hatte aus den Synonymen Amphilochos und Mopsos zwei verschiedene, wenn auch immer noch unter sich verwandte Personen gemacht!). Außerdem gab es in diesem früher oder später Danuna genannten Landstrich südlich des Taurusgebirges die Stadt Mopsuestia (= „(der zentrale) Herd/das Kultfeuer des Mopsos“; griech. *hestia*/lat. *vesta* „Herd“ sind Lehnwörter aus dem semit. *wast(iya)* „Mitte“, auch im Semit. und Arab. = „[zentraler] Herd, Herdfeuer in einem Zelt oder einem Rundtempel“). Diese Stadt Mopsuestia dürfte die Residenzstadt der auf Amphilochos/Mopsos/Mose folgenden Mopsos/Mose-Dynastie gewesen sein. Mopsos/Mose war ein Sufet = der „schlichtende“ Chef aller seiner semit. Beisassen minderen Rechts. Er scheint friedlich gestorben zu sein.

Es könnte durchaus auch sein, dass die bekannte Überlieferung über die Abwanderung der Daniten aus dem Wirrwarr des südlichen Palästina nach dem nördlichen Ort *Dan* ([Ri. 18]; im südlichen *Beqa'*-Tal des Libanon auf der geograph. Breite von Tyros; früherer Name bis zur angeblichen danitischen Eroberung: *Layisch* „Löwe“ und/oder *Leschem* „Kurierposten“ gemäß akkad. *lâsim/lâschem* „Kurier“, = „kein Friedens-Abzeichen-*schem*-Träger = kein Semit/schemit“?) ein früh bemühtes Alibi gewesen ist dafür, dass diese israelitischen (?) Daniten (unter ihnen waren der Sohn Moses Gerson [! german. = Sohn des Gêr = des Fremden mit Schutzbrief!]) und weitere Verwandte des Mose! Mose selbst dürfte jüngst zuvor schon verstorben gewesen sein!) die große semitische, wenige Jahrzehnte zuvor aus Dänemark nach Palästina gekommene Beisassengruppe minderen Rechts waren, und zwar höchstwahrscheinlich speziell als die Beisassen der Philister/Friesen aus Friesland! Was bedeutet, dass sie damals schon sehr früh (ca. -1170/60) aus Palästina sehr weit abgewandert sind (wie andere Stämme und Beisassen auch, aber die sehr bedeutenden Daniten viel entschiedener, angesehener und zahlenmäßig umfangreicher und somit spektakulärer), so dass diese frühe (der Aufenthaltsbereich der Dan im Süden Palästinas vor ihrer Abwanderung nach Norden

hieß *mahanä dän* „Kriegs-/Feldlager der Dan“, was auf ein dort im Süden, nach der Niederlage am Nildelta, noch nicht Fußgefaßhaben der Dan hindeutet!) und weite Entfernung Dans (ca. 350 km, durch zwischenliegende Staaten mit unterschiedlichen Völkern besonders weit) tatsächlich eine grundsätzliche und endgültige Trennung vom übrigen Haupt- und Gesamt- oder Nest-Israel bedeutet hat!

Denn die Daniten waren nach der Landschaft Danuna am Südrand des Taurus abgezogen, und das hieß auch: nach dem Mûsâ Dâgh, zum Orakel des Amphilochos/Mopsos/Mose in Mallos und nach Mopsuestia (der Residenz der noch für einige Jahrhunderte weiterlebenden Dynastie der Mopsiden, die sich auf den Mopsos/Mose, den Partner des Kriegsfürsten Jason/Josua der Argonauten von Nordeuropa her, zurückgeführt hat) – alles alte, echte, semit. Mose-Traditionen, denn Mose war zweifellos abstammungsmäßig ein Danite aus Dänemark! Die Daniten wohnten dort im kilikischen Danuna – nach Erhalt einer vertraglichen Schutzzusage von den dortigen Kriegerstämmen – weiterhin als Hebräer/Beisassen minderen Rechts, jedoch eben bei anderen, neuen Gastgeberstämmen, deren eigene, eigenartige Religion und Sitte sie, wie üblich und selbstverständlich in der Dualen Gesellschaft, vorbehaltlos respektierten – was sicher ein Anlass war für das in Palästina verbliebene Juda und „Nest-Israel“, sich bewusst und entschieden von diesen Daniten auch geistlich-religiös für immer loszusagen und zu trennen!

Das im mittleren und südlichen Palästina verbliebene Nest-Juda und Nest-Israel hat sich also von diesen zu weit nach Norden weggezogenen Daniten, und d.h. auch von diesen historisch echten, alten Mose-Traditionen vom Mûsâ-Berg, vom Orakel des Amphilochos/Mopsos/Mose in Mallos und von der entstandenen Mose-Dynastie in Mopsuestia abgewandt und abgeschottet. Und in diesem Zusammenhang hat angeblich Dan – tatsächlich aber nur in der ‘Geschichtsschreibung’ Judas/Israels (fraglich wann? -1050?) – an der nördlichsten Grenze seines südlichen Einflussesgebietes in Nord-Galiläa (im südlichen Libanon, von dort ist es noch 350 km weit bis zum Mûsâ-Berg, und dazwischen lagen Herrschaftsgebiete von Kana’anäern, Syrern und Aramäern!) angeblich ein vorher und nachher unbedeutendes Dorf erobert und es „Dan“ genannt. Dieses Dan erscheint nun im Rückblick als eine leere Ersatzzielscheibe zur Ablagerung allen Missmuts der Nesthocker-Judäer/Israeliten im Süden auf die abtrünnig gewordenen einstigen Verbündeten von Europa her, die Dan = Dänen, nun tatsächlich im kilikischen Danuna. Und diese israelitische Namensfindung für einen vorher und nachher kaum bekannten Ort (von ihm und seinen danitischen Neubürgern wird später nichts geschichtlich Substantielles mehr berichtet) erscheint zugleich als eine Ausgrenzung und Ausblendung der echten Daniten im kilikischen Danuna samt ihrer vielen echten Mose-Traditionen! Im Nesthocker-Juda/Israel musste man, wenn man die

Mosegeschichten in wesentlichen Punkten beibehalten wollte, eine neue Geographie im südlichen Palästina dafür erfinden. So verwaiste schließlich der Mûsâ Dâgh.

Das nach der Darstellung der Bibel von den Daniten angeblich (wann?) eroberte, in Relation zum Mûsâ Dâgh weit südlichere Dan (Südlibanon) war also, als Kurierposten zum Wechseln der Pferde in ansonsten abgelegener Berggegend, so unbedeutend, dass, nach der angeblichen Eroberung dieses Ortes Dan durch die Daniten, im AT nirgends mehr von Dan und diesen Daniten (Dänen) zu lesen ist (trotz ihrer unmittelbaren Verwandtschaft mit Mose!) – abgesehen von der hier und da und immer wieder im AT stereotyp wiederholten deuteronomistischen Selbstanklage, dass die Israeliten nicht nur im zentralen Beth-El (mitten in Israel), sondern auch die Daniten in ihrem entlegenen, angeblich eroberten und umbenannten Dan einen gotteslästerlichen Baals- und Stierkult pflegten. Auch diese Erzählung wäre möglicherweise durchaus nichts weiter als ein nützliches Alibi: In einem unbedeutenden Dorf mit Kurierposten in abgelegener Gegend von einem verhassten israelitischen Stierkult sekundärer Bedeutung zu wissen (weshalb ansonsten im AT später keine Rede mehr davon!), ist für israelitisch-judäische Religions- und Machtpolitiker jener Zeit sicher erträglicher gewesen als etwa ständig zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass einstige danitisch-israelitische „Volksgenossen/Beisassengenossen“ sich eigenwillig-unerlaubt viel zu weit und zudem auch geistlich endgültig vom Kern „Juda und Israel“ in Palästina entfernt und entschieden getrennt haben – um weit im Norden einem im israelitischen Kernland emphatisch abgelehnten Glauben anzuhängen (dem uralten, einst allen Israeliten eigenen Baal- und Stierkult) – und um trotz dieser ihrer angeblich himmelschreienden Gottlosigkeit in blühenden und sicheren Umständen zu leben. Danuna hatte kulturell und wirtschaftlich ein hohes, anziehendes Ansehen.

Diese wenigen hier erläuterten Umstände sprechen eindeutig für die Historizität allein des argonautischen Mose und allein des argonautischen Mose-Berges als des Feuerberges der Offenbarung an der nordöstlichsten Bucht des Mittelmeeres – wie auch dafür, dass es nur einen großen Kriegszug der Seevölker und ihrer verbündeten semit.-hebräischen Beisassen minderen Rechts (seit ca. -1200) von Europa her über Anatolien am Moseberg vorbei zum Nildelta und zur dortigen schweren Niederlage gegeben hat – und dass danach keine israelitische kriegerische Landnahme/Eroberung Kana‘ans von Ägypten her erfolgte, sondern dass sich eine ca. 200-jährige Stagnation ausbreitete unter den, vom Nildelta in das auf dem Hinweg nach Ägypten zerstörte Phönizien-Kana‘an zurückgefluteten, allenthalben schwer geschlagenen verschiedensten Gesellschaftsgruppen. Sie haben versucht, in verschiedener

Weise jeweils für sich neue gesicherte und zukunftssträchtige Gesellschaftsverhältnisse zu entwickeln.

3. Die dritte perspektivische Fluchtlinie

Sie ist die Linie zwischen den frühen kriegerstämmigen Benjaminern im nördlichen Land Judäa/Ya'ûdi am Euphrat – wie sie z.B. in den Keilschriftbriefen des Zimrilim von Mari (ca. 1800–1750) beschrieben sind – und den viel späteren biblischen Benjaminern und Judäern im („israelitischen“) Judäa westlich des Toten Meeres zur Zeit der Israeliten in Palästina. Diese jedenfalls namentliche Beziehung zwischen früheren (euphratischen) und späteren (palästinischen) Benjaminern bzw. Judäern legt aber von vornherein auch zumindest den starken Verdacht auf eine frühe und andauernde genealogische Beziehung zwischen nördlichen und südlichen Benjaminern bzw. Judäern nahe.

Die biblisch-alttestamentliche Tradition wie auch die moderne alttestamentliche historisch-kritische Forschung haben diesen naheliegenden Verdacht auf einen alten genealogischen Zusammenhang zwischen diesen frühen euphratischen (ca. -1800) und den späteren südpalästinischen Benjaminern/Judäern (ca. -1100) abgelehnt. Diese bisherige Ablehnung war und ist insbesondere durch die in drei Jahrtausenden gepflegt Anschauung bedingt, dass Juda und Benjamin und „Joseph und seine Brüder“ lange Zeit in Ägypten gewesen wären und von dort aus als „Volk Israel“ (vorgeblich in einem Zwölf-Stämme-Bund) gemeinsam das Land Kana'an erobert und zum Erbbesitz genommen haben.

Diese späte Sicht einer ägyptischen Frühgeschichte Israels und Judas ist jedoch inzwischen archäologisch und altorientalistisch widerlegt, weshalb dann seit den 1960er Jahren von Mendenhall und Gottwald die Theorie entwickelt worden ist, Israel sei in einem internen revolutionären Entwicklungsprozeß im Lande Kana'an selbst aus Kana'anäern entstanden – eine Theorie, die sich nicht durchsetzen konnte –, auch weil sie keine Lösung brachte, ja nicht bringen sollte, für das naheliegende Problem eines engen, weil genealogischen Zusammenhangs zwischen den früheren Benjaminern und Judäern vom Euphrat (ca. -1800) einerseits und den späteren Benjaminern und Judäern im südlicheren Westen des Toten Meeres (seit ca. -1200) andererseits. Man wollte nach der Erfindung der Mär von den „12 Stämmen Israels in Ägypten“ solchen Rückfall in die wahre tatsächliche Geschichte nicht („Ägypten hatte kein 12-Stämme-Volk Israel bei sich“)! Die gegenwärtige zuständige Wissenschaft bleibt bei dem melancholischen Geständnis, dass sowohl betreffs des biblischen Benjamin (als dem jüngsten Sohn Jakobs und damit als dem am spätesten zu Israel gestoßenen Stamm!) als besonders auch

Juda betreffend (er begegnet als besonderer und eigentlicher Gegenstand der Überlieferung praktisch nur einmal [Gen. 38], wobei auch keinerlei Bezug zu den 10 Stämmen Israels gegeben ist! Andererseits erscheint Juda integriert in die 12 Stämme Israels in Ägypten in der Geschichte von „Joseph und seinen Brüdern“, wo dieser Juda aber den ältesten der 12 Brüder, Ruben, aus seiner früheren Position als Ältester der 12 verdrängt hat [s. Vaux, 131 ff.]. Juda ist auch [Ri 5] in der gemeinsamen frühen Schlacht Israels und der Seevölker unter „Debora“ auf dem Weg von Anatolien zum Nildelta nicht existent) ein in der Bibel auffallendes Schweigen herrscht: Beide erscheinen als nicht fest in der Geschichte Israels verankert – abgesehen eben von der (späten) Novelle *Joseph und seine Brüder*, die keine Geschichtsdarstellung, sondern ein spätes Märchen ist.

Nun hat William Foxwell Albright, der große biblisch orientierte Altorientalist, spät in seiner großen wissenschaftlichen Laufbahn, nämlich 1973 [5-33, 48-76] dargelegt, dass die große Stammesgruppe der Benjaminer im Gebiet zwischen Babylon im Südosten und bis Sam'al/Zinjirli und Jamhad/Aleppo im Nordwesten unter sich die benjaminitischen Unterabteilungen Amnânum, Yahrurum und Ubrâbum hatte (spätestens seit ca. -2000), und dass eben diese soeben genannten drei Unterabteilungen der übergeordneten nördlichen Benjaminer (am Euphrat) auch im südlichen palästinischen Raum (spätestens seit ca. -1200) als dort siedelnd genannt werden – in der hebräischen Bibel mit den Differenzen der Schreibung und Lautung, die im Sprachlichen hin und her zwischen verschiedenen Völkern und Zeiten zu erwarten sind, ohne dass deshalb Zweifel an der Identität dieser drei Stammesnamen der drei genannten Untergruppen hier und dort berechtigt sind.

Aber diese drei nördlichen Unterstämme der euphratischen Benjaminer begegnen später (seit ca. -1200) im Süden Palästinas nicht unter dem Oberstammesnamen Benjaminer, sondern – namentlich als eben diese gleichen Untergruppen – unter dem Obernamen der (palästinischen) Judäer im (seit -1200 langsam entstehenden) Staate Juda westlich des Toten Meeres!

Diese Merkwürdigkeit – dass ein- und dieselben drei Unterstämme (Amnânum, Yahrurum und Ubrâbum) einmal (um -1800) im Norden (zwischen Babylon und Aleppo) unter dem „Oberstamm Benjamin“ firmieren, aber später (nach -1200) im südlichen Palästina unter dem „Oberstamm Juda“ – lässt sich schlüssig daraus erklären, dass die „Oberstammesnamen“ Benjamin und Juda „partielle Schnittmengen-Synonyme“ sind: Ihre Bezeichnungen meinen im Prinzip das teilweise Gleiche, aber sie meinen es vermittelt der Bezeichnung verschiedener, aber doch unterschiedlich gemeinsamer Eigentümlichkeiten: Juda = „die zu *Yâhû* Gehörigen“ und Benjamin = „die Söhne des Schwurs/Jamîn/der (rechten) Schwurhand“ (wir haben diese Kern- und frühe Hauptbedeutung von „*yamîn*“ schon behandelt!).

Gelegentlich haben wir schon auf Umstände hingewiesen, die dafür sprechen, ja die beweisen, dass Benjamin und Juda verschiedene Namen für prinzipiell die gleiche dualgesellschaftlich-eine symbiotische Menschengruppe gewesen sind, und zwar in diesem Fall unter der Bezeichnung „Juda“ = „Yâhû zugehörig“ für die kriegerische Hälfte der Dualgesellschaft; und „Benjamin“ ebenso für diese kriegerische Hälfte, aber unter anderer Eigenschaft: „Schwurbrüder“. Wir haben schon auf Julius Lewy und auf Cyrus H. Gordon hingewiesen, die in dem lautlich variierenden nördlichen Namen *ya 'ûdî*, *Yehûdî* die ursprüngliche Totengeist-Anrufung *Yâhû* enthalten sehen („Oh Er!“, die später zum „Gottesnamen“ Yahwe wird [Mowinckel, 121 ff.; Lienhard Delekat †, die hervorragende Abhandlung meines Göttinger Studiengenossen aus dem Anfang der 1950er Jahre], so dass auch in der späteren Wortform *Juda* der „Name“ *Yâhû* (bzw. die noch weit spätere Wortform *Yahwe*) enthalten ist.

Die Bezeichnung des palästinischen Oberstammes Juda/Judäer hat also die Bedeutung „die zu *Yâhû/Yahwe* Gehörenden“ gehabt. Dazu passt, dass dieser Oberstamm und spätere „Südstaat Juda“ der Hauptagitator für die Entwicklung und Verbreitung des rigoros monotheistischen Gottesnamens *Yâhû/Yahwe* gewesen ist (s.u. zu Bernhard Lang). Und das wiederum passt genau zu der unbestreitbaren Tatsache, dass dieser „Gottesname“ *Yâhû* in ganz klar erkennbarer Weise aus der Nord-Süd verlaufenden semi-ariden Zone östlich des Jordan-Grabens und westlich der Ausläufer der arabischen Wüsten gekommen ist – und zwar, in Nord-Süd-Erstreckung, vom Norden der euphratischen (synonymen) Judäer und Benjaminer bis zum *Se 'ir*-Gebirge östlich des Golfes von *'Aqaba*. Dieser „wüstenbeduinische“ „Gottesname“ (*yâ hû* = „Oh Er“! Das ist die Anrufung eines Totengeistes!) war in Phönizien-Kana'an nicht (mehr) zu Hause. Diese semi-aride Zone aber war tatsächlich ganz eigentlich der Lebensraum der Kriegerstämme mit noch blutrechtsreligiöser, d.h. nicht-monotheistischer *Yâhû*-Religion – und sicher mit weit weniger Beisassen minderen Rechts unter ihrem Schutz als das im eigentlichen Kulturland westlich des Jordangrabens seit langer Zeit schon der Fall war.

Die Benjaminer sind in den zuständigen Wissenschaften bisher als „die Söhne des Südens“ interpretiert worden, was aber schlicht falsch ist. Denn semit./arab. *al-Yamîn* bedeutet keineswegs grundsätzlich „die rechte (Hand)“ = „der Süden“ (‘rechter Hand’) = ‘Süden’, weil man sich für die Bezeichnungen der Himmelsrichtungen nach Osten als dem Aufgang der Sonne orientierte). *Al-Yamîn* bedeutet zuallererst „die rechte Hand“, und die trägt einige verschiedene Bedeutungen, die häufiger und wichtiger daherkommen als die Bedeutung „der Süden“. Das Arabische kennt zwar auch, aber gebraucht sehr selten diese Bedeutung von *al-Yamîn*, aber es hat überhaupt ein anderes und fast ausschließlich gebrauchtes arabisches Wort, um den Süden zu bezeich-

nen: *al-ganûb* „der Süden“ (eigentlich „die Seite“). Die Bedeutung „der Süden“ des semit./arab. *al-Yamîn* ist tatsächlich nur die etwa 5. oder 6. Bedeutung dieses Wortstamms *y-m-n*, wenn man die Häufigkeit des Vorkommens seiner einzelnen verschiedenen Bedeutungssektoren in Betracht zieht.

Zwei weitere allgemeine Gründe sprechen ebenfalls dafür, dass die im AT und den atl. Wissenschaften selbstverständlich gewordene Bedeutung von Benjamin „Söhne des Südens“ schlechthin falsch ist, weil die späteren Kompilatoren der tradierten Texte die tatsächlich herrschenden Umstände von einst nicht mehr verstanden haben oder auch gar nicht mehr verstehen wollten: So ist die Rede davon [Gen 35,16-18], dass Rahel, eine der Stammmütter Israels, vom Stammvater Jakob schwanger war und eine sehr schwere Geburt hatte. Sie nannte im Sterben ihr neugeborenes männliches Kind „Sohn meines Unheils“: *ben 'ôni*. Aber ihr Mann, der Stammvater Jakob, gab ihm den Namen „Benjamin“ (= „Sohn der Rechten“ = „Sohn des Glücks“ (der lat. Ausdruck „*arabia felix*“ ist ganz eigentlich die lat. Übersetzung des altarabischen *yamîn* „glücklich, wahr, rechter Hand“ im Gegensatz zur „unguten, sinistren“ linken Hand. Dieser Gegensatz von links-rechts als „ungut/unheilvoll ↔ gut/heilvoll“ ist weltweit verbreitet).

Diese Genesis-Textstelle [35,18] entspringt offenbar einer guten alten Sprachtradition (schon bei den euphratischen Benjaminitem!) und zeigt, dass in frühen Zeiten Israels diese, auch weltweit verbreitete Bedeutung von „rechts“, nämlich „heilvoll, glücklich, (mit der rechten Hand) Gutes beschwörend“ selbstverständlich und allen Umständen nach die Hauptbedeutung war. Die Bedeutung *yamîn* = „rechts“ = „Süden“ hatte nur ein marginales Vorkommen. Dennoch ist es [Gen 35,18] im AT die einzige Textstelle, die noch diese alte Hauptbedeutung deutlich aufzeigt. Das liegt mit Sicherheit daran, dass eine spätere Zeit (seit ca. -900) diese Hauptbedeutung „Benjaminiter = die blutrechtsreligiösen Schwurhände = die Kriegerstämmigen, die den Beisassen minderen Rechts unverbrüchlichen Schutz zuschwören“, nicht mehr kennen und dulden wollte (weil dieser Ausdruck die Duale Gesellschaft und ihren fundamental-unverzichtbaren blutrechtsreligiösen Polytheismus positiv bewertete!).

Der zweite allgemeine Grund für die Erkenntnis, dass die frühen (ca. -1800), nördlichen (euphratischen) Benjaminiter in einem genealogischen Zusammenhang stehen mit den späteren südlichen (seit ca. -1200) Benjaminitem westlich des Toten Meeres, ist die Tatsache, dass diese nördlichen Benjaminiter in solch großer Zahl in diesem Landstrich von Aleppo bis Babylon vorhanden waren, dass man versucht ist, übertreibend von „so viele wie Sand am Meer“ zu sprechen. Und die symbiotisch-beisässigen „Mitbürger“ dieser Benjaminiter im Norden, die Hânäer (die zahlenmäßig etwa gleichstarken Beisassen minderen Rechts, keine Waffenträger, kein Landbesitz), lebten mit

ihnen zusammen in einer Art, die man nur als das typische symbiotische Miteinander von (bodenständigen!) Kriegerstämmen mit ihren (grenzüberschreitend mobilen fremden) Beisassen minderen Rechts verstehen kann – jede Seite mit ihrer eigenen differenten Religion!

Es ist nun betreffs dieser so zahlreichen nördlichen Benjaminer überhaupt nicht zu verstehen, wieso sie dort hoch oben im (euphratischen) Norden (weiter nördlich beginnt mit anatolischen, iranischen und zentralasiatisch-türkischen Sprachen und Kulturen – und mit beisässigen Aramäern eigener spezieller Religion – eine andere Welt!), und angesichts ihrer großen landschaftbestimmenden Zahl, sich in ihrer dortigen nordwestsemitischen Sprache „Söhne des Südens“ genannt haben sollen, zumal gar nichts davon zu erkennen ist, dass diese nördlichen Benjaminer tatsächlich zuvor in irgendeinem mehr oder weniger bedeutenden „Süden“ ansässig gewesen wären. Das gilt auch für die späteren südlichen Benjaminer westlich des Toten Meeres: Auch für sie gibt es in der altorientalischen Literatur keinen Anhaltspunkt dafür, dass sie aus einer weiter südlich gelegenen und als „benjaminisch = südlich“ bekannten Gegend in das zentrale Kana'an gekommen wären (der Jemen war *arabia felix*, das „glückliche Arabien“! Phaeton!).

Diese merkwürdigen Umstände zwingen einfach dazu, dass man anerkennen muss, dass die Bezeichnung „Benjaminer“ in früher Zeit (spätestens seit -2000) die Kernbedeutung dieses semitischen Wortstamms hatte: „die Söhne der (heilverheißenden) rechten Schwurhand“ (ihre Bezeichnung mittels eines der wesentlichen Charakteristika der kriegerischen Hälfte der Dualen Gesellschaft!), und dass man verstehen lernen muss, dass sowohl die nördlichen als auch die südlichen Benjaminer und Judäer (beide Namen sind Synonyme, zu denen in früher Zeit auch noch die synonymische Benennung *Akkader*, „Knotenmacher = Vertragschließer“ gehörte. Diese semit. Wortwurzel '-q-d ist auch im griech. *Amphiktyonie* und *Hiketiden* enthalten!) niemals Hebräer („über die Grenzen Geher“ = „Beisassen minderen Rechts“) gewesen sind. Sie haben immer zur blutrechtsreligiösen kriegeristämmigen Hälfte der altweltweiten Dualen Gesellschaft gehört. Und die hebräischen (= unbewaffnet altweltweit grenzgängerischen) 10 „Stämme“ der Israeliten (ohne die Kriegerstämme Juda und Benjamin!) gehörten immer und unverzichtbar zur nichtkriegerisch-zivilen-beisässigen Hälfte der altweltweiten Dualen Gesellschaft!

Literatur

- Albright, William F. (1973): *The Biblical Archaeologist*, Bd 36
- (1936): *BASOR* = *Bulletin of the American Schools of Oriental Research*, Bd 62, S. 26 ff.
Cassin, Elena / Botéro, Jean / Vercoutter, Jean (1966): *Fischer Weltgeschichte Bd 3* ·

- Die Altorientalischen Reiche II · Das Ende des 2. Jahrtausends*; Frankfurt/Main
- Delekat, Lienhard (1971): Jáho-Yahwáe und die alttestamentlichen Gottesnamenkorrekturen; in *Festgabe Karl Georg Kuhn*, Göttingen, 23-75
- Dus, Jan (1963): Die Sufeten Israels; *Archiv Orientalni* 31,444-469
- Gottwald, Norman (1979): *Tribes of Yahwe*; New York
- Mendenhall, George E. (1962): The Hebrew Conquest of Palestine; *The Biblical Archaeologist* 25 (3) 66-87
- Mowinckel, S. (1961): The Name of the God of Moses; *HUCA* 32, 121 ff.
- Noth, Martin (1966): *Geschichte Israels*; Göttingen
- Schaeffer, Claude (1938): *Syria*, Bd 19
- Vaux, Roland de (1970): The Settlement of the Israelites ... and the Origins of the tribe of Judah; *Translating und Understanding the OT; Essays in Honor of Herbert Dordon May*
- Werfel, Franz (1933): *Die vierzig Tage des Musa Dagh*; Berlin

Dr. Günter Lüling, 91052 Erlangen, Liebigstr. 8

Satan oder Lucifer

Eine grundsätzliche Velikovsky-Kritik

von Heribert Illig

Nach 35 Jahren der Beschäftigung mit Chronologie, nach 30-jährigem Verfassen einschlägiger Literatur und nach 25-jähriger Herausgabe dieser Zeitschrift gebe ich meine Unterstützung von Velikovskys planeteninduzierten Katastrophenszenarien auf. Auslöser waren gleichermaßen die zufällige Lektüre von Georg Afanasjews Bibelkritik, die auch 40 Jahre nach ihrem Erscheinen noch erstaunlich frisch und aktuell ist, der verzweifelt zu nennende Versuch von Charles Ginenthal, Velikovskys Thesen zu retten (s. S. 653) und das Aufstöbern von Ev Cochranes Rezension, die im selben SIS-Heft steht wie der erstaunliche Artikel von Steve Mitchell über englische dark ages (s. S. 668). Die eigentlichen Zweifel gehen weit zurück, was die Leser daran erkennen konnten, dass planetare Katastrophen von mir seit langem nicht mehr als Erklärungsmuster herangezogen worden sind, allenfalls als Reminiszenz.

Venus

Welten im Zusammenstoß, 1950 publiziert und bereits im Jahr darauf auf Deutsch verfügbar [= V. \approx 1978], besteht aus zwei Teilen: dem über Venus und dem über Mars. Der erste Teil endet mit dem Abschnitt *Venus wird zum Morgenstern*, der zentrale Aussagen Immanuel Velikovskys enthält:

„Venus ist im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung als Komet geboren worden. In der Mitte des zweiten Jahrtausends kam sie zweimal mit der Erde in Berührung und änderte ihre Kometenbahn.

[... Ihre] Umlaufzeit [recte.: Umlaufbahn] kreuzte vielmehr die Bahn der Erde und bedrohte sie alle fünfzig Jahre. [...]

Seit dem Ende des 8. Jahrhunderts vor der Zeitrechnung verfolgt die Venus eine Bahn zwischen der des Merkur und der Erde, die sie seitdem stetig eingehalten hat. Sie wurde zum Morgen- und Abendstern“ [V. 185, 180, 184].

Diese Passage ist zentral, denn hier wird der Antagonismus zwischen friedlichem Abendstern (Hesperos) und bedrohlichem Morgenstern (Phosphoros, Lucifer) aufgebaut. Ein grandioses Schreckensszenario entsteht: Der Planet Venus war nicht immer so sichtbar, wie er für uns am Himmel steht. Vielmehr ist er in für Menschen erinnerbarer Zeit vom Jupiter wie ein Komet ausgeschleudert worden, hat die Erdbahn beeinträchtigt und unseren Planeten in

regelmäßigen Abständen bedroht, bis er schließlich vom Mars auf die heutige Bahn gebracht worden ist, wobei ein zweites Mal Erdbahn und/oder Achsneigung verändert worden sind. (Gerade diese postulierten Veränderungen im Planetensystem samt der scheinbaren Verwechslung zwischen Komet und Planet – er hätte nur von einem Planeten mit Schweif schreiben müssen – haben die größten Widerstände gegen seine Thesen hervorgerufen.) Dieses Bild ergab sich aus griechischen Göttermithen und biblischen Berichten, insbesondere aus dem Sturz von Engeln, vor allem von Satan. Für die Wandlung der Venus dient ihm u.a. Jesaia [14,12 f.]:

„»Wie bist du vom Himmel gefallen, du strahlender Morgenstern! Wie bist du zur Erde gefällt, der du die Völker heimsuchtest! Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über Gottes Sterne erhöhen!« Septuaginta und Vulgata übersetzen beide mit Morgenstern oder Luzifer. [...]

Man fragte sich, warum der strahlende Morgenstern, der Lichtbringer, der Luzifer, in der Vorstellung der Völker als eine Macht des Bösen, als ein gefallener Stern lebt. Was hat es mit diesem lieblichen Gestirn auf sich, daß sein Name gleichbedeutend ist mit Satan oder mit dem ägyptischen Seth, der dunklen Macht?“ [V. 184].

Jesaias Vision

Es lohnt sich, dieser Aussage seines Kronzeugen Jesaia nachzugehen. Die Abschnitte 13 und 14 stehen heute unter der Überschrift „Das Gericht über Babel“ und enthalten zunächst „Die Vernichtung Babels“, nach Jesaias [13,1] eigener Aussage eine „Vision“ schwärzester Art:

„Seht der Tag des Herrn kommt, voll Grausamkeit, Grimm und glühendem Zorn; dann macht er die Erde zur Wüste, und die Sünder vertilgt er. Die Sterne und Sternbilder am Himmel lassen ihr Licht nicht mehr leuchten. Die Sonne ist dunkel, schon wenn sie aufgeht, der Mond läßt sein Licht nicht mehr scheinen. Dann bestrafe ich den Erdkreis für seine Verbrechen und die Bösen für ihre Vergehen [...]

Wie es Sodom und Gomorra erging, als Gott sie zerstörte, so wird es Babel ergehen, dem Kleinod unter den Königreichen, dem Schmuckstück der stolzen Chaldäer. Für immer wird es unbewohnt sein, bis zu den fernsten Generationen wird es nicht mehr besiedelt.“

Hier begegnen wir einmal mehr dem eifernden und rächenden, dem geradezu in Blut watenden Jehova. Befremdlicherweise straft er nicht sofort Babylon, sondern zunächst alle Menschen – „die Menschen mache ich seltener als Feingold“ [Jes 13,12] –, dann erst attackiert er die Hauptstadt des babylonischen Reichs, auf deren Gelände bald Hyänen und Schakale heulen werden

[Jes 13,22]. Israel wird dann Ruhe gewährt, worauf es „auf den König von Babel dieses Spottlied singen“ wird [Jes 14,4]. Dieser König wird nicht benannt, aber im Totenreich wird er von allen Fürsten der Erde begrüßt werden. „Auf Würmer bist du gebettet, Maden sind deine Decke“ [Jes 14,11]. Zuvor habe er eine steile Karriere geplant:

„Ich ersteige den Himmel; dort oben stelle ich meinen Thron auf, über den Sternen Gottes; auf den Berg der (Götter)versammlung setze ich mich, im äußersten Norden. Ich steige weit über die Wolken hinauf, um dem Höchsten zu gleiche. Doch in die Unterwelt wirst du hinabgeworfen, in die äußerste Tiefe“ [Jes 14,13-15].

Hier geht es nicht nur um einen Absturz, sondern zuvor auch um einen unvergleichlichen Aufstieg, wie ihn ein der Ekliptik folgender Planet nicht machen könnte. Ikarus wäre der passendere Vergleich, stieg doch Dädalus' Sohn in eigener Hybris so weit auf, bis ihn die Sonne zum Absturz brachte. Dem Ikarus entspräche dann ein höchst irdischer König, dessen Niederlage und ganz gewöhnlicher Tod erhofft wird. Diese Aussage steht unmittelbar vor dem „du bist vom Himmel gefallen“! So unternimmt Velikovsky den im Kern ungültigen Versuch, aus der wütenden Prophezeiung gegen einen gehassten König eine Aussage über längst vergangenes Himmelsgeschehen abzuleiten. Er hätte auch ganz banal folgern können, dass von Juda aus gesehen das verabscheute Babylon im Osten, also im Morgen(land) liegt [Afanasjew, 143] und der dortige Gewaltherrscher hoffentlich bald stirbt.

Die biblischen Schriften kennen vor Jesaja keinen derartiger Himmelssturz. Einen Hinweis gibt uns die *Einheitsübersetzung* in einer Fußnote zu Jesaja [14,12]: „Nach babylonischer Anschauung wurde Helel, der Sohn der Morgenröte, in die Unterwelt gestürzt, als er in den Himmel aufsteigen wollte.“ Davon spricht auch *Wikipedia* [↔ Helel] in einer vorläufigen Fassung:

„**Helel** war der babylonische und kanaanitische Gott des Morgensterns und Sohn von Šahar, Gott des Sonnenaufgangs. [...] Im Judentum wird Helel nicht als Satan interpretiert, sondern Helel und Schahar fallen zusammen mit Babylon, deren Götter sie sind.“

Der Teufelssturz

Wie wird daraus nun der christliche Teufelssturz? Die beiden Ereignisse dürfte erstmals Origenes (185–254?) verknüpft haben, der als Theologe in *De principiis (Über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft)* einen logisch nicht tragfähigen Analogschluss zieht.

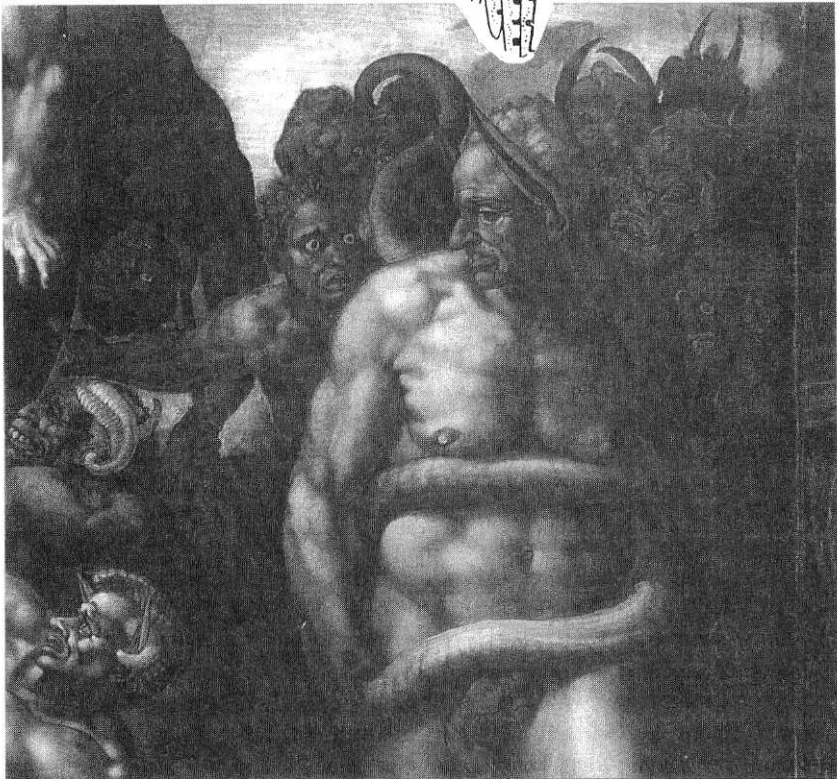
„Ein Aehnliches ist es mit den Aeußerungen des Jesaja (14, 12. flg.) über ein anderes dämonisches Wesen. Offenbar war es nach diesen ein »Lichtträger«, der vom Himmel fiel; denn, wäre er, wie Einige meinen, das

Wesen der Finsterniß, wie könnte er vorher der Träger des Lichtes geheißen haben? Wie könnte er mit dem Morgen aufgehen, wenn er keine Gemeinschaft mit dem Lichte hatte? *Der Herr vergleicht seinen Fall mit einem Blitz* (Luc. 10, 13. [recte: Luk 10,18; Hl]); ganz bezeichnend, er war einst ein Licht. *Nun vergleicht der Herr seine eigene glorreiche Ankunft* (Matth. 24, 27.) *ebenfalls mit dem Blitze*. Mithin muß auch der Gefallene einst im Himmel gewesen seyn, zu den Heiligen gehört und an dem Lichte Antheil gehabt haben, vermöge dessen es »Engel des Lichtes« gibt, und die Apostel von dem Herrn »das Licht der Welt« genannt werden“ [Origenes, *De principii*, Buch 1, Abschnitt 4, Kap. 5.; Hvhg. Hl].

Bei Matthäus [24,27] steht: „Denn wie der Blitz bis zum Westen hin leuchtet, wenn er im Osten aufflammt, so wird es bei der Ankunft des Menschensohnes sein.“ Weil zweimal in den biblischen Schriften der Vergleich mit einem Blitz gezogen wird, muss es sich in beiden Fällen um ein himmlisches Wesen handeln? Oder gar um ein und dasselbe göttliche Wesen? Der Gewährsmann für Origenes' nichts beweisenden Analogieschluss ist Lukas [10, 18], der in seinem Evangelium schreibt: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ Woher weiß das der Evangelist? Aus dem Alten Testament?

Dort wird der Satan nur drei Mal genannt: Bei *Sacharija* [3,1] steht er zur Rechten des Herrn, bei *Hiob* [Ijob 2,1] tritt er mit den Kindern Gottes vor den Herrn, ist also kein Widersacher Gottes, kein Gefallener. Im *Buch der Chroniken* [1 Chr 21,1] reizt er schließlich David, er solle Israel zählen lassen – kein satanisches Verbrechen, aber vielleicht Ursprung aller Vorbehalte gegen behördlichen Zensus. Diese Episode gibt es auch in einer älterer Fassung [1 Sam 16,14]; hier reizt anstelle Satan noch Gott selbst den David. So wurde Jahwe im *Buch der Chroniken* von dem Ruch befreit, Volkszählungen anzuordnen, indem sein noch keineswegs gefallener Engel das für ihn erledigt. Unabhängig vom Zensus ist zu konstatieren: Das AT kennt keinen Satan im christlichen Sinne von Teufel, schon gar nicht einen vom Himmel gestürzten Satan!

Nur in einem apokryphen Text, in „Adams Kampf“ wird von dem Aufstand Satans und seinem Sturz nach einem Engelskampf erzählt [vgl. Afanasjew, 150; vgl. Weidinger, 26]. Für Afanasjew ist dies Ausdruck dessen, dass Jahwe seiner dunklen, bösen Seiten entledigt wird, indem er nach zoroastrischem Vorbild – Ahura Mazda versus Ahriman – die guten Seiten behält und die schlechten einem Gegenspieler übertragen werden: dem Satan. „Dieser Dualismus, die Lehre des Zarathustra, war die Hintertür, durch die sich der Teufel in die Bibel schlich“ [Barthel, 211]. Der Himmelssturz beschreibt diese Aufspaltung. Nach gegenwärtiger Lehrmeinung stammt das Buch Ijob aus dem -5. bis -3. Jh. Die Erzählung vom Teufelssturz muss noch deutlich nach ihm eingeordnet werden, vermutlich wie viele andere apokryphe Schriften um die Zei-



Der etruskische Dämon Tuchulcha, geierschnabelig, spitzohrig, geflügelt und schlangenumkränzt [Keller, 305] / Minos, Richter der Unterwelt, spitznasig, spitzohrig, schlangenumkränzt; von Michelangelo mit den Zügen des von ihm verhöhnten Zeremonienmeisters Biagio da Cesena gemalt [Vecchi, 247].

tenwende. Es hat sich übrigens noch im Christentum ein Partikel des vor-moralischen Gottes erhalten, in der Bitte des Vaterunsers: „Und führe uns nicht in Versuchung“ [Mt 6,13; Lk 11,4].

Im Neuen Testament ist der *Fürst der Hölle* oder – laut Johannes-Evangelium [Joh 12,31; 14,30; 16,11] – der *Fürst dieser Welt* ungleich präsenter: in 20 von 27 Schriften! Papst Gregor d. Gr. hat ihm dann sein uns vertrautes ‘Outfit’ verpasst: Huf und Hörner sollen an den griechischen Pan, der Gestank an Thor, die rußschwarze Farbe an Loki, Gewitterblitze an Wotan erinnern [Afanasjew, 142]. Fehlen noch Etruriens Dämonen der Unterwelt, Charun und Tuchulcha? Werner Keller [393] sah in ihnen eine Parallele zu Satan. Aber diese Känder des Todes wurden ganz anders dargestellt: Charun sah man geiermasig, spitzohrig, geflügelt und hammertragend, Tuchulcha dagegen mit spitzen Tierohren, Geierschnabel, mit schlangenleibigen Haaren und grünlicher Hautfarbe. Sie entstammen einem anderen Kulturkreis und haben sich bei den Christen nicht durchgesetzt, allenfalls bei der Minos-Darstellung durch Michelangelo beim Jüngstem Gericht in der Sixtinischen Kapelle (1536–1541). Bei Papst Gregor dürfte es sich nicht um den Papst (590–604), sondern um jenen Pseudo-Gregor handeln, der sich erst im Hohen Mittelalter um das abergläubische Schreckensbild des Bösen bemüht und das Zerrbild des „vulgären Typus des romanischen Katholizismus“ (A. v. Harnack) aufgebracht hat [vgl. Illig 1994, 26]. Dieses Böse oder dieser Böse bekam jedoch keine neuen Bezeichnungen.

„Seine *Namen* hingegen hat der Teufel zum allergrößten Teil aus der Bibel bezogen: »Satan«, »Beelzebub«, »Luzifer«, »Belial«. Unser Wort »*Teufel*« geht auf das griechische »diabolos« zurück, die Übersetzung des hebräischen Wortes »satan« (Feind, Widersacher [im Grunde: Ankläger; Barthel, 210]). Im »Beelzebub« mag man unschwer den kanaanitischen Gott »Baal-Sebub« wiedererkennen, der im zweiten Buch der Könige erwähnt ist. Der Name »Luzifer« schließlich verdankt seine Entstehung lediglich einem Übersetzungsfehler:

Als nämlich Kirchenvater *Hieronymus* die Bibel übersetzte, fand er bei dem bilderreichen Propheten *Jesaja* folgenden Vers über den Sturz des Königs von Babylon: »Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!«

Dieses symbolische Bild der im Osten (Morgen!) gelegenen Stadt Babylon verband der bibelfeste Hieronymus mit einem Vers des Evangelisten *Lukas*, der etwas Ähnliches geschrieben hatte:

»Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie ein Blitz.«

So wurde aus dem symbolischen Morgenstern, der ja »Lucifer«, »Lichtbringer«, hieß, der Satansname *Luzifer*“ [Afanasjew, 142 f.; seine Hvvhg.]

Die konstruierte Identität von Satan und Lucifer

Afanasjew kennt Origenes als Urheber der Übertragung nicht, aber der nachfolgende Hieronymus (um 300) wird von der Beschreibung genauso gut getroffen. Das erhellt für uns blitzartig die Szene. Der ursprünglich positiv besetzte *Lucifer*, der *Lichtträger*, wird durch Origenes' willkürliche Gleichsetzung mit Satan zu einer Höllenfigur. So erlebte er ein ganz anderes Schicksal als *Prometheus* (= *der Vorausdenkende*), der mit *Pyrphoros* = *Feuerbringer* einen ganz ähnlichen Beinamen trug, aber keiner bösen Sphäre zugerechnet wurde, obwohl er sich gegen Zeus den Göttervater erhoben hatte.

„Lucifer wird dem Phosphoros gleichgesetzt, dem Bringer der Morgendämmerung in der griechischen Mythologie, wie er z.B. schon bei Hesiod erscheint. Der Name »Lucifer« ist dabei eine direkte Übersetzung des griechischen »Phosphóros«: Der »Lichtträger« setzt sich zusammen aus lateinisch lux (»Licht«) und ferre (»tragen«) und ist somit eine wörtliche Entsprechung des griechischen phosphoros (»lichttragend«)“ [wiki ↔ Lucifer (Römische Mythologie)].

Weiter besteht der Bezug zu einer Göttin und zu dem ihr zugeordneten Planeten, den antike Autoren hergestellt haben:

„Da in der griechischen Mythologie Eos, die Göttin der Morgenröte, als Mutter des Phosphoros gilt, wurde Aurora, die römische Entsprechung der Eos, als Mutter des Lucifer angesehen. Aber auch zu Venus, der Göttin des entsprechenden Planeten, gibt es eine Verbindung: Hyginus Mythographus [+200; HI] nennt die Liebesgöttin selbst *Lucifer*, lichtbringend. Nach dem Vergil-Kommentator Maurus Servius Honoratius [Ende 4. Jh.; HI] hat Venus in Gestalt des Morgensterns Aeneas nach Laurentium [recte: Laurentum; HI] geführt“ [wiki ↔ Lucifer (Römische Mythologie)].

So gilt in der heidnischen Antike die harmonisch-positive Beziehung Morgenstern - Lucifer - Lichtträger - Venus, ein Wesen, das auch einen Helden aus den Trümmern Troias zu den Küsten Italiens leiten konnte. Demnach ist der Venussturz, den Velikovsky in die Zeit um -1500 datiert hat, den antiken Völkern lange nicht präsent.

Morgenstern und Morgenröte

Da wir die Bibel nur aus Übersetzungen kennen, ist zu prüfen, ob die uns vertrauten Texte in Latein, Griechisch oder Hebräisch einen anderen Sinn trugen. Aber der Bibelvers „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“ [Jes, 14,12] wurde bereits von Martin Luther fast identisch übersetzt:

„wie bistu vom himel gefallen / du schöner morgen stern? wie bistu zur Erden gefellet / der du die Heiden schwächst?“

Der „Morgenstern“ blieb noch in der Luther-Bibel von 1876 wie auch 1915 unverändert. Vor 1980 ist es zu einer Veränderung gekommen. In der Einheitsübersetzung beider Kirchen steht 1980 in bereits dritter Auflage:

„Ach, du bist vom Himmel gefallen, du strahlender Sohn der Morgenröte“
[Einheitsübersetzung],
der nicht allein die Heiden geschwächt hat, sondern jetzt generell als „Bezwinger der Völker“ gilt. In der katholischen Fassung dieses Jahres steht:
„Wie bist du vom Himmel gefallen, du Glanzgestirn, des Morgenrots Sohn!“ [Hamp/Stenzel/Kürzinger]

1995 bringt auch die nun überarbeitete Elberfelder Übersetzung, die als „genaueste und zuverlässigste deutsche Bibelübersetzung“ gerühmt wird [Elberfeld, Vorwort, V], diese Version:

„Wie bist du vom Himmel gefallen, du Glanzstern, Sohn der Morgenröte!“

Was mag der Grund für die Ausmusterung des Morgensterns in der zweiten Hälfte des 20. Jh. gewesen sein? Vielleicht der Bezug zur römischen Mythologie, die Eos als Göttin der Morgenröte und als Mutter Lucifers kennt. Es könnte auch folgenden Grund haben: Im zweiten Petrusbrief [12-19] geht es um Jesus Christus:

„Denn wir sind nicht ausgeklügelten Geschichten nachgelaufen, indem wir euch die Kraft und Erscheinung unseres Herrn Jesus Christus kundgemacht haben, sondern wir sind Augenzeuge seiner Majestät gewesen“ [2 Petr 1,16].

Nach dieser Erinnerung an die Verklärungsszene auf dem Berg Tabor schließt die Verherrlichung Christi so:

„Um so unverbrüchlicher haben wir darum das Prophetenwort; und ihr tut gut daran, euch daran zu halten wie an eine Fackel, die euch in finsterner Gegend voranleuchtet, bis der Tag aufstrahlt und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen“ [2 Petr 1,19].

In der *Offenbarung* [22,16] wird noch einmal der Morgensternvergleich benutzt, auf der allerletzten Seite des Neuen Testaments [Offb 22,21]:

„Ich, Jesus, habe meinen Engel gesandt als Zeugen für das, was die Gemeinschaft betrifft. Ich bin die Wurzel und der Stamm Davids, der strahlende Morgenstern.“

Hier wird Christus zum biblisch allemal positiv besetzten Stamm Davids und zum Morgenstern – da kann es nicht angehen, dass er gleichgesetzt wird mit einem babylonischen Heidenkönig, weshalb wohl die gleiche Benennung zum einen in Sohn der Morgenröte, zum andren in den Morgenstern aufgespalten wurde. Nur so ließ sich die Gleichsetzung von Lucifer = Satan mit Jesus Christus vermeiden, also die Blasphemie schlechthin!

Als Resümee: Lucifer war im griechisch-römischen Altertum positiv besetzt, egal, ob damit nun der Sohn der Morgenröte, der Morgenstern oder die Liebesgöttin gemeint war, während an Euphrat und Tigris von seiner bestraften Selbstüberschätzung die Rede war, also in jener Region, aus der dualistische, zoroastrische Einflüsse nach Westen kamen. Velikovsky hat wie seine Nachfolger auch weit von der Bibel entfernte Textzeugnisse beigebracht, aber nachdem ihm die Tora am wichtigsten war, blieb er auf die Bibel fixiert. (Aus vielfältigen Quellen lassen sich natürlich auch beliebige Widersprüche und damit gar keine substantiellen Erkenntnisse herauslesen.)

Erst Origenes hat in kurzschlüssiger Weise Lucifer mit Satan gleichgesetzt. Diese Identität übertrug Hieronymus in seine *Vulgata* und damit in die späteren Bibelfassungen, worauf sich auch Velikovsky [V. 161] bezog. Für sein Szenario benötigte er die Venus als Unheil-, nicht als Lichtbringer.

Die Geburt der Venus und Michael

Dafür hat er im selben Buchteil eine höchst eigenwillige Identität zwischen Aphrodite = Venus und Pallas Athene gestiftet. „In Griechenland war die Göttin, die plötzlich am Himmel auftauchte, Pallas Athene. Sie entsprang dem Haupte des Zeus-Jupiter“ [V. 155]. Und er schlägt nun eine nicht tragfähige Brücke hin zum Planeten Venus:

„Plutarch setzte die römische Minerva und die griechische Athene mit der ägyptischen Isis gleich, und Plinius identifizierte wiederum den Planeten Venus mit Isis“ [V. 156].

„Die griechischen Autoren schilderten die Geburt der Athene (des Planeten Venus) so, daß sie dem Haupte des Jupiter entsprungen sei“ [V. 158].

Mit diesem eingeschobenen, unscheinbaren Klammersatz kriecht sich Velikovsky die Kopfgeburt **der Venus** aus Zeus! Die für Aphrodite tradierten Geburtsvorgänge muss er zwangsläufig unterschlagen. Die häufigste Variante war ihre Abstammung von Uranos (der heute so benannte Planet war damals unbekannt). Ihm schnitt sein Sohn Kronos mit einer Sichel das Gemächt ab und warf es hinter sich ins Meer. Aus Blut, Samen und Meerwasser wurde Aphrodite geboren und nach Zypern geleitet, wo sie als Schaumgeborene dem Meer entstieg (Aphrós = Schaum). Nach anderen Überlieferungen stammte sie direkt von Kronos ab oder entstieg einer Muschel – wie in einem Bild Sandro Botticellis [wiki → Aphrodite].

Indem Velikovsky die Geburtsmythen der Venus = Aphrodite übergang und lieber anklingen ließ, dass Venus in schlechtem Latein ‘die Gekommene’ heiße, gewann er sein planetares Gewaltszenario. Die

„weitgehende Übereinstimmung der alten Schriftsteller macht Athene zur Tochter des Zeus-Jupiter; sie entsprang seinem Haupt, und diese Geburt

war von großen Umwälzungen an Himmel und Erde begleitet. Der Komet raste auf die Erde zu, und es war nicht gut zu unterscheiden, ob der Planet Jupiter oder sein Abkömmling herannahte. [...]

Als Abkömmling des Jupiter trug Venus alle Kennzeichen, die den Menschen von früheren Weltkatastrophen dieser Art bekannt waren. Wenn ein Feuerball die Wolkensäule zerteilte und diese Säule mit Blitzstrahlen beschoß, dann sah die Einbildungskraft des Volkes darin den Planetengott Jupiter-Marduk, der herbeieilte, um das Schlangenneugeheuer Typhon-Tiamat zu töten“ [V. 159; Hvhg. HI].

Mit dieser willkürlichen Identitätssetzung zweier Göttinnen gewann Velikovskij seine Himmelskatastrophen in von Menschen erinnerten Zeiten, wie er sie in den ersten beiden Sätzen seines Buches *Worlds in collision* ankündigt (und wie sie bei einer Meerschamgeburt an einer lieblichen Mittelmeerküste nicht zu gewärtigen wären):

„*Welten im Zusammenstoß* ist ein Buch von Kämpfen im Weltenraum, die sich in geschichtlicher Zeit abspielten. An diesen Kämpfen nahm auch unsere Erde teil“ [V. 7].

Ganz rätselhaft ist seine Identitätssetzung beim Erzengel Michael. Er spielt beim Exodus eine wesentliche Rolle, denn er errichtet zwischen den Kindern Israels und den Ägyptern „eine Wand von Feuer“ [V. 260].

„Der himmlische Kampf am Roten Meer hat seinen Niederschlag in der wohlbekannten Darstellung des Kampfes Michaels mit dem Drachen gefunden. Michael erzeugt Feuer durch Berühren der Erde, und er war es auch, dessen Erscheinung im brennenden Dornbusch sichtbar wurde. Er hat seinen Sitz im Himmel und ist der Vorbote der Schechina, der Gottesgegenwart, aber als Luzifer stürzt er vom Himmel herab und seine Hände werden von Gott gebunden. Alle diese Merkmale und Taten des Erzengels Michael lassen uns erkennen, welchen Planeten er darstellt: den Planeten Venus“ [V. 261].

Erzengel Michael wäre als Kämpfer *gegen* Satan zugleich der Satan und Venus?! Obwohl Michael die Israeliten im Sinne Jahwes schützt? Obwohl Michael zum Schutzpatron des Volkes Israel und zum Leiter der himmlischen Verwaltung befördert wird [Afanasjew, 148]? Wenn er für die Christenheit kämpft, dann kämpft er *gegen* den Satan und stürzt ihn, nicht sich in die Tiefe; er selbst erhebt sich, etwa in hoch in Kirchen eingebauten Michaelskapellen oder hoch überm Meer, so auf beiden Ufern der Adria am Stiefelsporn (Monte Sant'Angelo) und nahe Dubrovnik (Sv. Mihailo oberhalb Ston), beidseits des Ärmelkanals (Mont Saint-Michel und St. Michael's Mount) oder im äußersten Südwesten von Irland (Skellig Michael). Seine Gleichsetzung mit Venus macht überhaupt keinen Sinn und führt auch andere Gleichsetzungen

ad absurdum. Diese Ausführungen zeigen, wie leicht derartige Aussagen von uns allen überlesen werden konnten.

Archäologische Katastrophenzeugnisse: Erdbeben

Nachdem die Geschehnisse von Menschen berichtet wurden, mussten sie auch vom Menschen erlebt und erinnert worden sein. Es ging Velikovsky aber nicht um irgendwelche prähistorischen Ereignisse, sondern um geschichtliche Zeit. Da wäre es naheliegend gewesen, ja, es hätte sich aufgedrängt, auf der Erde Spuren dieser entsetzlichen Ereignisse aufzudecken. Doch hier bleibt Velikovsky schweigsam, auch in *Erde im Aufruhr* von 1956 bringt er zwar viele katastrophische Befunde, aber keine, die er definitiv den Venus-Katastrophen zuordnen und entsprechend datieren könnte. Ihn interessieren fast ausschließlich mythische Katastrophenberichte, wie etwa niedergehender Steinhagel oder große Steine, die vom Himmel fallen [Jos 10,11; vgl. V. 51]. Als ein heute noch vorhandener Beleg dient ihm das astronomische Deckenbild im Grabe Senmuts, des Baumeisters von Hatschepsut; es zeigt die Sternbilder „in »umgekehrter Ausrichtung« des südlichen Himmels“ [V. 107], doch das ist auch ohne Umkehrung der Erdrotation erklärbar.

Dramatisch ist die Vertauschung der Himmelsrichtungen, wie sie Herodot erwähnt und Velikovsky [V. 113] thematisiert hat. Noch heute entspricht die Ausrichtung von Stonehenge den archäoastronomischen Rückrechnungen, lässt also keine späteren Änderungen der Himmelsrichtungen zu. Charles Ginenthal [2012] will aktuell die Megalithkultur, ja sogar das gesamte Neolithikum ins frühe Mittelalter verlegen, um Velikovskys Thesen zu retten (vgl. S. 653). Dieses aberwitzige Manöver reicht noch nicht einmal aus, steht doch die Cheopspyramide mit ihren Seiten exakt Nord-Süd-Ost-West. Da Velikovsky ihre Datierung ins -3. Jtsd. nicht bezweifelt hat, dürfte sie nach mehreren Rotationswechseln auf keinen Fall mehr so präzise die heutigen Himmelsrichtungen bestätigen. Um diesem Konflikt zu entgehen, folgt Ginenthal der von Heinsohn und mir vorgeschlagenen Erbauungszeit um -600. Doch sie wäre für Velikovsky ein Gräuelpiece gewesen. Der postulierte selbst (gegen seine eigenen Umdatierungen),

„daß in historischer Zeit weder Nordostsibirien noch Westalaska in der Polarregion lag, sondern erst im Gefolge der Katastrophen des 8. und 7. Jahrhunderts dorthin gerieten“ [V. 291].

Er bringt die schockgefrorenen Mammuts in direkten Bezug zu dieser Verschiebung [V. 292 f.], obwohl ein totes Riesentier längst verfäult wäre, bevor eine Kontinentalplatte um mindestens 1.000 km in Richtung eiskalten Norden abdriftet. Bei derart dramatischen Verschiebungen nach -700 hätten Ägyptens Delta und Gizeh oder Stonehenge schwerlich ihre Position völlig unverändert

behauptet. Derartige Schwachstellen brauchen Besserung, entweder direkt (Ginenthal) oder indirekt (Heinsohn/Illig), weil unsere Überlegungen von der Handwerksevolution ausgingen.

Ein einziger archäologischer Hinweis auf Katastrophen ist mir in *Welten im Zusammenstoß* begegnet. Die Mauern von Jericho sind laut ihren Ausgräbern durch ein Erdbeben zerstört worden [V. 131]. Abgesehen davon, dass heutige Archäologen in der Spätbronzezeit keine Mauern um Jericho finden [Finkelstein/Silberman, 96 f.]: Ein Erdbeben signalisiert nicht automatisch eine globale Katastrophe, und Velikovskys Erklärung ist keine:

„Die Erde hatte sich von der voraufgegangenen Weltkatastrophe noch nicht erholt und antwortete mit unaufhörlichen Zuckungen“ [V. 131 f.].

Wer etwa die Erdbebenberichte für Konstantinopel kennt, der müsste dort mehr als eine Weltkatastrophe unterstellen. Seine Landmauer wurde in folgenden Jahren durch Erdbeben beschädigt: 554, 557, 561, 740, 986, 987, 1010, 1032, 1036, 1037, 1041, 1063, 1296, 1343, 1354, 1509, 1690, 1719, 1754, 1766 und 1894 [Hotz, 112]. Im Jahre 438 konnte nur ein geistlicher Gesang – das spontan angestimmte Trishagion – ein ‘permanentes’ Erdbeben in Konstantinopel beenden: „Darauf hörten die seit Monaten andauernden Erdstöße auf“ [Hotz, 79]. Würden wir Velikovsky folgen, müssten wir zumindest in diesem Jahr 438 eine Weltkatastrophe postulieren, die dann den Bau der Cheopspyramide zwingend ins Mittelalter brächte – zur alleinigen Freude von Fomenko. Auch Velikovsky berichtet übrigens von Gebeten im Zusammenhang mit Katastrophen. Als -687 das Hallel-Gebet des Passah-Gottesdienstes vom Volk gesungen wird, wurde das riesige assyrische Heer des Sannherib durch himmlisches Feuer vernichtet [V. 212]. Velikovsky wertete dies als weiteren Hinweis auf kosmischen Terror, der aber nun dank einer letzten Nahbegegnung zwischen Venus und Mars ein für alle Mal beendet gewesen wäre. Die alle 15 Jahre stattfindenden, bedrohlichen Mars-Annäherungen hätten im -8. Jh. begonnen [V. 233].

Nun zur Stratigrafie. Velikovsky hatte das große Kompendium von Claude Schaeffer gelesen, das 1948 erschienen war und zwischen Kaukasus und Levante von sechs seismischen, überregionalen Katastrophen ausgegangen ist, die sich in konventioneller Chronologie so darstellen lassen: -2350, -2100, -1700, -1450, -1350 und -1250 [vgl. Illig 2010, 66]. Aber es ist ihm nicht gelungen, sie in seine Chronologie einzufügen. Auch Heinsohn bemühte sich, diese Katastrophenschichten in seine neue Chronologie für Mesopotamien zu integrieren, doch erwies sich das als überaus schwierig. So konnte er in seinem Buch nur eine einzige Flutschicht explizit benennen und datieren: Sie rückt von ca. -3000 bis *nach* -1050, *worauf* das Königtum zu beginnen scheint [Heinsohn, 125, 175]. Auch in der Ausgrabung des ägyptischen Tell El-Fara'in

konnte er eine Flutschicht eruieren, die aber noch unter der 0. Dynastie liegt [Heinsohn/Illig, 442-446] und demnach für das Pharaonenreich irrelevant ist.

Das muss nicht übermäßig verwundern, ist doch selbst das bislang größte Chronologieprojekt – SCIEM2000 (*The Synchronization of civilizations in the Eastern Mediterranean in the 2nd Millennium BC.*) – an einer Katastrophe gescheitert, die mit Hände zu greifen ist und sich dennoch entzieht. Die Vulkaninsel Thera-Santorin ist in minoischer Zeit explodiert, ihr Zentrum wurde in die Luft gesprengt und hinterließ einen mindestens 500 m tiefen Kraterrest, den das Meer geflutet hat. Obwohl auf Santorin eine mykenische Ansiedlung unter die Auswurfmassen geriet, ist es nicht gelungen, für die Ägäis, für Vorderasien und Ägypten eine gemeinsame absolute Chronologie aufzubauen. Als Spezialisten die in grönländischen Eisbohrkernen enthaltene Vulkanasche auf -1650 datierten, blockten die Ägyptologen endgültig ab, weil sie nicht für mehr als 100 Jahre bislang unbekannte Geschichte erfinden wollten. Auch die von Heinsohn [1990, 19] unterstellte Zerstörung Amarnas durch eine Katastrophe hat sich bislang nicht bestätigen lassen.

Die Aufgabe, die stratigrafischen Überreste von mindestens zwei Katastrophen, die vielleicht sogar die Stellung der Erdachse und die Erdbahn betrafen, archäologisch nachzuweisen, konnte in den letzten 60 Jahren nicht gelöst werden. Das ist ein Zeitraum, der Konsequenzen fordert. Nun werden in der englischen SIS (*Society for Interdisciplinary Studies*) viel länger als in Deutschland, nämlich seit 1974, Velikovskys Thesen hochgehalten und verteidigt, bis hin zur Venus, die als kometengleiche Erscheinung 'geboren' worden ist. Trotzdem sah Ev Cochrane [2013] heuer Änderungsbedarf: Er modifiziert Velikovskys Postulat ein wenig: um lediglich drei Buchstaben und betont dabei, dass drei Velikovsky-Thesen unverändert gültig geblieben seien:

- 1) Es gab Umwälzungen globalen Charakters in **historischen** Zeiten;
- 2) diese Katastrophen waren extraterrestrisch bedingt;
- 3) die Urheber können identifiziert werden [Cochrane, 82; Hvhg. HI].

Aber er fügte hinzu:

„Um zu den drei zentralen Punkten von *Worlds in Collision* zurückzukommen, wie sie oben aufgezählt worden sind: Tatsächlich gibt es eine Fülle an Evidenz zu jedem, vorausgesetzt man ergänzt bei der ersten Hypothese die Vorsilbe »prä« vor »historisch« (so hat jüngste Forschung bestätigt, dass die planetarischen Verlagerungen, wie sie Velikovsky hergeleitet hat, in der relativ jungen **prähistorischen** Periode stattgefunden haben, nicht in der Mitte des zweiten Millenniums v. Chr., wie er glaubte) [Cochrane, 82; seine Hvhg.].

Die scheinbar minimale Änderung ist schwergewichtig. Gleichgültig, ob Cochrane mit seiner zeitlichen Verlegung in die Vorzeit Recht hat oder nicht:

Er kann das nur aus einem einzigen Grund vorschlagen: Es ist nicht gelungen, in historischer Zeit archäologische Zeugnisse der Katastrophen aufzufinden. Sie erweisen sich damit als nach wie vor unbestätigtes Desiderat.

Mit der Umdatierung in die Vorzeit geht jeder Bezug zu der von Velikovsky unterstellten Geschichte verloren, insbesondere die katastrophischen Begleitumstände des Exodus und ihre vermeintliche Bestätigung durch den Ipuwer-Papyrus. Doch die war immer problematisch.

Exodus und Papyrus Ipuwer

Dort wird ein starkes Erdbeben genannt, weshalb Velikovsky diese Beschreibung mit der des Exodus gleichsetzt und die Kometenannäherung als Ursache unterstellt. Dem Auszug aus Ägypten gehen die zehn Plagen voraus, die bestätigen sollen, dass die biblische Erzählung dasselbe Unheil beschreibt wie der Papyrus. Im Detail stimmt das nur bedingt. Plage 1, das scheinbar in Blut verwandelte Nilwasser, kommt in beiden Quellen vor, kann aber auch durch Anderes verursacht sein. Die Plagen 2 (Frösche), 3 (Mücken), 4 (Stechfliegen), 5 (Viehpest), 6 (Geschwüre) und 8 (Heuschrecken) haben bei Ipuwer keine Entsprechung. Plage 7 bedeutet für Velikovsky einen meteoritischen Steinhagel unter Donner und Blitz; Ipuwer kennt weder Eis- noch Steinhagel, er spricht nicht von Blitzen, sondern von einer Feuersbrunst und auch nicht von Donner, sondern von Lärm [v. 99]. Nur die Finsternis als 9. Plage hat bei Ipuwer eine Entsprechung [v. 123], aber sie ist mit dem furchteinflößenden Phänomen einer Sonnenfinsternis leicht erklärbar.

Tod aller Erstgeborenen

Laut AT müssen als 10. und letzte Plage – im ursprünglichen Text die einzige Plage, weil die anderen als Zeichen und Wunder gesehen werden [Barthel, 99] – in jedem ägyptischen Haus die Erstgeborenen sterben [Ex 12,30]. Es gibt keine Naturkatastrophe, die zwischen Erst- und Zweitgeborenen und obendrein zwischen schützenswerten israelitischen und todeswürdigen ägyptischen Erstgeborenen unterscheiden könnte. Deshalb weicht Velikovsky auf die Gebäude aus, da der Herr „die Ägypter plagte und andere Häuser errettete“ [Ex 12,27]. Indem er die Erstgeborenen durch ihre Häuser ersetzt, lässt er die Israeliten in Hütten aus Lehm und Schilf gelebt haben, die Ägypter jedoch in Häusern aus Ziegel oder Stein [v. 70]. Indem er nur die festen Häuser der Ägypter durch ein Erdbeben zerstört sieht – obwohl laut Ipuwer [II,3] „die Halle des Palasts fest stand und überdauerte“ –, gewinnt er für den Exodus jenes Erdbeben, bei dem laut Ipuwer [v. 106] „das Land sich um und umdrehe wie eine Töpferscheibe« und die »Erde vornüber stürzte«. In der mir zugänglichen englischen Übersetzung steht: „das Land dreht sich wie eine Töpferscheibe; der

Räuber ist ein Besitzer von Reichtümern und [der reiche Mann ist] ein Plünderer [geworden]“. Anstatt der vornüber stürzenden Erde steht wohl später: „das ist die Zerstörung des Landes“ [ipuwer].

Das ägyptische Volk hat nicht in qualitativ wertvolleren Häusern gelebt, war es doch üblich, dass die alljährliche Nilschwemme die leichten, provisorischen Häuser im Flusstal zerstörte. So trägt der Schluss von den Erstgeborenen zu den zerstörten ‘Edelhäusern’ nicht. Er trägt zweimal nicht, weil der Herr nicht nur alle ägyptischen Erstgeborenen erschlug, sondern auch „jede Erstgeburt beim Vieh“ [Ex 12,29], das sicher nicht in steingebauten ‘Edelställen’ gehalten worden ist. So wirkt die Verbindung von den Erstgeborenen im Exodus zu den Aussagen im Papyrus Ipuwer wie erzwungen [v. 70]. Weitere Stichproben verunsichern. So findet sich bei Velikovskys folgender Satz aus Ipuwer: „Tore, Säulen und Wände werden vom Feuer verzehrt. Der Himmel ist in Verwirrung“ [v. 63]. Im Papyrus [II,10] steht: „Tore, Säulen und Wände werden vom Feuer verzehrt, während die Halle des Palastes fest steht und überdauert.“ Erst bei den Fußnoten findet sich Velikovskys Hinweis auf vier verschiedene, unzusammenhängende Stellen im Papyrus.

Nun stand die Parallelführung von Exodus und Ipuwer für Velikovskys 1940 am Anfang aller seiner Überlegungen; sie führte ihn dazu, seine Arbeit nicht in Tel Aviv, sondern in New York fortzusetzen.

„Ich studierte den Text und kam zu dem Schluss, dass ich nicht nur die Beschreibung einer Naturkatastrophe vor mir hatte, sondern genau die der Plagen von Ägypten. [...]

Der späteste Zeitpunkt des Entstehens des Papyrus war das Ende des Mittleren Reiches Ägyptens. Aber das war etliche Jahrhunderte früher als das frühestmögliche Datum des Exodus. Versuchsweise unterstellte ich, dass eine der beiden Geschichten – die ägyptische oder die israelitische – außer Tritt war“ [Velikovskys, 1983, 33 f.; vgl. Illig 2010, 28].

Insofern scheint sogar die überaus fruchtbar werdende Idee der Chronologiekritik aus einer anfänglichen Fehlbeurteilung entstanden zu sein – das wäre ein echtes Pionierschicksal, dem eines Kolumbus nicht unähnlich.

Abschied von Velikovskys Katastrophen in historischer Zeit

Zurück zu Cochranes „prä“. Durch diese unscheinbare Vorsilbe werden alle Jahwe zugeschriebenen Eingriffe in die jüdische Geschichte von Velikovskys Katastrophen abgekoppelt. Weiter bestätigt sich indirekt, dass es nicht gelungen ist, die Katastrophenschichten in zahllosen Tells, ob in Vorderasien oder im Nildelta, archäologisch zu bestätigen, weshalb sie nunmehr in der Vorzeit angesetzt werden, in der sie mit keinen Pharaonen oder Großkönigen in Verbindung gebracht werden müssen.

Damit hat Cochrane und wohl auch ein Teil der SIS eingestanden, dass trotz aller Bemühungen, Velikovskys Thesen zu stützen, alle in *Worlds in Collision* geschilderten Katastrophenszenarios, die jeweils auf schriftlichen Tradierungen beruhen, hinfällig sind. Überdies müsste es vor den schriftlichen Aufzeichnungen der Katastrophen über Jahrhunderte hinweg 'oral history' gegeben haben, die alte Erinnerungen viel später in die Texte gebracht hat. Das würde einmal mehr bekräftigen, dass es keine Amnesie, kein *kollektives Vergessen* – so Velikovskys einschlägiger Buchtitel aus dem Nachlass [1982] – gegeben hat. Unsere Gruppierung hat dieses Konzept bereits 1997 auf ihrer Jahrestagung in Leipzig mit nur einer Gegenstimme abgelehnt [Völker; vgl. Illig 1997]. Seitdem habe ich in Bezug auf Velikovskys Thesen eine klare Meinung vertreten [zuletzt Illig 2010, 9]. Zwei Grundideen haben Bestand:

- „- Chronologie ist kein Gottesgeschenk, sondern menschengemacht und deshalb immer wieder kritikwürdig;
- die Menschheit ist in historischen Zeiten von extraterrestrisch verursachten Katastrophen heimgesucht und maßgeblich davon beeinflusst worden.“

Nunmehr streiche ich die zweite Aussage: Wenn sich keine Zerstörungshorizonte in historischen Zeiten nachweisen lassen, dann sind die Zerstörungen und ihre vermeintlichen Urheber Wunschdenken. Natürlich hat es immer wieder mehr oder weniger große Katastrophen auf dieser Erde gegeben, es sind auch extraterrestrische Ursachen wie Kometen oder Asteroiden nicht auszuschließen, wohl aber planetare Störungen in der massiven Art, wie sie Velikovsky postuliert hat. Warum? William von Ockham hat vor dem Jahr 1347 das Prinzip der Sparsamkeit aufgestellt, das seit dem 19. Jh. „Ockhams Rasiermesser“ genannt wird:

„Steht man vor der Wahl mehrerer möglicher Erklärungen für dasselbe Phänomen, soll man diejenige bevorzugen, die mit der geringsten Anzahl an Hypothesen auskommt und somit die „einfachste“ Theorie darstellt“
[wiki ↔ Ockhams Rasiermesser].

Das gesamte Sonnensystem umzukrempeln oder gar ein zweites, ein – wegen Velikovskys vagen Angaben seitdem in den USA ständig neu interpretiertes – Saturn-System oder ein Doppelsonnenszenario zu postulieren, nur um eine archäologisch unauffindbare Katastrophe im Alten Ägypten zu motivieren: Das ist sicher nicht die geringste Anzahl an Hypothesen.

Neue katastrophistische Ansätze

Während sich Velikovskys Katastrophen des -2. und -1. Jtsd. verflüchtigt haben, hat sich unmittelbar nach seinem Ableben eine spezielle Forschungsrichtung neu ausgebildet. Für diese gab es sehr wohl globale Katastrophen,

die nur noch nicht erkannt worden sind und die nur selten in historische Zeiten fallen. Die Auslöser sind aber nicht dramatisch veränderte Umlaufbahnen von Planeten im Sonnensystem, sondern Impakte von Kometen, Meteoriten, Asteroiden oder sogar Planetoiden, weiter die gesamte Erde betreffende Vulkanausbrüche und neuerdings Erscheinungen innerhalb des „Elektrischen Universums“.

Impakte von Meteoriten und Asteroiden

Die 'Impaktschule' lieferte erste Ergebnisse im Jahr von Velikovskys Tod (1895–1979) mit dem Saurier-Impakt: der Einschlagkrater des mexikanischen Chicxulub 'aus dem Hause' *Walter Alvarez*. Seitdem wurden fast alle Faunenschnitte, fast alle Übergänge von einem Erdzeitalter zum anderen mit Impakten erklärt, doch wurden die Zeiten des Menschen zunächst ausgespart. Dieses Neuland haben *Victor Clube* und *Bill Napier* 1982 mit ihrer gemeinsamen Publikation *The Cosmic Serpent* betreten. Im selben Jahr verfasste auch *Walter Stender* ein Manuskript über die Vernichtung von Atlantis (Helgoland) durch einen Impakt, das aber erst 1995 in den *Zeitensprüngen* gedruckt worden ist. *Jürgen Spanuth* hat es früh einsehen können und daraufhin 1985 ebenfalls Atlantis durch einen Impakt versinken lassen. 1992 hat sich der Verfasser dieser Forschungsrichtung geöffnet [Illig 1992, 233-244 ≙ 2010, 309-320].

In völlig andere Zeiten, in die Gegenwart des Menschen zielte *Christoph Marx* 1996, habe doch „der (bislang) letzte »Große Ruck«“ um +1350 stattgefunden. Dessen planetaren wie kalendarischen Folgen sei 1582 mit der gregorianischen Kalenderreform Rechnung getragen worden, weshalb vor diesem Datum alle Rückrechnungen hinfällig seien. Das war das willkürliche Aufplustern einer Wortschöpfung Egon Friedells [1960, 101], der zu Zeiten der Schwarzen Pest gewissermaßen die Zeugung der Neuzeit oder auch den Beginn einer Inkubationszeit der geistigen Verwirrung sehen wollte und deshalb von einem „großen Ruck“ gesprochen hatte.

1999 veröffentlichte der Dendrochronologe *Mike Baillie* seine Studie, wonach vom Exodus bis ins +5. Jh. etliche globale Traumata zu erkennen seien. Er hat sich dann 2005 und 2006 mit zwei Büchern dem Jahr +540 zugewendet, dessen katastrophale Umstände er auf einen Kometeneinschlag zurückführt. Baillie verhielt sich in Diskussionen leider unkollegial; so argumentierte er auch gegen das erfundene Mittelalter mit Baumringdaten, die er als sein persönliches intellektuelles Eigentum nicht veröffentlichen wollte, weshalb eine Diskussion mit ihm nicht leicht war. Erst 2010 wurde er zur Veröffentlichung verpflichtet, hat er doch seine Daten an einer öffentlichen Hochschule erarbeitet [wiki ↔ Mike Baillie]. Immerhin überließ er *David Keys* früh Daten, mit denen dieser, ebenfalls 1999, einmal mehr den Vulkanismus

für die globale Menschheitsgeschichte einführen konnte (s.u.). Aus Sicht des erfundenen Mittelalters ergibt sich ein anderes Szenario: Wird von einer Kürzung der Zeitachse um 297 Jahre ausgegangen, dann verschiebt sich diese baumringgestützte Katastrophe von ca. +540 ungefähr in das Jahr +243 und könnte die chaotische Zeit der Soldatenkaiser im römischen Reich verstärkt haben. Bei Keys' Zahlen ergibt sich das Jahr +238, das Todesjahr des ersten Soldatenkaisers Maximinius Thrax.

Den zusammengefassten Gedanken von Keys und mir hat dann *Gunnar Heinsohn* mit dramatischen Veränderungen zu einer großen These ausgebaut, die wohl ebenfalls von einem Impakt ausgeht, lässt er doch Tsunamis durch (Nordsee und) das Mittelmeer rollen. Er postuliert eine verheerende, extraterrestrisch induzierte Katastrophe um das Jahr +230, erhöht außerdem die bisherigen 300 Phantomjahre im Frühmittelalter auf 700 Jahre, von ca. 300 bis ca. 1000 [Heinsohn; Email-Mitteilung 2013]. Obendrein fokussiert er alle auffindbaren Katastrophenmeldungen aus der Zeitspanne von etwa 220 bis 950 auf sein Stichjahr 230. Trotz dieser grundstürzenden Veränderungen scheint sich die erhoffte Katastrophe im Boden nur schwer nachweisen zu lassen, Berichte von Augenzeugen sind noch schwerer zu finden. Außerdem ist ihm das ursprüngliche Argument Keys' verloren gegangen, denn bei einer in etwa verdoppelten Phantomzeit verschiebt sich die Baumringdatierung von +238 weiter bis ins Jahr -63 (oder gar -163), bezeugt also einen ganz anderen Zeitpunkt, den Heinsohn Thesen nicht tangieren: den Untergang des Seleukidenreichs durch Pompeius.

Außerdem wurden im englischen Sprachraum weitere drei Katastrophen im Kalender verankert: **1680** von Charles Ginenthal, **1577** von Clark Whelton und **1350** von Mike Baillie (wie Marx) [Ginenthal, 451]. Das nährt den Verdacht, dass Katastrophisten dazu neigen, eigene Katastrophen zu kreieren und dabei gerne in Kauf zu nehmen, dass dadurch alle Rückrechnungen unmöglich werden, weil mit jeder großen extraterrestrisch induzierten Katastrophe die Relation $^{12}\text{C}/^{14}\text{C}$ dramatisch verändert wird und der Radiokarbonmethode die Basis entzieht. (Deren Schwächen werden deshalb nicht kleiner.)

Vulkanismus

Der einstige Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten ist im 20. Jh. zwar nicht neu entfacht worden, aber 1984 entdeckte *Richard B. Stothers*, dass der größte Vulkanausbruch in historischen Zeiten im Jahr +**1815** stattgefunden habe: der des **Tambora** auf einer der kleinen Sundainseln, der alle Vulkanausbrüche der davor liegenden 26.000 Jahre überboten habe (damals war auf der Nordinsel von Neuseeland ein sog. Supervulkan ausgebrochen, der mehr als 1.000 Kubikkilometer Magma auswarf). Wie 2003 *Clive Oppenheimer*

erforschte, hat diese Eruption für 1816 das „Jahr ohne Sommer“ herbeigeführt, das zur schlimmsten Hungersnot des 19. Jh. geführt hat. Es braucht also keine extraterrestrischen Einflüsse, um die gesamte Erde gleichzeitig zu beeinträchtigen [vgl. wiki ↔ Tambora].

1999 trat *David Keys* vor und präsentierte mit dem Buch *Catastrophe* die These, +535 habe eine Vulkankatastrophe zwischen Sumatra und Java – der so genannte **Proto-Krakatau** – zu einer globalen Klimakatastrophe geführt, die nicht zuletzt den Übergang von der Antike zum Mittelalter brachte. Die These stützt sich im Wesentlichen auf die Baumringkurven Baillies. Dagegen war einzuwenden, dass gerade damals im größten europäischen Reich, im byzantinischen unter Kaiser Justinian I. bei seinen vielen Bauvorhaben keine Elementar-Katastrophe zu erkennen ist [Illig 1999, 699].

2013 stieß *Franck Lavigne* auf einen noch größeren Vulkanausbruch. Wiederum auf einer indonesischen Insel hat der Vulkan **Samalas** 40 Kubikmeter Gestein und Asche in die Atmosphäre gejagt. Eisbohrkernspezialisten sind auf eine schwefelhaltige Schicht gestoßen, die nun mit dem Jahr +1258 in Bezug gebracht wird. Denn damals fiel ebenfalls der Sommer aus, anschließend spielte das Wetter verrückt [Fry].

Elektrisches Universum

Am aktivsten sind derzeit die Vertreter des „Elektrischen Universums“. Sie halten zahlreiche geomorphologische Erscheinungsformen im herrschenden Weltbild der Geologie für unerklärt. Aus ihrer Sicht wird das Sonnensystem von plasmatisch-elektrischen Aktivitäten entscheidend geprägt, die in großem Stil das Relief der Erde (und anderer Planeten) beeinflusst haben. Aufbauend auf den Arbeiten von Kristian Birkeland, Irving Langmuir und Hannes Alfvén ist mittlerweile ein großes Theoriegebäude entstanden [vgl. Otte 2008/09], ursprünglich in Abhängigkeit von Velikovskys Thesen. Es scheint u.a. viel zur Erklärung weithin rätselhafter, unverständener Landschaftsbildung beitragen zu können. Inwieweit davon auch Hochkulturzeiten (für uns ab ca. -1000) tangiert sind, wird sich weisen.

Anhang: Gut und Böse

Vom Auszug aus Ägypten sind uns primär die Plagen bekannt, bis hin zum Mord an allem Erstgeborenen. Aus heutiger Sicht muss von Mord gesprochen werden, denn hier wird Mensch und Vieh aus niedrigen Beweggründen umgebracht, nämlich aus Eitelkeit.

Was leicht überlesen wird: Jahwe wird hier als ein Gott gezeigt, der die ‘Guten’ wie die ‘Bösen’ gewissenlos als Marionetten benutzt. Da ist einmal Moses, der die Befehle seines Herrn für das auserwählte Volk entgegen-

nimmt. Das Volk ist leidlich willig, weiß es doch, dass es bei Halsstarrigkeit mit Pest oder Schwert bestraft wird [Ex 5,3]. Auf der anderen Seite scheint der Pharao nicht willig, doch das scheint nur so, denn er ist ohne freien Willen:

„Ich aber will das Herz des Pharao verhärten, und dann werde ich meine Zeichen und Wunder in Ägypten häufen“ [Ex 7,3].

Immer wieder verhärtet der Herr das Herz des Pharaos, um an ihm und seinem Volk weitere Schreckenstaten verüben zu können [Ex 9,12; 10,1; 10,20; 10,27; 11,10; 14,4]. Und der Herr genießt seine Zeichen und Wunder; dabei geht es ihm mehr um seine eigenen Gefühle, als die seiner Marionetten. Nachdem er die Ägypter mit Geschwüren geplagt hat, bedroht er alles Lebendige:

„Der Hagel erschlug in ganz Ägypten alles, was auf dem Feld war. Menschen, Vieh und alle Feldpflanzen erschlug der Hagel, und alle Feldbäume zerbrach er. Nur in Goschen, wo sich die Israeliten aufhielten, hagelte es nicht“ [Ex 9,25 f.].

Nach diesem Massaker brauchte der Herr das pharaonische Herz nicht einmal erneut zu verhärten:

„Das Herz des Pharao blieb hart, und er ließ die Israeliten nicht ziehen. So hatte es der Herr durch Mose vorausgesagt“ [Ex 9,35].

Voraussagen, deren Treffsicherheit der Seher selbst beeinflussen kann, sind die treffsichersten. Bei der zehnten und letzten Plage lässt es sich der Herr nicht nehmen, selbst zu morden: Es war Mitternacht, als der Herr alle Erstgeborenen in Ägypten erschlug [Ex 12,29], zusammen mit „dem Vernichter“ [Ex 12,23]. Das Finale findet dann im Schilfmeer statt:

„So trieb der Herr die Ägypter mitten ins Meer. [...] Nicht ein einziger von ihnen blieb übrig“ [Ex 14, 27 f.].

Der Herr war stark, mächtig und tötungsgierig, aber vielleicht noch nicht in der Lage, gut und böse zu unterscheiden. Erst als das Böse von ihm abgespalten wurde, änderte sich das. Nun möchte er nicht einmal mehr selbst eine Volkszählung befehlen (s.o.).

Was dann doch wieder für die Bibel einnimmt, ist die Selbstreflexion. Denn in der *Genesis* [2,16 f.] wird das Thema behandelt.

„Dann gebot Gott, der Herr, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn sobald du davon isst, wirst du sterben.“

Aber nicht Satan, sondern die

„Schlange war schlauer als alle Tiere des Feldes [...] Nein, ihr werdet nicht sterben. Gott weiß vielmehr: Sobald ihr davon eßt, gehen euch die Augen auf; **ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse**“ [Gen 3,1, 5; Hvhg. HI].

Die Schlange hatte recht und Gott hatte gelogen, weshalb er über die Miss-

achter seines Gebots den Tod verhängte: „Denn Staub bist du, zum Staub mußst du zurück“ [Gen 3,19]. Und der Herr zog ironisch einen Schlusstrich:

„Seht, **der Mensch ist geworden wie wir; er erkennt Gut und Böse**. Daß er jetzt nicht die Hand ausstreckt, auch vom Baum des Lebens nimmt, davon ißt und ewig lebt!“ [Gen 3,22; Hvhg. Hl].

Um diesen letzten Schritt zur Gottgleichheit abzuwehren, vertreibt er die Menschen aus dem Paradies. Offen bleibt, ab wann Gott selbst Gut und Böse erkennen konnte, denn solange er wie ein eifernder Massenmörder sein Volk befehligte, konnte er es schwerlich erkannt haben. (Die wachsende Selbsterkenntnis Gottes hat C.G. Jung in seiner erstaunlichen *Antwort auf Hiob* bis hin zum jüngsten Mariendogma von 1950 analysiert.) Wir wissen nicht, ob Gott dazu auch von der Frucht essen musste. Wir wissen auch nicht, warum Gott den ersten Menschen nicht verboten hat, vom Baum des Lebens zu essen. Dieser stand ja gleich neben dem Baum der Erkenntnis von Gut und Böse [Gen 2,9]. Aber er war wohl mangels Verbot uninteressant...

„Denn was unterscheidet den Christen vom Heiden, den Geistmenschen vom Naturwesen? Daß er um Gut und Böse weiß, daß er zu sündigen und zu bereuen vermag. Der antike Mensch frevelt, aber sündigt nicht, erwünscht sein Tun, aber bereut es nicht, kennt den Unterschied zwischen recht und unrecht, edel und gemein, steht aber tatsächlich jenseits von Gut und Böse, in welchen beiden Grundzuständen Nietzsche mit bewundernswert treffsicherem Instinkt das Entscheidende der christlichen Seelenhaltung erkannt hat“ [Friedell 1963, 218].

Literatur

- Afanasjew, Georg (1972): *Moses ist an Allem Schuld · Irrtümer der Bibel*; München
- Alvarez, Luis Walter / Alvarez, Walter / Asaro, Frank / Michel, Helen (1979): Anomalous iridium levels at the Cretaceous/Tertiary boundary at Gubbio, Italy: Negative results of test for a supernova origin; W.K. Christensen / T. Birkelund (ed.): *Cretaceous/Tertiary Boundary Events Symposium*, University of Copenhagen. Bd. 2, S. 69
- / - / - (1980): Extraterrestrial Causes for the Cretaceous-Tertiary Extinctions; *Science* Jg. 208, S. 1095 ff.
- Baillie, Mike (2006): *New Light on the Black Death: The Cosmic Connection*; Stroud
- (1999): *Exodus to Arthur: Catastrophic Encounters with Comets*; Batsford
- Baillie, Mike / McCafferty, Patrick (2005): *The Celtic Gods: Comets in Irish Mythology*; Stroud (UK)
- Barthel, Manfred (1990): *Was wirklich in der Bibel steht · Das Buch der Bücher aus heutiger Sicht*; Düsseldorf
- Bibel*, ihre herangezogenen Ausgaben:
- Einheitsübersetzung = *Die Bibel · Altes und Neues Testament · Einheitsübersetzung* (1996); Freiburg (©1980, Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart)

- Elberfeld = *Die Heilige Schrift · Aus dem Grundtext übersetzt · Elberfelder Bibel · revidierte Fassung* (⁴1995); Wuppertal (¹1985)
- Hamp / Stenzel / Kürzinger = *Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments · Vollständige Ausgabe nach den Grundtexten übersetzt und herausgegeben von Prof. Dr. Vinzenz Hamp · Prof. Dr. Meinrad Stenzel · Prof. Dr. Josef Kürzinger* (⁴1980); Herrsching
- (1915): *Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers*; Stuttgart
- (1876): *Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers*; Frankfurt am Main
- Luther, Martin (1534): *Biblia / das ist / die ganzte Heilige Schrift Deutsch Mart. Luth. Wittemberg. Begnadet mit Kurfürstlicher zu Sachsen freiheit. Gedruckt durch Hans Lufft M.C. XXXIII*; Wittemberg [Faksimile 1935, Leipzig]
- Clube, Victor / Napiers, Bill (1990): *The Cosmic Winter*; Oxford
- (1982): *The Cosmic Serpent · A catastrophist view of earth history*; London
- Cochrane, Ev (2013): Book Reviews · The Pseudoscience Wars: Immanuel Velikovsky and The Birth of the Modern Fringe, by Michael Gordin; *C&C Review 2013 (Journal of The Society for Interdisciplinary Studies)*; Juli 2013, 80-82
- Finkelstein, Israel / Silberman, Neil A. (2002): *Keine Posaunen vor Jericho · Die archäologische Wahrheit über die Bibel*; München
- Friedell, Egon (1963): *Kulturgeschichte Ägyptens und des Alten Orients. Leben und Legende der vorchristlichen Seele*; München (¹1936)
- (ab 1960): *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum [Ersten] Weltkrieg*; München (¹1927-1931)
- Fry (2013): *Schlafendes Monster*; *Süddeutsche Zeitung*, 02. 10.
- Ginethal, Charles (2012): *Pillars of the Past · Volume IV · Chronology of the age of Stonehenge and the Megalithic World*; Forest Hills NY [erschienen Sommer 2013]
- Heinsohn, Gunnar (2012): 230er Reichskatastrophe im Imperium Romanum und in Aachen; *Zeitensprünge* 24 (2) 345-369
- (²2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Gräfelting (¹1988, Frankfurt/M.)
- (1990): *Flutzerstörungen in den Stratigraphien Mesopotamiens; Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (3) 6-21
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting
- Hotz, Walter (²1978): *Byzanz · Konstantinopel · Istanbul · Handbuch der Kunstdenkmäler*; München · Berlin
- Illig, Heribert (²2010): *Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus*; Gräfelting
- (1999): *Katastrophen zu Zeiten des Menschen. W. Pitmann - W. Ryan - F. de Sarre - D. Keys - F. Carotta. Eine Sammelrezension*; *Zeitensprünge* 11 (4) 658-670
- (1997): *Leipziger Vielerlei. Ein Tagungsbericht*; *Zeitensprünge* 9 (2) 156-165
- (1996): *Einrede zu dem Artikel von Christoph Marx*; *Zeitensprünge* 8 (3) 356
- (1994): *Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes*; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39
- (1992): *Chronologie und Katastrophismus*; Gräfelting
- ipuwer* = <http://www.touregypt.net/admonitionsofipuwer.htm#ixzz2gsQIRsO7>
- Jung, Carl Gustav (1952): *Antwort auf Hiob*; Zürich

- Keller, Werner (1970): *Denn sie entzündeten das Licht. Geschichte der Etrusker – die Lösung eines Rätsels*; München
- Keys, David (1999): *Catastrophe*; (deutsch 1999: *Als die Sonne erlosch. 535 n. Chr.: Eine Naturkatastrophe verändert die Welt*; München
- Marx, Christoph (1996): Der (bislang) letzte „Große Ruck“; *Zeitensprünge* 8 (3) 339-356
- Oppenheimer, Clive (2003): Climatic, environmental and human consequences of the largest known historic eruption: Tambora volcano (Indonesia) 1815; *Progress in Physical Geography* 27 (2) 230-259
- Otte, Andreas (1/2013): Electric Universe 2013 – The Tipping Point. Ein Konferenzbericht; *Zeitensprünge* 25 (1) 232-241
- (2/2012): Immanuel Velikovskys Werk im Überblick. Inhalte, Reaktionen und eine unsägliche Affäre; *Zeitensprünge* 24 (2) 460-474
 - (2008/09): Das elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil I / II / III; *Zeitensprünge* 20 (2) 478-497; 20 (3) 757-777; 21 (1) 4-31
- Schaeffer, Claude (1948): *Stratigraphie comparée et chronologie de l'Asie occidentale (III^e et II^e millénaires) · Syrie, Palestine, Asie mineure, Chypre, Perse et Caucase*; London
- Spanuth, Jürgen (1985): *Die Philister. Ein Nordmeervolk im Libanon*; Osnabrück
- Spedicato, Emilio (1990): *Apollo Objects. Atlantis and the Deluge. A Catastrophical Scenario for the End of the last Glaciation*; Bergamo
- Stender, Walter (1995): War Phaeton ein Planetoid? *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 7 (2) 183-202 [Manuskript nachweislich von 1982]
- Vecchi, Pierluigi de (1996): *Die Sixtinische Kapelle. Das Meisterwerk Michelangelos erstrahlt in neuem Glanz*; Freiburg im Breisgau
- Velikovsky, Immanuel (1983): *Stargazers & Gravediggers · Memoirs to Worlds in Collision*; New York
- (1982): *Mankind in Amnesia*; Garden City, NY (deutsch 1985: *Das kollektive Vergessen. Verdrängte Katastrophen der Menschheit*; Frankfurt am Main
 - (1980): *Erde im Aufruhr*; Frankfurt am Main (1956): *Earth in Upheaval*, New York
- V. = Velikovsky, I. (1978): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt am Main (Neuaufgabe nach der deutschen Erstauflage 1951 unter *Welten im Zusammenstoß · Als die Sonne still stand*; Stuttgart. 1950 englische Erstauflage: *Worlds in collision*; in New York, in Garden City und in London. Insgesamt erschienen im deutschen Sprachraum in den Jahren 1951/52 (in Stuttgart wie in Zürich) ca. fünf Auflagen, bis der Widerstand zu groß wurde und bis 1978 jede Neuauflage verhindert hat.
- Völker, Thomas (1997): Velikovskys Amnesie. Eine kritische Würdigung in 52 Thesen; *Zeitensprünge* 9 (2) 166-180
- Weidinger, Erich (o.J., ca. 1999): *Die Apokryphen · Verborgene Bücher der Bibel*; Augsburg · Etlville
- wiki = *Wikipedia · Die freie Enzyklopädie* ↪ Artikelbezeichnung

Alexander – ruhelos wie eh und je

Zur Rosenheimer Ausstellung

einige Notizen von Heribert Illig

In dem Jahr, in dem der Völkerschlacht bei Leipzig von 1813 und dem Sturz eines großen Feldherrn gedacht wird, darf ein Blick auf jenen großen Feldherrn nicht fehlen, der als erster Europäer Indien erobern wollte (auch Napoleon ist dieses Ziel nachgesagt worden). Dazu ließ sich im Lokschuppen von Rosenheim der 32.000 (!) km lange Feldzug Alexanders über Transoxanien bis Indien und zurück nach Babylon nachvollziehen.

Bei einem Menschen (356–323), der im 33. Lebensjahr stirbt, seit dem 19. Lebensjahr Eroberungskriege führt und deshalb keinen festen Wohnsitz mehr hat, darf man nach vielleicht 2.000 Jahren nicht viele persönliche Utensilien erwarten. Es wurden in Rosenheim auch keine gezeigt. Der Ausstellung konnte es nur darum gehen, die verschiedenen Stationen seines Feldherrnlebens zu zeigen, also alle die Länder zwischen der makedonischen Heimat, Vorderasien, Transoxanien, Indien, der ägyptischen Oase Siwa und seinem Sterbeort Babylon. Hierbei konnte nur selten auf große Kunst zurückgegriffen werden; so wurde auch auf Illustrationen abgestellt, die Kinder begeistern können, etwa wenn sich Indien mit dem Trompeten von Elefanten ankündigt oder 70 Tage Dauerregen mit einem rasch laufenden Zählwerk in Minutenschnelle ‘nachvollzogen’ werden.

Für den Rezensenten ist es ein echtes Manko, dass die meisten erklärenden Texte im Katalog nicht wiedergegeben werden. So erinnert er sich an eine spannende Erläuterung auf den oft schlecht beleuchteten Tafeln: Alexander startet verwegen mit lediglich 60 Talenten Silber in seiner Kriegskasse, kann aber den Feldzug mit dem riesigen persischen Staatsschatz bestreiten, den er in Persepolis einkassiert. Dabei hieß es auch, er habe aus den persischen Münzen zahllose Drachmen prägen lassen; aber in der zugehörigen Vitrine lagen nur drei, vier persische Münzen, aber keine einzige griechische. Gibt es sie nur in der Literatur? Gezeigt wurden an anderer Stelle immerhin Tetradrachmen mit dem Porträt Alexanders, die allerdings dem Makedonen Lysimachos ab -285 zugeschrieben werden [Gebhard u.a., 157]. Prägungen mit dem Bild Alexanders reichen bis ca. -170 [ebd. 160].

Auf einer anderen Übersicht wurde vorgerechnet, wie groß die Tagesration des Alexander-Heeres war: Getreide für die Soldaten, dazu viel Heu für die Tragtiere (auch Kamele) und vor allem Wasser. Wenn ich mich recht erinnere, dann wurden 680.000 Liter als Tagesbedarf angesetzt, in Verbindung mit dem Hinweis, dass das Heer „nur geringe Mengen an Nahrungsmitteln

mit sich führen konnte“, während die Fouriere im Voraus im Umkreis von bis zu 100 km diese Unmengen beschafft und „entlang des Weges bereitgestellt“ hätten [Gebhard u.a., 113]. Selbst wenn es nur 68.000 Liter gewesen sein sollten, ist schwer vorstellbar, wie derartige Mengen durch persische, transoxanische und afghanische Steppen und Wüsten mitgeschleppt worden sein sollten. Daran wäre der Feldzug wohl zuverlässig gescheitert – nicht erst in den gedrosischen Wüste, in der drei Viertel des Heeres umgekommen sein sollen, Alexander „nach der Rückkehr ins Zweistromland jedoch nicht weniger, sondern mehr Makedonen zur Verfügung hatte“ [Gebhard u.a., 112]. Da musste der Rezensent an seine vor 18 Jahren geäußerten, aber nicht vertieften Thesen denken, wonach der Alexanderzug eine schöne Erfindung ist, die als *Alexanderroman* reüssierte.

Zeitgenössisches allein hätte keine Ausstellung ermöglicht, die Exponate verteilen sich über viele Jahrhunderte. Nur dadurch wirkte die Alexanderzeit gut belegt. Tatsächlich ist die eigentliche Belegdichte sehr schütter. Gezeigt wurde eine Augustus-zeitliche, römische Kopie einer wohl zeitgenössischen Alexanderbüste, die der Hand Lysipps zugeschrieben wird [Gebhard u.a., 179, 280]. Zwei weitere Porträtköpfe des jugendlichen Helden stammen aus dem -2. Jh.; auch sie lassen durch ihre spezielle Stirnlocke ebenso an Apoll wie an Alexander denken [ebd. 174 ff., 283].

Mein einstiger Gedanke stößt zwar nicht auf Granit, wohl aber auf Widerstand. So wurden Zeichnungen eines ägyptischen Reliefs aus Luxor präsentiert, das Alexander als Pharao mit den Göttern Re und Amun darstellt (allerdings war Alexander nie in Luxor). Der Katalog [Gebhard u.a., 64, 244] nennt leider keine Datierung für das Kunstwerk. Von hohem Gewicht sind insgesamt vier Keilschrifttafeln. Zur ersten:

„Der Text dieser Tafel belegt den friedlichen Einzug Alexanders in Babylon: »Am 11ten Tag in Sippar [gab es] eine Order von Alexander... ›Ich werde eure Häuser nicht betreten‹ ... Alexander, König der Welt, kam nach Babylon.« (Kat. Nr. 211)“ [Gebhard u.a., 73].

Wieso bereits König der Welt? Zu diesem Zeitpunkt war der persische Großkönig angeschlagen, aber keineswegs besiegt! Zum zweiten Exemplar:

„Der Text der Tontafel aus Babylon berichtet über das Ableben Alexanders am 10. Juni 323 v.Chr.: »Am 29sten Tag starb der König ... Wolken am Himmel.« (Kat.Nr. 354)“ [ebd. 95].

Daran schließen sich im Katalog allerdings Überlegungen zum eigentlichen Todestag, zum tradierten Mordkomplott und zu den Profiteuren eines möglichen Königsmords. Welcher der einschlägig Verdächtigten hätte die Überlieferung so manipuliert, dass daraus die heute geglaubte Version geworden wäre. So wird die ‘Aktenlage’ deutlich: Als Leibwächter Alexanders diente der spätere Begründer der Ptolemäerdynastie, Ptolemaios I.

„Er verfasste auf seine alten Tage eine Alexandergeschichte, die ein halbes Jahrtausend später wiederum von dem trajanischen Offizier und Autor Arrian zitiert wurde. [...] Also weiß man von vornherein, welcher Tendenz diese heute verlorene Alexandergeschichte Ptolemaios' folgte“ [ebd. 104].

Von diesem erst im +2. Jh. schreibenden Arrian stammt allerdings die „wichtigste erhaltene Darstellung seines Feldzugs“ [Walbank lt. Illig 1994, 24]. Genauso präsentiert sich die Quellenlage bei allen anderen Zeitgenossen Alexanders oder seinen Briefen: keine ursprünglichen Texte, die frühesten Zitationen 300 Jahre später [ebd. 25]. Die Ausstellung hob nicht deutlich hervor, dass Alexanders Biographen erst Jahrhunderte später gelebt und gedichtet haben; im Katalog [149-155] werden die zeitgenössischen Originale so besprochen, als wären all diese verlorenen, vielleicht nie existenten Texte noch erhalten. Eine Quelle der besonderen Art bildet der *Alexanderroman*, den mit Kallisthenes ein Zeitgenosse begonnen hätte, der aber erst im +4. Jh. entstand und dann gerade im Mittelalter immer weiter entwickelt worden ist.

Eine dritte Keilschrifttafel berichtet davon, dass Bessos als Satrap von Baktrien Dareios III. getötet hat [Gebhard u.a., 265]

Gezeigt wurde schließlich noch eine vierte Tontafel, mit einem Bericht zum Kampf von Gaugamela. Ihre Beschreibung verwirrt:

„In dem Text wird berichtet, dass am 18. September 331 v.Chr. eine Panik im Lager der Perser ausbrach, als die Makedonen ihr Lager davor aufschlugen. Am 1. Oktober 331 v.Chr. eröffnete Alexander den Kampf und fügte dem Perserkönig eine schwere Niederlage zu. Nun floh dieser nach Persien. Dieses Dokument ist deswegen von herausragender Bedeutung, weil es **der einzige erhaltene zeitgenössische Originalbericht** ist“ [Gebhard u.a., 250; Hvhg. HI].

Wären demnach die anderen Tontafeln keine Originalberichte?

Das Fresko von Vergina

Für meine These, die damals nicht nur Alexander, sondern 200 bis 220 Jahre in überwiegend hellenistischer Zeit bezweifelte, ist natürlich auch Philipp, der Vater Alexanders, ein Problem. Als im nordgriechischen, nicht im heutigen Makedonien liegenden Vergina in einem 110 m durchmessenden Grabhügel ein Königsgrab entdeckt wurde, hielt man es für das seine. Mittlerweile wird die Zuschreibung wieder angezweifelt, etwa bei *Wikipedia* [↔ Vergina; ↔ Philipp II. (Makedonien)]. Um so überraschender, wenn nun ein spezielles Kunstwerk aus diesem Grab, ein gemalter Wandfries mit den Ausmaßen 5,56 x 1,12 m als direkter Hinweis auf den König präsentiert wird. Hierbei handelt es sich um ein Ausnahmekunstwerk.

Bislang fehlten uns die Malereien der alten Griechen, die sie selbst als ihre höchste Kunst ansahen [vgl. Friedell, 234-236, 325 f.]. Im klassischen Griechenland gibt es kaum Überreste; einige Gräber beim unteritalienischen Paestum erhielten Fresko-Schmuck, allerdings nur in einigermaßen naiv-unbeholfener Machart. An diesem Vergina-Fries, der nach seiner Entdeckung, 1977, lange Jahre mühevoll restauriert werden musste, wird erstmals ihre hohe Qualität erkennbar. Dargestellt werden Jagdszenen, in denen drei Mitglieder des Königshauses entsprechendes Großwild wie Löwe, Bär, Eber und Hirsch erlegen. Identifiziert werden von den Restauratoren Alexander, sein Vater Philipp II. und sein Feldherr Ptolemaios, sekundiert von sieben Jägern zu Fuß und neun Jagdhunden. Gleichermaßen erstaunlich sind die perspektivischen Verkürzungen, die muskulöse Plastizität der Menschen wie der Hunde, die Einbindung abgestorbener Bäume wie in den Zeiten deutscher Romantik, die Komposition mit dem Löwenkampf im Zentrum und die gedeckten Farben rings um einen blau-purpurnen Grundton. So lässt der trotz Restauration fragmentarische Zustand erahnen, was uns mit der griechischen Malerei alles verloren gegangen ist.

Es ist aber noch mehr verloren. Das Alexander-Mausoleum in Alexandria wird zwar wiederholt in der Literatur genannt, etwa wenn sich Augustus die Mumie Alexanders zeigen lässt [Sueton, 18] – direktes Vorbild für den angeblichen Besuch Ottos III. beim einbalsamierten Karl d. Gr. –, ist aber nie gefunden worden, weder hier noch in der Oase Siwa.

Draußen vor wie in der Ausstellung imponierten die makedonischen Fußsoldaten mit ihren 5,50 m langen und 3,6 kg schweren Stoßlanzen (Sarissen). Ihre Träger mussten extrem trainiert gewesen sein, um diese anfangs senkrecht getragenen Waffen zwischen den fünf Schlachtreihen vor ihnen abzusinken und dann mit beiden Händen stoßbereit zu halten, während ihnen zum eigenen Schutz nur ein kleiner Schild am Hals baumelte [vgl. Gebhard u.a., 113]. Gezeigt wurden achämenidische Speer- und Lanzenspitzen [Kat.nm. 95-98] – aber keine griechischen.

*

Meine ketzerischen Gedanken von 1994/95 bezweifelten auch den gnadenlos vorangetriebenen Kampf Roms gegen Karthago („Carthaginem esse delendam“), der schließlich -146 siegreich beendet wurde. Die erste Etappe auf dem Weg zur römischen Hegemonialmacht und zum „mare nostrum“ war die Seeschlacht von Mylae, -260 vor der Nordküste Siziliens. Damals forderte Rom die unbestrittene Seemacht Karthago erstmals in ihrem eigenen Element heraus und siegte prompt. Laut Polybios hätten die Römer ein gestrandetes karthagisches Schiff einfach in Serie nachgebaut und – mangels ausgebildeter Matrosen – auf jedem Schiff eine Klappbrücke installiert, die aufs gegneri-

sche Schiff herabgesenkt wurde und Infanteristen den ihnen gemäßen Kampf ermöglichte. Wegen dieser Wunderwaffe hätte Karthago bereits -241 erstmals um Frieden gebeten. Mittlerweile wird diese Brücke, Corvus (Rabe) genannt, von Marinekennern bezweifelt. Denn mit 11 m Länge bei 1,20 m Breite hätte sie hochgeklappt das ganze Schiff destabilisiert. Bezeichnenderweise nennt Polybios (200–120) das Gerät nur noch für eine einzige Seeschlacht im Jahr -256; danach wird es offenbar eingemottet oder ausgemustert. Wenn der kriegsentscheidende Rabe eine Ente war, dann hinge die jäh entstandene Seemacht Roms des -3. Jh. in der Luft, dann hätten wir einen weiteren Grund, auch an der Realität des -2. Jh. mit seinem sagenhaften Elefantenzug über die Alpen zu zweifeln. Anders als Gunnar Heinsohn (s. S. 663 f.) hat Paul C. Martin [1994/95] meinen Ansatz direkt aufgegriffen und drei Artikel über die vexierenden Bronze-, Silber- und Goldmünzen des republikanischen Roms verfasst.

Literatur

- Friedell, Egon (o.J. = 1966): *Kulturgeschichte Griechenlands · Leben und Legende der vorchristlichen Seele*; München (unvollständige Erstausgabe auf Norwegisch 1940, deutsch ¹1949)
- Gebhard, Rupert / Rehm, Ellen / Schulze, Harald (2013): *Alexander der Große · Herrscher der Welt* (Archäologische Landesausstellung im Ausstellungszentrum Lokschuppen Rosenheim; Mainz (Ausstellung vom 22. 03. bis 03. 11. 2013 mit 372 Katalognummern)
- Illig, Heribert (1995): Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende. Eine Skizze; *Zeitensprünge* 7 (3) 269-287
- (1994): Abschied vom großen Alexander oder Der eigentliche Alexanderroman; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 24-39
- Karsten, Arne / Rade, Olaf B. (2013): *Große Seeschlachten · Wendepunkte der Weltgeschichte von Salamis bis Skagerrak*; München
- Martin, Paul C. (1994/95): Wie stark erhellen Münzen die „dark ages“ in Italien? Numismatik versus Illigs These. Teil I: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 40-63; Teile II; III: *Zeitensprünge* 7 (2) 145-167; 7 (3) 247-268
- Seewald, Berthold (2013): Seekriege. So vernichtete Rom die Flotte Karthagos. Mit einer geheimen Superwaffe, dem „Raben“, soll Rom im Ersten Punischen Krieg die Seemacht Karthagos bezwungen haben. Zwei Historiker bezweifeln den berühmten Bericht und legen eine neue Deutung vor; *Die Welt*, 30. 09.
- Sueton (nach +120): *Das Leben der römischen Kaiser*.

Wurde Amerika in der Antike entdeckt?

Hans Giffhorns Buch über das Chachapoya-Rätsel

Andreas Otte

G. = Giffhorn, Hans (2013): *Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Karthager, Kelten und das Rätsel der Chachapoya*; C.H. Beck Verlag, München, 288 S., 102 Abb.

Einleitung

Es müssen schon eine Menge außergewöhnlicher Indizien sein, die dazu führen, dass sich ein Professor der Kulturwissenschaften, wenn auch inzwischen im Ruhestand, in ein politisch-wissenschaftliches Minenfeld begibt. Kulturpolitiker Südamerikas und die internationale Fachwelt einschließlich der Archäologie sind sich nämlich einig: Verbindungen zwischen den antiken Kulturen des Mittelmeerraumes und den Kulturen der Neuen Welt hat es nie gegeben. Alle frühen Hochkulturen Südamerikas entstanden ohne irgendwelche Einflüsse aus der Alten Welt. Das ist auch heute noch nahezu unumstößliche Ansicht, trotz des Nachweises der technischen Machbarkeit einer Ost-West-Atlantik-Überquerung durch Thor HEYERDAHL 1970 mit der RA II. Die Untersuchungen von Dominique GÖRLITZ [2002] zeigen zudem, dass es durchaus möglich ist, auch mit Schilfbooten gegen den Wind zu kreuzen, also auch eine Rückreise von der Neuen in die Alte Welt in der Frühzeit im Prinzip möglich war.

Was mag Hans GIFFHORN (*1942) bewegt haben, sich in dieser Frage mit der Fachwelt anzulegen?

Die Entdeckung der Chachapoya-Kultur

Das größte Bauwerk der Chachapoya-Kultur wurde eher zufällig im Januar 1843 entdeckt, als ein Richter ein Gebiet in der Nähe des Rio Utcubamba (nördliches Peru, auf halbem Weg zwischen Lima und Quito) zur Lösung von Grenzstreitigkeiten durchstreifte [G., 39]. Durch Zufall war er auf die Festung Kuelap gestoßen. Diese geriet nach ersten Untersuchungen für über 100 Jahre in Vergessenheit. Weitere Skulpturen und Bauwerke in der Region wurden während dieser Zeit gefunden, doch niemand erkannte ihre Zusammengehörigkeit [G., 40]. Die Fundregion gehört auch heute noch zu den unzugänglichsten Gebieten Südamerikas. Weite Teile wurden zum Sperrgebiet erklärt. Neben den Gefahren durch die Natur dieser Region erschwerten vor allem dieses Gebiet beherrschende Guerilla-Gruppen den Zugang.

1963 wurde der peruanische Archäologe Federico Kauffmann-Doig auf die Funde aufmerksam, aber auch der amerikanische Abenteurer Gene Savoy. Während Kauffmann-Doig noch rätselte, welcher Kultur die Funde zuzuordnen seien, machte Savoy die Chachapoya in mehreren TV-Dokumentationen zu Handelspartnern der Phönizier [G., 41]. Ende der sechziger Jahre erschwerten Aktivitäten von Guerilla-Gruppen erneut weitere Untersuchungen. Vereinzelt riskierten es Archäologen in den Folgejahren, unter Lebensgefahr in das Gebiet einzudringen, in den Achtzigern setzte sich langsam der Begriff „Chachapoya-Kultur“ durch. 1994 wurden die Guerillas entworfen. Erst Ende der 90er Jahre begann sich allmählich die Erkenntnis durchzusetzen, dass man es bei den Chachapoya mit einer separaten, bisher weitgehend unbekannt Hochkultur in Südamerika zu tun hatte. Im Februar 1998 besuchte Giffhorn mit seinem Team erstmals das Chachapoya Gebiet auf der Suche nach einer angeblich ausgestorbenen Kolibri-Art. Das Thema fasziniert und beschäftigt ihn seit seiner ersten Reise.

Die Chachapoya

Was macht die Chachapoya so interessant? Es ist die schiere Menge an Ungewöhnlichkeiten, welche diese Kultur umgibt:

Die Festung Kuelap

Die Festung ist fernab von allen anderen Hochkulturen Lateinamerikas entstanden, sie zeigt als deutlich sichtbares Merkmal eine Umfassungsmauer von 1.200 m Länge, 8 m dick, bis zu 20 m hoch, gebaut aus teilweise tonnenschweren, sorgfältig behauenen Steinen. Die Mauer umfasst 415 steinerne, runde Wohnhäuser und zahlreiche weitere Gebäude. Die Anlage ist absolut zweckmäßig gebaut, Prunkbauten fehlen. Die Wohnbauten zeigen nur wenig Verzierungen, wenn sie vorhanden sind, dann sind es Zickzacklinien oder Mäander [G., 18]. Das Innere der Festung betritt man durch nur drei raffiniert gebaute Eingänge (Abb. 1 = Titelbild), die Angreifer kaum eine Chance lassen. Gebaut wurde die Festung nach den Schätzungen der Archäologen zwischen +400 und +500 [G., 74], also vor den bekannten Inka-Bauten. Die runden Wohnhäuser aus Stein sind ein unverändertes Kennzeichen über die gesamte Dauer der Chachapoya-Kultur, deren Beginn im Osten des Chachapoya-Siedlungsgebietes inzwischen von Archäologen bei -200 bis +200 angesetzt wird [G., 75]. Dieses Merkmal ist einzigartig in der Region. Vorläuferkulturen und Vorgängerbauten gibt es nicht. Die ältesten Funde zeigen bereits die hochentwickelte Bauweise. Sie kommt aus dem Nichts [G., 18].

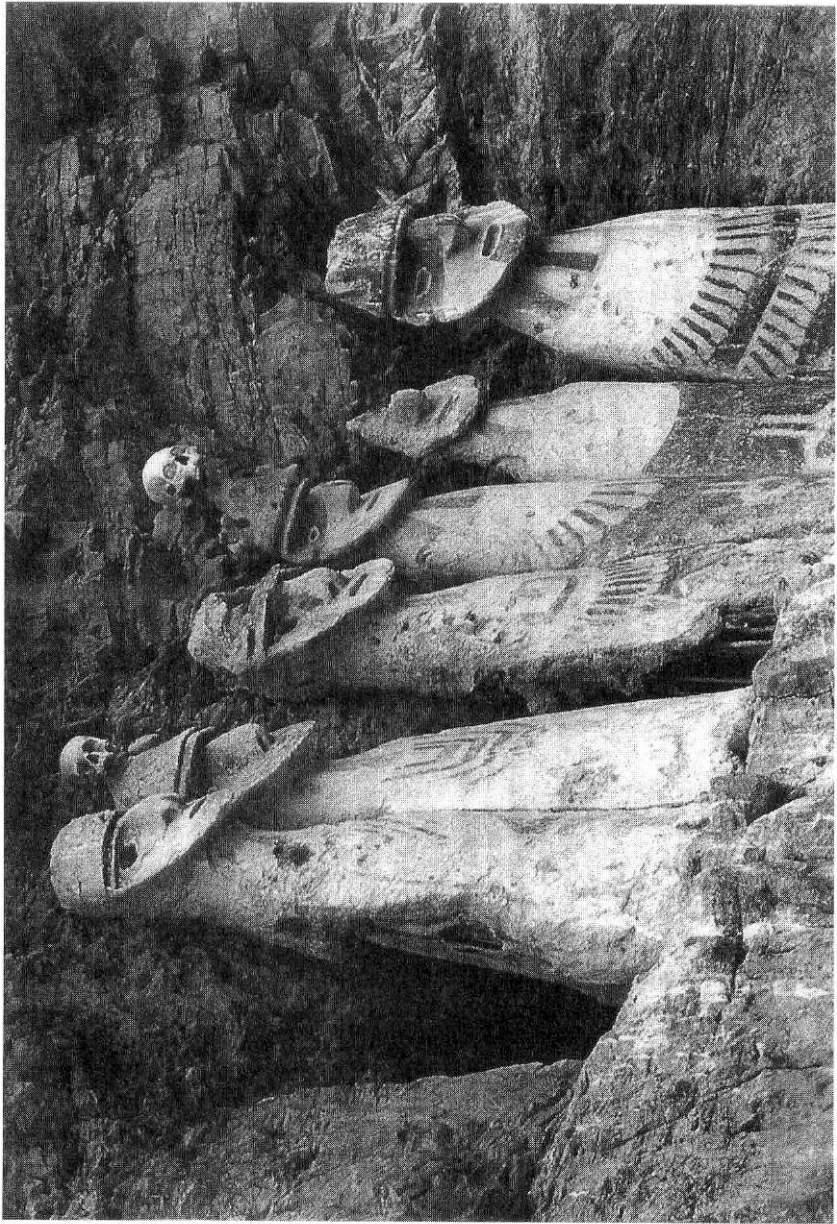


Abb. 2: Chachapoya-Sarkophage in Felswänden [G., 35]

Kunst, Handwerk und Religion

Einerseits finden sich fein ornamentierte Steinschalen mit eher europäisch anmutenden Gesichtern als Verzierung, andererseits schlichte schwarz-braun gefärbte, eindeutig indianisch anmutende Keramik. Es scheint als hätten zwei völlig unterschiedliche Kulturen miteinander gelebt [G., 33]. Auffällig sind auch Mäanderornamente, normalerweise eine Repräsentation des Meeres, obwohl die Chachapoya in ihrer unmittelbaren Umgebung keinen Bezug zum Meer haben können. Andere Skulpturen zeigen Mensch-Tier-Mischwesen mit Hörnern. Rinder, Ziegen oder ähnliche Tiere gab es nicht im präkolumbischen Südamerika [G., 56 f.].

Die Chachapoya verehrten Naturgötter. Ihre Kultplätze zeigen Spiral-Darstellungen als Steingravuren, bei anderen Kulturen der Region finden sich konzentrische Kreise, die bei den Chachapoya fehlen.

Es wurde ein extrem aufwändiger Totenkult betrieben, die Gräber waren oft sehr unzugänglich angelegt – vielleicht zum Schutz vor Grabräubern. Ab +1200 waren z.B. große Lehmfiguren als Sarkophage in Mode [G., 33]. Die Schädel auf einigen dieser Lehmfiguren zeigen eine andere Seite der Chachapoya-Kultur (Abb. 2). Es handelt sich um abgeschlagene Köpfe von Feinden. Es scheint keine weitere religiöse Praxis mit der Präsentation der Köpfe verbunden zu sein, vielmehr handelt es sich um die Demonstration der Fähigkeiten des Verstorbenen als Krieger. Offenbar wurden aber auch Menschenopfer praktiziert [G., 34]. Ab dem Beginn des 15. Jh. setzte, eventuell unter dem Einfluss der siegreichen Inka-Kultur verstärkt ein Mumifizierungskult ein [G., 27]. Der große Mumienfund am Kondorsee 1997 war ein Meilenstein in der Chachapoya-Forschung [G., 44-49]. Die im Laufe der Jahre durchgeführten Untersuchungen der Mumien haben viele interessante und überraschende Hinweise auf den Ursprung der Chachapoya geliefert.

Medizin

Einige der gefundenen Chachapoya-Toten in den Gräbern zeigen Trepanationen (Schädelöffnungen). Das ist zunächst nichts Ungewöhnliches, es handelt sich um eine auf der ganzen Welt praktizierte Technik. Neben den auch bei den Inka typischen Schabtrepanationen findet sich jedoch oft ein bestimmtes Muster aus drei bis fünf Bohrungen in den Köpfen, durchgeführt mit einem konischen Bohrer [G., 36]. Dieses Muster ist einzigartig in Amerika. Auch die Inka setzten konische Bohrer ein, jedoch wurde mittels der Bohrungen ein Stück Schädeldecke entfernt. Aufgrund von Altersbestimmungen geht man davon aus, dass die Inka den konischen Bohrer von den Chachapoya übernommen haben [G., 37].

Ein anderes Mysterium im Zusammenhang mit den Chachapoya betrifft die Krankheit Tuberkulose. Ein Teil der Chachapoya-Mumien vom Kondor-

see zeigt Anzeichen dieser Krankheit. Es wird bisher allgemein die Meinung vertreten, dass die Krankheit im Zusammenhang mit der Rinderzucht in der Alten Welt entstanden ist [G., 69]. Wie können präkolumbianische Mumien die Krankheit aufweisen, wenn es vorher keine Rinderzucht in der Neuen Welt gegeben hat? Ganz offensichtlich hat die Krankheit Südamerika bereits vor Kolumbus erreicht. Die asiatischen Einwanderer können es nicht gewesen sein, denn als die Beringsee-Landbrücke – so es sie denn je gegeben hat und sie für eine Einwanderung überhaupt genutzt wurde – überflutet wurde (vor ca. 11.000 Jahren), gab es in Sibirien ebenfalls noch keine Rinderzucht [G., 70]. Nächste Kandidaten wären die Wikinger, die bis in das Chachapoya Gebiet vorgestoßen sein könnten. In Nordamerika gibt es passende erste Tuberkulose-Fälle um +1.000. Im verbindenden Mittelamerika gibt es jedoch keine Hinweise auf die Krankheit aus der in Frage kommenden Zeit. Alle diese Überlegungen werden jedoch letztlich dadurch ausgehebelt, dass die ältesten Tuberkulose-Fälle in Südamerika inzwischen auf ein Alter von fast 2.000 Jahren geschätzt werden [G., 71 f.]. Es kann kein Zusammenhang mit den Wikingern bestehen.

Waffen

Die Hauptwaffe der Chachapoya war, neben Lanzen und Keulen, die Steinschleuder. Es gab auch Schwerter aus Hartholz. Die Steinschleuder scheint im Chachapoya-Gebiet entstanden zu sein und hat sich von dort aus vermutlich in Südamerika ausgebreitet [G., 214]. Auch die Inkas nutzten später Steinschleudern, jedoch gibt es eine spezifische Chachapoya-Bauform, die sich in Südamerika nur in diesem Gebiet findet [G., 215].

Der Ursprung der Chachapoya

Bei allen diesen ungewöhnlichen Umständen ist es nicht verwunderlich, dass man sehr schnell die Frage nach dem Ursprung der Chachapoya gestellt hat. Eine befriedigende Antwort hat die Amtsforschung bisher nicht liefern können. Kauffmann-Doig sah den Ursprung in den Hochanden, unter anderem wegen Lama-Darstellungen der Chachapoya. Doch das beweist nur, dass man Lamas kannte. Sein Hauptargument bezieht sich jedoch auf die steinernen Bauten der Chachapoya, die den peruanischen Hochandenvölkern entstammen müssen. Diese Ansicht kehrt jedoch die Datierungen um, sind doch alle vergleichbaren Funde in den Hochanden deutlich jünger als die Chachapoya-Bauten [G., 52]. Dagegen verweisen die Chachapoya-Keramik und einige Sitten ins Amazonasgebiet, so der zweite Ansatz. Aber auch dort fehlen alle Vorgängerkulturen für den Steinbau und die Waffentechnik. Drittens wird noch die Meinung vertreten, die Kultur sei an Ort und Stelle ohne Einflüsse

von außen entstanden. Dann aber müssten Vorgängerbauten auffindbar sein, müsste sich eine Entwicklung zeigen [G., 53]. Die Chachapoya aber bauen die 'perfekte' Steinfestung Kuelap im ersten Drittel ihrer Existenz. Und die runden Steinbauten bauen sie von Anfang an.

Alle diese Vermutungen sind daher letztlich Ausdruck des aktuellen Nicht-Wissens: „Die Chachapoya-Kultur kam wie aus dem Nichts.“ [G., 53]

Aber vielleicht gibt es für alle diese Rätsel um die Chachapoya einschließlich ihre Ursprungs eine Erklärung. Man müsste ein Ereignis etwa zur Zeitenwende suchen, und man sollte sich nicht auf den südamerikanischen Kontinent beschränken, denn dort gab es bisher keine zufriedenstellenden Antworten. Es gibt interessante Funde, die Richtung Osten deuten – weit nach Osten. Zum einen wurde im Amazonasgebiet, an den Ufern des Rio Guaporè (Grenzgebiet zu Brasilien) eine antike Kulturtaxt aus Messing ausgegraben, die ein Horntierkopf ziert [G., 77]. Zum anderen zeigt die Keramik der Marajó-Kultur (beheimatet auf einer Insel in der Amazonas-Mündung) zu der anvisierten Zeit einen deutlichen kreativen Impuls. Die Keramik dieser Zeit wirkt geradezu mediterran [G., 79]. Karthagische Münzen, gefunden im Jahre 1749 an der Westseite (!) der Azoreninsel Corvo, können zudem als ein Argument für einen antiken Handelsverkehr in Richtung Alte Welt herangezogen werden [G., 107 f.].

Eine neue These zum Ursprung der Chachapoya

Giffhorn bringt in seinem Buch eine weitere Variante zum Ursprung der Chachapoya ins Spiel: Die Einwanderung von bestimmten Völkergruppen aus der Alten Welt zur Zeitenwende oder kurz davor. Es ist nicht der erste Vertreter einer derartigen Einwanderungsthese, aber er dürfte der erste sein, der eine wirklich gute Indizienkette hierfür vorlegen kann. Einen ersten Eindruck vermittelt hierzu bereits ein kleines Werbe-YouTube-Video [Beck Verlag] mit eindrucksvollen Bildern. Wie also könnte diese Einwanderung vonstattengegangen sein und welche Völkergruppen waren daran beteiligt?

Als dominante Kultur zum vermuteten Zeitpunkt im Mittelmeerraum fallen einem natürlich zuerst die Römer ein. Rom hatte allerdings nur wenig Interesse an küstenferner Seefahrt. Anders sieht das bei den Phöniziern und späteren Karthagern aus. Lange Reisen waren für die Karthager kein Problem, ihre Schiffswracks wurden auch in größerer Entfernung zu Küsten gefunden. Der karthagische Handel entlang der Atlantikküsten blühte [G., 90]. Giffhorn vermutet, in der Vernichtung Karthagos den (zumindest indirekten) Auslöser gefunden zu haben, welcher zur Auswanderung einer oder mehrerer Völkergruppen nach Südamerika führte, quasi eine Flucht vor Rom. Als Volksgruppen identifiziert er im Buch ein Gemisch aus Karthagern, (Ibero-)Kelten und

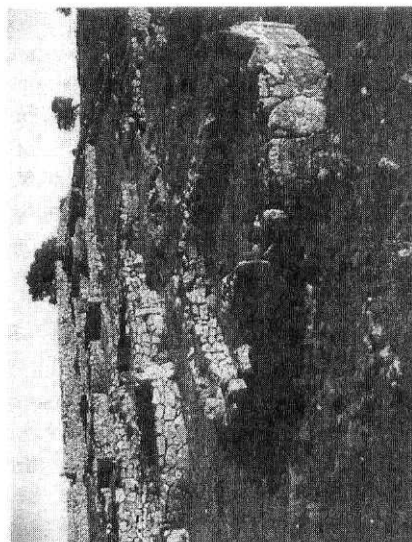
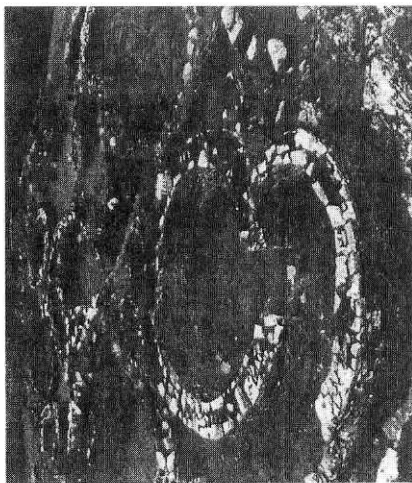


Abb. 3: Rundbauten: oben von Kelten, unten von Chachapoya [G., 221]

Menschen von den Balearn [G., 62]. Diese Identifikation basiert auf vielfältigen Parallelen zwischen Kultur und Funden der Chachapoya-Kultur und hauptsächlich keltischen aber auch karthagischen Eigenarten und Funden. Sie erklärt auch viele der bereits erwähnten ungewöhnlichen Aspekte der Chachapoya-Kultur:

Der kriegerische Charakter der Chachapoya-Kultur, ihr Stolz, der unbedingte Freiheitswille, die Rolle der Frau, Menschenopfer und Trophäenkopfkult sind mit keltischen Traditionen vergleichbar [G., 54-55]. Das gilt ebenso für die jeweiligen Naturreligionen. Die keltischen Kultsteine und die Chachapoya-Kultsteine sind sich ausgesprochen ähnlich, besonders die gleichartigen Spiralverzierungen fallen ins Auge [G., 56]. Ebenso sind Webtechnik und künstlerisch-handwerkliche Techniken vergleichbar. Eine weitere Parallele zeigt sich bei Steinköpfen mit Stierhörnern. Dieses Motiv findet sich sehr oft auf Chachapoya-Skulpturen, ist aber in Südamerika eher verwunderlich, denn es gab keine Rinder, Ziegen oder ähnlich gehörnte Tiere im präkolumbischen Amerika. Die Kelten hingegen verehrten eine ganze Reihe von Göttern mit gehörnten Köpfen [G., 57]. Chachapoya-Steinskulpturen zeigen auch eine gewisse Ähnlichkeit mit karthagischen Kunstwerken. Die Karthager hatten ebenfalls gehörnt dargestellte Götter [G., 57]. Die Zickzackornamentik könnte auf keltische Einflüsse verweisen. Karthagische Grabhöhlen auf Ibiza und Chachapoya-Grabhöhlen in unzugänglichen Steilwänden gleichen sich ausgesprochen [G., 62].

Eine Schädel-Trepanation, durchgeführt mit einem konischen Bohrer und in Form einer kleinen Gruppe von Bohrungen in einer definierten Anordnung, findet sich sonst nur auf den Balearn [G., 207] und an den angrenzenden Küsten. Auch die besondere Konstruktion der Chachapoya-Steinschleudern ist so nur auf den Balearn vertreten [G., 216]. Der von Anfang bis Ende der Chachapoya-Kultur durchgehaltene Rundbau von Wohnhäusern in Stein findet seine beste Entsprechung in keltischen Anlagen der sogenannten Castrokultur in Nordwestspanien (Abb. 3) [G., 221]. Die Verwendung von Holz als Baustoff wäre im Siedlungsgebiet der Chachapoya natürlich gewesen und wurde von anderen Kulturen in der Umgebung auch praktiziert. Warum bauten die Chachapoya nur in Stein? [G., 220] Die Festung Kuelap und damit der Festungsbau allgemein findet seine beste Entsprechung im vorrömischen Spanien, aber auch auf Ibiza und bei karthagischen Festungen in Nordafrika [G., 225]. Die Mauertechnik Kuelaps verweist – wie eine Art Fingerabdruck – auf keltische Iberer [G., 227].

Giffhorn bringt viele bildliche Darstellungen, die den direkten Vergleich erlauben. Die in unabhängigen Strängen entwickelten Parallelen – insbesondere die besondere Form der Steinschleudern, der Rundbau, der Festungsbau, die Grabanlagen in unzugänglichen Wänden –, die immer und immer wieder

auf Galicien und die Balearen verweisen, machen Giffhorns These ausgesprochen überzeugend.

Auch für die Frage, ob die Karthager bereits Südamerika entdeckt haben könnten, gibt es Indizien. In historischen Berichten finden sich hierzu ein paar interessante Hinweise: In der Aristoteles zugeschriebenen *Mirabilia* findet sich ein Hinweis auf eine von den Karthagern entdeckte, unbewohnte Insel außerhalb der Säulen des Herakles mit mannigfadem Wald und schiffbaren Flüssen, deren Position geheim gehalten wurde. Auch Diodor berichtet Ähnliches: eine große Insel, mehrere Tagesreisen von Afrika entfernt [G., 93]. Die Fachwelt denkt hier aber eher an eine Afrika vorgelagerte kleine Insel, z.B. Madeira, ungeachtet dessen, dass die Beschreibung nicht zu den Berichten passt. Übereinstimmung findet sich, so Giffhorn, erst an der Atlantikküste Südamerikas.

Auch das Tuberkulose-Problem in Südamerika ist mit diesem Ansatz einer Lösung zuzuführen. Die Einwanderer werden die Tuberkulose aus der Alten Welt mit eingeschleppt haben. Die Auswirkungen auf die Indianer im Siedlungsgebiet waren verheerend, etwa 20% der Kondorsee-Mumien zeigen Symptome der Krankheit [G., 189 f.]. Der bäuerliche Anteil der Einwanderer dürfte dagegen weitgehend immun gegen die Tuberkulose gewesen sein, die karthagischen Seefahrer waren vermutlich anfälliger. So könnte es sein, dass die an der Expedition teilnehmenden Seefahrer schnell ausstarben, denn der iberokeltische Anteil der Einflüsse überwiegt insgesamt. Es dürfte ebenfalls schnell zu einer Vermischung der Einwanderer mit den Indianern gekommen sein, auch schon auf dem langen Weg in das spätere Siedlungsgebiet. Interessanterweise zeigen die Mumien eine für die Region ungewöhnliche Körpergröße und zumindest vereinzelt eine rot-braune Haarfarbe [G., 241]. Die Inkas, denen es später gelang, die Chachapoya zu besiegen, beschrieben sie als vergleichsweise hellhäutig, ihre Frauen als überaus schön [G., 244-247].

Wenn es kurz vor dem Einfall der Konquistadoren noch Chachapoya mit nicht-indianischen Zügen gab, könnte das auch heute noch der Fall sein? In einsamen Bergdörfern im Chachapoya-Gebiet findet man noch heute sogenannte „Gringuitos“ oder „Mushas“. Das sind hellhäutige und rothaarige/rotblonde Menschen mit deutlich europäischen Gesichtszügen [G., 255]. Teilweise tragen die Familien noch die ursprünglichen Chachapoya-Namen. Eine inzwischen durchgeführte DNA-Analyse erbringt interessante Ergebnisse:

„Alle Proben zeigen sowohl indianische als auch europäische Vorfahren an. Und wir können klar sagen, dass die rote Haarfarbe europäischen Ursprung hat.“ [G., 262]

Mütterlicherseits waren die getesteten Gringuitos alle indianisch, erstaunlich allerdings ist die Variabilität der Haplogruppen (mt-DNA Marker). Sie deutet darauf hin, dass die indianischen Frauen der Chachapoya aus den unterschied-

lichsten Regionen Südamerikas stammen [G., 263]. Die Analysen erlauben auch eine weitergehende geographische Verortung der Vorfahren dieser Menschen. Hierzu werden die Y-Haplogruppen verwendet, Typen von Y-Chromosomen, die durch sich nur relativ langsam verändernde DNA-Marker charakterisiert sind (Abb. 4):

„Die Y-chromosomalen Daten, die wir zur Zeit zu den europäischen Vorfahren der Gringuitos besitzen, sprechen für den Westteil Europas als Region der väterlichen Abstammung. Wir haben einen Typ des Y-Chromosoms entdeckt, der Y-Haplogruppe R1b genannt wird, und der ist am häufigsten im Westen der Britischen Inseln, an der Atlantikküste Frankreichs und im Norden und Nordwesten Spaniens, der Iberischen Halbinsel. Wenn man also eine Region innerhalb Europas für den väterlichen Ursprung dieser Leute bzw. ihrer Vorfahren bestimmen will, dann wäre das der westliche Teil von Westeuropa.“ [G., 267]

Die Kelten lebten vor dem Niedergang des karthagischen Reiches in vielen Regionen Europas. Später wurden sie von ihren Feinden in die westlichen Randgebiete abgedrängt. Auch wenn sich die Nachfahren in den folgenden Jahrhunderten wieder in andere Regionen ausgebreitet haben, müssten prozentual betrachtet in den damaligen Rückzugsgebieten auch heute noch die meisten Nachfahren der Kelten leben [G., 266].

Giffhorn verschweigt durchaus nicht die gegen seine Überlegungen sprechenden Argumente, z.B.: Was ist mit dem Eisen, was ist mit dem Rad, der Töpferscheibe, der Schrift und anderen Einflüssen, die sich finden lassen müssten, hätte es eine Einwanderung zu dieser Zeit (etwa 150 Jahre vor der Zeitenwende) tatsächlich gegeben?

Er antwortet hierauf wie folgt: Das Rad ist in der Siedlungsumgebung nutzlos und dem Packtier weit unterlegen, Schrift und Töpferscheibe waren bei den Kelten ohne große Bedeutung. Eisenwaffen wie auch -gebrauchsgegenstände wären schnell verrostet und mangels Rohstoffen nicht ersetzbar gewesen. Und glaubt man den Grabräubern, die bisher immer als erste vor Ort waren, so finden sich vereinzelt durchaus hochwertige metallene Schmuckstücke in Chachapoya-Gräbern [G., 63-67].

Rekonstruktion einer Reise

Vor diesem Hintergrund rekonstruiert Hans Giffhorn die Reise der Auswanderer in mehreren Schritten, mit durchaus unterschiedlichem Absicherungsgrad durch Funde und Überlieferungen:

Kurz vor oder auch erst nach der Zerstörung Karthagos setzt sich in einer geheimen Aktion eine Flotte von Handelsschiffen in Richtung Atlantik in Bewegung. Bedeutender Haltepunkt oder auch Ausgangspunkt der Reise



Abb. 4: Verteilung der Y-Haplogruppe R1b in Europa [G., 267]

könnten die Balearen gewesen sein, die erst Jahrzehnte nach den Fall Karthagos in die Hände der Römer fielen. Die Flottenteilnehmer setzen sich aus karthagischen Seefahrern und Kriegern, keltischen Söldner-Bauern aus dem nordwestlichen Spanien und Menschen der Balearen-Inseln zusammen. Nach der Gibraltar-Passage wendet sich die Flotte südwärts, nimmt auf den Kanaren und/oder den Kapverden ein letztes Mal Proviant auf und überlässt sich dann der Meeresströmung, die sie direkt an die Nordwestküste Brasiliens bringt, vermutlich nicht weit südlich der heutigen Stadt Recife [G., 143-154].

Da die Auswanderer eine verfolgende römische Flotte erwarten mussten, werden sie sich nicht lange an der Küste aufgehalten haben, sondern dem erstbesten größeren Fluss ins Landesinnere gefolgt sein. Hierfür kommt der Rio Paraíba, etwa 100 km nördlich von Recife in Frage. Heute ist der Oberlauf des Rio Paraíba ausgetrocknet, vor 2.000 Jahren war er wohl mindestens 80 km landeinwärts schiffbar. Genau dort findet sich der *Pedra do Inga* mit außergewöhnlichen Felsgravuren. Das Alter der Gravuren ist schwer zu schätzen. Als die Portugiesen in dieser Region erstmals auftauchten, waren sie bereits vorhanden und die Indianer der Region sagen, dass auch schon die Vorfahren ihrer Vorfahren davon berichtet haben. Die Gravuren sind handwerklich perfekt in harten Gneis getrieben und mit keiner anderen Gravur und/oder Felszeichnung in der Umgebung vergleichbar. Experimente haben gezeigt, dass man nur mit Stahl in dem Gneis zu vergleichbaren Ergebnissen kommt. Entzifferungsversuche sind bisher fehlgeschlagen. Könnte es sich eventuell um eine simple „Wir waren hier!“-Nachricht der Einwanderer handeln? An dieser Stelle hätten sie jedenfalls umkehren müssen, wenn sie weiter ins Landesinnere hätten vordringen wollen. Man kann aber durchaus vermuten, dass man sich insgesamt einige Jahre am Rio Paraíba aufgehalten hat [G., 155-164].

Da sich der Rio Paraíba letztlich als Sackgasse erwiesen hat, wird man weiter nördlich an der Küste bis zur Mündung des Amazonas vorgestoßen sein. Hier treffen die Einwanderer auf die bereits erwähnte Marajó-Kultur, deren Kreativ-Impuls in der Keramik zur Zeitenwende den Forschern immer noch Rätsel aufgibt. Auch die ungewöhnliche antike Messingaxt könnte hier im Delta den Eigentümer gewechselt haben, um viele Jahre später zu ihrem späteren Fundort im oberen Amazonasbecken zu gelangen. Eine Gruppe Einwanderer, die den Amazonas hinaufzog, hätte am unteren Amazonas vielfältige Handelspartner gefunden, bei denen man die erschöpften Vorräte hätte auffüllen können. Aber irgendwann waren die Handelsgüter aufgebraucht und neue Handwerkstechniken vermittelt. Die Einwanderer wären den Bewohnern des Amazonasufers irgendwann zur Last gefallen. Zwar hat man überall an den eigentlich nährstoffarmen Ufern des Amazonas uralten, meterdicken, künstlich geschaffenen Ackerboden gefunden, die sogenannte *Schwarze Erde*

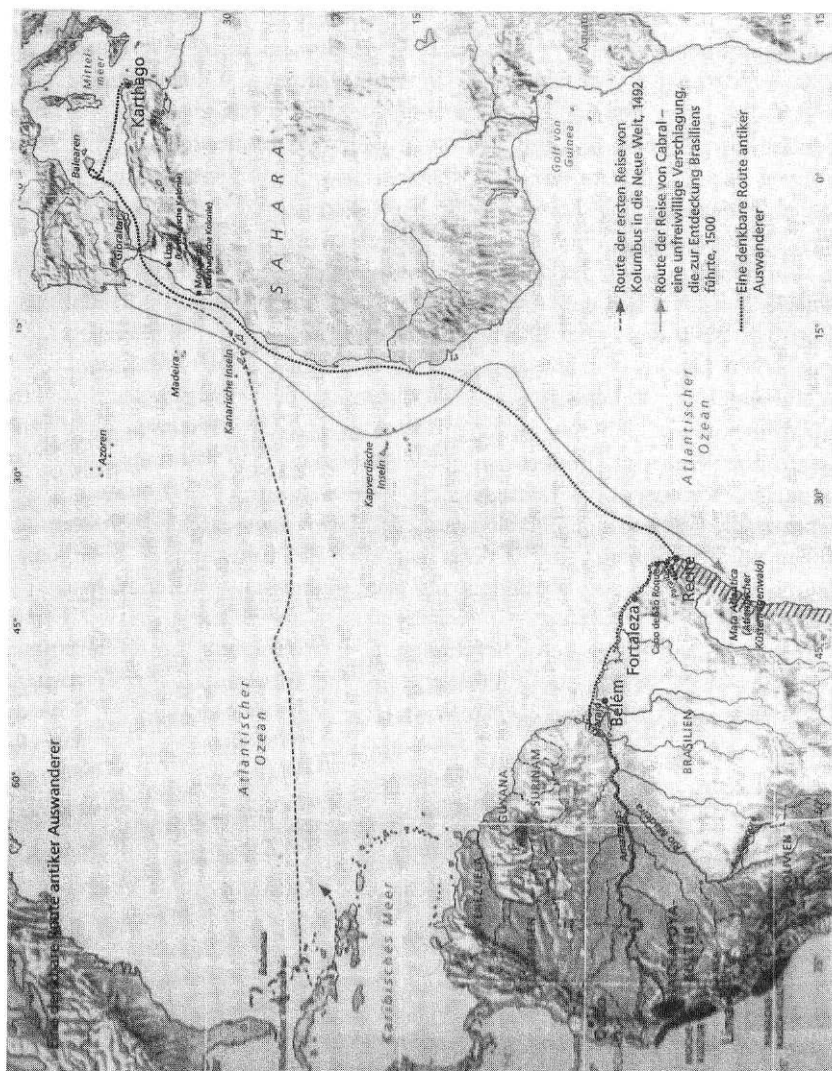


Abb. 5: Mögliche Reiseroute antiker Auswanderer [G., Vorsatzpapier]

(*Terra Preta*) mit Unmengen von Keramikscherben. Die iberischen Bauern hatten nur wenig Erfahrung mit dieser Art Böden, so ist man vermutlich den Amazonas weiter aufwärts gezogen, in der Hoffnung im Quellgebiet geeigneteres Gelände zu finden. Auf dieser über 4.000 km langen Reise wird man manche Einwanderer verloren, aber auch viele indianische Begleiter hinzugekommen haben, genauso wie auch spätere Einwanderungen aus dem Amazonasgebiet denkbar sind. Das wäre durchaus geeignet, die vorhandenen Bezüge der Chachapoya-Kultur ins Amazonasbecken zu erklären [G., 164-182].

Mit dem Erreichen der Anden ist die Rolle der karthagischen Seeleute und Händler beendet. Die den Amazonas speisenden Bergflüsse sind nicht mehr schiffbar. Spätestens jetzt übernehmen die Bewohner der Balearen und der spanischen Halbinsel das Kommando. Die Region ähnelt mit ihren tiefen Schluchten ohnehin dem Bergland Mallorcas und der Atlantikküste Spaniens. Allerdings ist das Gebiet komplett mit Wald überzogen. Doch den Wald kann man roden, Terrassen anlegen und mit dem Festungsbau beginnen. In diesem Gebiet im Nordosten des heutigen Peru gibt es zu dieser Zeit keine ernstzunehmenden Gegner, ein idealer Siedlungsplatz – und letztendlich ziemlich sicher vor römischem Zugriff. Das hat aber die Einwanderer nicht daran gehindert, trotzdem eine große Festung nach bekanntem Muster zu bauen [G., 183-187].

Fazit: Im Nordosten Perus begründete eine Gruppe von Einwanderern aus der Alten Welt, bereits stark durchsetzt mit indianischen Helfern, eine neue Kultur, die man später die Chachapoya-Kultur nennen wird (Abb. 5).

Nachlese

Das Buch ist argumentativ rund und durchaus spannend zu lesen, wirkt aber teilweise etwas unstrukturiert, weil einige Aspekte mehrfach behandelt werden – aus nur leicht verändertem Blickwinkel. Man kann dieses Vorgehen als bewusst durchgeführte Wiederholungs-Vertiefung einordnen, als ein spiralförmiges Herangehen an das Thema – vielleicht eine ganz geeignete Technik. Die Wiederholungen fallen im Lesefluss jedoch insgesamt auf. Einige Bildunterschriften, z.B. für die Mauerwerksvergleiche, könnten genauere Ortsangaben enthalten. (Es handelt sich bei Abb. 84 auf Nachfrage um Segontia Lanca!) Außerdem fällt bei der intensiven Beschäftigung mit dem Buch das fehlende Register negativ ins Gewicht.

Diffusionistische Überlegungen zum antiken Handel zwischen der Alten und der Neuen Welt dürften mit dieser Analyse eines Autors, der von sich selbst sagt, er sein kein Diffusionist, einen deutlichen Schub erhalten – wenn man sich auch nur ein wenig auf diese Untersuchung einlässt. Wer aber von vornherein transatlantische Kontakte in der Antike kategorisch ausschließt,

der wird sich auch von dieser in Summe wirklich gelungenen Untersuchung nicht überzeugen lassen wollen.

Inzwischen gibt es durch einen persönlichen Kontakt neue, über das Buch hinausgehende, Informationen zum Stand von Hans Giffhorns Chachapoya-Forschung. Durchaus berechnete, aber auch unberechtigte Kritik am Buch haben ihn angeregt, sich mit dem Thema weiter zu beschäftigen, und diese Arbeit hat in den letzten Monaten zu interessanten Modifikationen am Szenario geführt. So ist z.B. die Rolle der Karthager inzwischen deutlich reduziert worden, sie treten nur noch als Ideengeber für die Reise auf. Der Beginn des Szenarios hat sich derzeit wie folgt verändert:

Jahre nach dem Fall Karthagos dringen die Römer immer weiter gegen die Kelten vor. Davon sind auch die Bewohner der Balearen (insbesondere Mallorca und Menorca) betroffen. Gruppen von Kriegern (Steinschleuderer) setzen sich Richtung Festland ab, schlagen sich in die noch freien Gebiete durch, bekämpfen die Römer, werden aber immer weiter in die nordwestliche Ecke Spaniens abgedrängt, wo sie auf die dort ansässigen keltischen Iberer treffen. Kontakte der Kelt-Iberer mit den erfahrenen Seefahrern aus der Bretagne, die sich ebenfalls noch lange gegen die Römer gewehrt haben, könnten durchaus bestanden haben. Kurz vor der Zeitenwende ist das Ende abzusehen, den Kriegern bleibt am Ende nur noch der Weg über das Meer. Ihnen ist klar, dass ihre Traditionen, die ihren ganzen Stolz ausmachen, unter den Römern nicht zu erhalten sein würden. Z.B. vom Hafen La Coruña aus könnte sich eine Flotte in Bewegung gesetzt haben, also nicht mehr von den Balearen oder von Karthago aus und durch die Straße von Gibraltar. In den Hafenkneipen La Coruñas könnten die auswanderungswilligen Männer die Geschichten von der von den Karthagern geheim gehaltenen großen Insel im Ozean aufgeschnappt, sowie die Erfordernisse für weite Seereisen in Erfahrung gebracht haben. Auch die Bretagne ist als Startpunkt der Flotte denkbar, wie auch die dortigen Seefahrer als Technologiegeber für die Reise.

Giffhorn konnte kürzlich bei einem Besuch der Balearen einige Dinge in Erfahrung bringen:

- Die auf den Balearen in der Antike und auch noch heute gefertigten Steinschleudern gleichen den Chachapoya-Steinschleudern – abgesehen vom Material – wirklich bis ins letzte Detail, selbst die Flechttechnik ist identisch.
- Die Auswanderung vieler Steinschleuderer von den Inseln ist dokumentiertes Wissen auf den Balearen. Es ist nicht bekannt, wohin sie auswanderten.
- Die Begräbnis-Riten der Talayot-Kultur Mallorcas und Menorcas (Fötusstellung, unzugängliche Gräber in senkrechten Wänden) sind mit denen der Chachapoya-Kultur fast identisch.

- Die antiken Bewohner der Inseln waren nicht sonderlich gut auf die Karthager zu sprechen, eine gemeinsame Auswanderung und Reise wie im ursprünglichen Szenario des Buches angenommen, erscheint daher inzwischen praktisch ausgeschlossen.

Des weiteren spielt die Zickzack- und Mäanderornamentik der Chachapoya keine Rolle mehr in der Argumentation. Es hat sich inzwischen gezeigt, dass die Technik erst sehr spät bei den Chachapoya aufgetaucht ist, mit den Einwanderern also nichts zu tun haben kann. Die auswandernde Volksgruppe setzt sich nach dem aktualisierten Szenario hauptsächlich aus über das Festland an die Nordwestküste Spaniens geflüchteten Bewohnern von Mallorca und Menorca, sowie aus Nachfahren der Castrokultur zusammen. Die Karthager sind nicht mehr Teil der Auswanderungsgruppe. Zeitlich ist die Auswanderung nunmehr knapp vor der Zeitenwende anzusetzen.

Details des Szenarios haben sich und werden sich mit neu gewonnen Erkenntnissen auch weiterhin ändern. Das Grundkonzept einer Einwanderung aus dem antiken Spanien zur Erklärung der Rätsel der Chachapoya-Kultur hat jedoch derzeit im Vergleich zum Nicht-Wissen und der allgemeinen Ratlosigkeit der Amtsforschung bezüglich der Ursprungs der Chachapoya einen hohen Erklärungswert. Es bleibt zu hoffen, dass die Chachapoya-Experten dieses Szenario irgendwann in ihren eigenen Forschungen berücksichtigen werden.

Heribert ILLIG sah 1990 *Transatlantische Kulturkontakte erst nach -600* [Illig 1990], aber auch nicht lange darüber hinaus [ebd. 21f.] und auch nur von Ost nach West. Hans Giffhorn bringt relativ überzeugende Belege für einen solchen Ost-West-Kontakt auch noch kurz vor der Zeitenwende. Ich meine nicht, dass die nach Illig viel zu spät verwendete Kraggewölbetechnik der höchstwahrscheinlich nach oben offenen Eingänge (Abb. 1) der Festung Kuelap die Datierung des Szenarios ernstlich gefährden.

Literatur

- Beck Verlag (2013): *Hans Giffhorn – Wurde Amerika in der Antike entdeckt?*
<http://www.youtube.com/watch?v=8M5XR9Nifr4>
- Giffhorn, Hans (2013): *Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Karthager, Kelten und das Rätsel der Chachapoya*; München
- Görlitz, Dominique (2002): Das vorzeitliche Schilfboot Abora 2 kreuzte über das Mittelmeer. Konnten bereits Seefahrer der Steinzeit gegen den Wind segeln? *Zeitensprünge* 14 (4) 596-607
- Illig, Heribert (1990): *Transatlantische Kulturkontakte erst nach -600; Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (1) 12-24

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
 andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Die Entdeckungen Amerikas zwischen Legenden und Fakten

Eine Sichtung zum Diffusionismus von Heribert Illig

Wenn man die Literatur der letzten 50 Jahre verfolgt, so könnte fast jede eurasische Kultur bereits vor Kolumbus einen 'Abstecher' nach Amerika gemacht haben – so man jedem Schreibenden glauben möchte. Während die Diffusionisten immer neue Ähnlichkeiten finden, werden sie von den Isolationisten durchwegs abgewiesen – ein gleichbleibendes Kampffeld, bei dem der Isolationismus letztlich immer dominiert. Mit Hans Giffhorn stieg nun ein Hochschulprofessor in den Ring, der ab 1984 Kulturwissenschaften mit dem Forschungsschwerpunkt Südamerika lehrte [wiki → Hans Giffhorn]. Er ist also ein ausgewiesener Kenner, sein Ansatz wird hier im Heft von Andreas Otte vorgestellt (s. S. 567) und löste diese Übersicht aus.

Die verschiedenen Entdeckungsfahrten lassen sich gemäß dem speziellen Artikel „Entdeckung Amerikas“ in *Wikipedia* drei Kategorien zuordnen:

- Sicher belegte Entdeckungsfahrten,
- ungesicherte Berichte,
- hypothetische Entdeckungsfahrten.

Da die aus dem Artikel gewinnbare Liste keineswegs komplett ist und dort auch am 23. 11. Giffhorn noch nicht geführt wurde, wird sie hier erweitert, doch ohne die schwer einhaltbare Unterteilung. Wahrscheinliche Landungen sind mit einer fettgedruckten Jahreszahl versehen. Die ersten, aber in ihrer Datierung ständig schwankenden, steinzeitlichen Infiltrationen von Asien aus fehlen. (Breuer [268 f.] spricht 1980 bereits von mindestens acht Besiedlungswellen zwischen -60000 und -1500; das Problem 'Clovis-Mensch und seine Vorgänger' gehört einer deutlich graueren Vorzeit an.)

Ausstrahlungen von Amerika aus in der Gegenrichtung, etwa zur Osterinsel oder zu den Pharaonen, wie sie Görlitz in seiner Dissertation betont (s. S. 599) bleiben unberücksichtigt!

- 2530 THOR HEYERDAHL [1973] sieht Schilfboote der *Ägypter* zur Cheopszeit gen Westen starten, die allerdings erst gegen -1000 oder noch später ankämen. Die Neudatierung führt nach -600 (s.u.).
- 2250 Laut HENRIETTE MERTZ [1953] treffen erstmals *Chinesen* in Amerika ein. Ein Yu habe das in dem Buch *Clouds of Mountains* für Kaiser Shan beschrieben [Tompkins, 303].
- 1400 Vor dem Fall Troias sollen bereits die *Argonauten* Amerika erreicht

und in Tiahuanaco das Goldene Vlies gefunden haben, zumindest gemäß HENRIETTE MERTZ [Childress, 143].

- 1273 Nach dem Fall Troias sollen *Troianer und Libyer* auf dem Weg über die Kanaren das Olmekenland erreicht haben – so JACQUES DE MAHIEU [1985, 136, 168, 228 f.]. Als Fluchthelfer bemüht er zwei Söhne des Poseidon (Hauptgott der Megalithiker), nämlich Belos als den ersten König Libyens und Agenor, den ersten König von Tyrus. Neu datiert sehen wir Troias Fall im -7. Jh.
- 1270 Für HENRIETTE MERTZ [1953] landet oder strandet Odysseus in Neuschottland. HOMER lässt – allerdings nur gemäß CHRISTINE PELLECH [1983] – *Odysseus* sogar eine Erdumrundung absolvieren.
- 1200 Chinesen aus der *Shang-Dynastie* erreichen Amerika und beflügeln die Olmeken-Kultur, so 1975 BETTY MEGGERS (1921–2012). Ab 1999 erhielt sie Unterstützung von MIKE XU.
- 600 oder im frühen -6. Jh. ist – sowohl Heyerdahl wie de Mahieu Rechnung tragend – ein Impuls aus dem östlichen Mittelmeer nach Mesoamerika zu erwarten (wegen Pyramiden, gerade erst beginnender Eisenzeit, noch benutztem falschen Gewölbe und beginnendem Radgebrauch [Illig 1990]). Diese These ist mit der nachfolgenden vereinbar.
- 581 Nebukadnezar beginnt die 13-jährige Belagerung von Tyrus, das sich -568 ergibt. Laut DIODOR hätte Karthago seiner Mutterstadt verboten, im fernen Westen eine Kolonie zu gründen; um -540 sperrte es dann die Straße von Gibraltar, damit die laut DIODOR „Inseln beträchtlicher Größe“ nicht von phönizischen Flüchtlingen erreicht werden konnten [Sudhoff 1991, 30, 32].
Nicht separat genannt werden hier ähnliche Texte von HERODOT, PORPHYRIUS, THEOPOMPOS, CLAUDIUS AELIANUS, RUFUS FESTUS AVIENUS oder auch HESEKIEL [ebd. 24 f.].
- 500 Für KURT SCHILDMANN [1990] starten gemischt *phönikisch-persisch-chaldäisch=sumerische Expeditionen* um -500 nach Mittelamerika.
- 5. Jh. Für HENRIETTE MERTZ [1953] hat der Mönch HWUI SHAN beschrieben, wie Chinesen in diesem Jahrhundert Fu-sang, das Gebiet zwischen Los Angeles und Yucatán erreicht hätten.
- <-347 PLATON (427–347): Seine Beschreibung von Atlantis [Timaios, 102] könnte auch Amerika einschließen:
„denn vor der Mündung, welche ihr in eurer Sprache die Säulen des Herakles heißt, hatte es eine Insel, welche größer war als Asien und Libyen zusammen, und von ihr konnte man damals nach den übrigen Inseln hinübersetzen, und von den Inseln auf das ganze gegenüberlie-

gende Festland, welches jenes recht eigentlich so zu nennende Meer umschließt. Denn alles das, was sich innerhalb der eben genannten Mündung befindet, erscheint wie eine bloße Bucht mit einem engen Eingange; jenes Meer aber kann in Wahrheit also und das es umgebende Land mit vollem Fug und Recht Festland heißen“.

Manche Forscher setzen Atlantis mit Amerika gleich [etwa Zapp/Erikson, 32]. So finden sich unter den Diffusionisten auch Atlantis-Forscher [*atlantisforschung*].

<-322 **ARISTOTELES** (384–322) ahnt etwas von einem oder mehreren Kontinenten zwischen Gibraltar und Indien [Mahieu 1977, 61 f.].

? Die PSEUDO-ARISTOTELISCHE Schrift *De mirabilibus auscultationibus* spricht von einer geheimnisvollen, von den Karthagern besuchten Insel, für die ein Schweigegebot verhängt worden ist [Mahieu 1977, 67 f.].

-146 oder bis um die Zeitenwende: Laut HANS GIFFHORN [2013] erreichen nach dem Fall Karthagos iberisch-keltiberisch-punische Seefahrer Südamerika und folgen dem Amazonas bis hinauf zu den Chachapoya [vgl. Otte 2013].

-50 Gallier stoßen in Nordamerika auf Indianer [Gosciny/Uderzo 1975].

< +20 **STRABON** (-63 bis +20) kennt Thinae (China) und vermutet bewohnte Erde zwischen ihm und Europa [Mahieu 1977, 61 f.].

<+168 **Claudius PTOLEMÄUS** (95–168) bringt am östlichen Rand seiner Weltkarte verwirrende Detail. JACQUES DE MAHIEU erklärt wohl zu Recht den „Großen Sinus“ als Pazifik, den „Drachenschwanz“ als südamerikanische Westküste und die Stadt/das Land Cattigara als Bezeichnung für Amerika [Mahieu 1977, 11-22].

< 430 **MACROBIUS** (ca. 385 – nach 430): Seiner Beschreibung nach müsste es Amerika geben, im Norden wie im Süden von Meer umschlossen [Mahieu 1977, 61 f.].

499 Damals soll der buddhistische Missionar *Hui Shen*, von China kommend, den Strand von Kalifornien betreten haben, so CHARLES LELAND [1875]. Ob die Benennung Fusang tatsächlich Amerika meint oder Japan, ist strittig, ebenso das Datum nach oder bereits vor der Zeitenwende, wie es HENRIETTE MERTZ [1953] vertreten hat.

565 Gemäß der *Navigatio Sancti Brandani* (10./11. Jh.) unternahm der irische Abt *Brandan (Brendan)* zwei Atlantikfahrten und lebte auf einer Insel westlich der Kanarischen Inseln sieben Jahre, vielleicht Florida [Mahieu 1977, 73]. Sein fiktives Picknick auf dem Rücken eines Walfishes hat noch viele Jahrhunderte lang Seekarten geschmückt.

- 875 soll der Norweger *Gunnbjörn* als erster Grönland entdeckt und Gunnbjörnland benannt haben. Da die erdweit größte Insel geographisch Amerika zugerechnet wird, ist dieses sagenhafte Ereignis hier ebenfalls aufgeführt [wiki → Entdeckung Amerikas].
- 889 Laut dem arabischen Geographen **AL-MASUDI** (895–957, *Buch der Goldwäschen*) hat der Andalusier *Chaschchasch* ibn Said ibn Aswad den Atlantik überquert [wiki → Entdeckung Amerikas].
- 920 Iren hätten in Neuschottland und bei den Mayas missioniert [Mahieu 1979, 105, 118, 129].
- 963 Der Isländer *Ari Marson* sei nach Huiramannaland verschlagen worden [Mahieu 1975, 41].
- 967 Quetzalcóatl landet als Wikinger-Jarl *Ullmann* bei den Tolteken [Mahieu 1979, 96]. Entsprechend der Sage von Quetzalcoatl, der als weißer, bärtiger Gott von Osten kommend bei den Mayas landet und sie bald wieder verlässt, verbindet Jacques DE MAHIEU den so ähnlichen Mythos bei Tolteken wie bei Chiapas oder Quichés mit jeweiligem Auftauchen von Wikingern, die sich als Führungsschicht etablieren (samt der Ankündigung, dass dereinst wieder weiße, bärtige Männer vom Osten kommen würden [Mahieu 1975, 88] – sie lähmte die Azteken bei Ankunft der Spanier). Indem er die Wikinger auch noch nach Tiahuanaco, Brasilien und Paraguay vordringen lässt, vertritt das einstige freiwillige Mitglied der SS-Division Charlemagne eine arische Herrenrasse in Südamerika [Mahieu 1972-1978; 1981]. Das hat dem Diffusionismus geschadet.
- 982 Auf der Flucht von Island entdeckt *Erik der Rote* das von ihm benannte Grænland (Grünland), wo er bald in der Gegend um Brattahlöf siedelt. [wiki → Entdeckung Amerikas]
- 986 *Bjarni Herjólfsson* kommt bei der Fahrt von Island nach Grönland weit nach Westen und berichtet von bewaldeten Hügeln [Irwin, 19].
- 1000 *Leif Eriksson*, Sohn Erik des Roten, entdeckt Nordamerika und benennt Helluland, Markland und Vinland. Auf Neufundland gilt die ab 1961 ausgegrabene Siedlung L'Anse-aux-Meadows als eine bald darauf gegründete Ansiedlung der Wikinger bzw. Grænlendingarn [wiki → Entdeckung Amerikas]. Die Anwesenheit der Normannen in Amerika war schon früher vermutet worden [Hennig 1939].
- 1011 Der Isländer *Thorfinn Karlsefni* fährt, seine zwei oder drei Schiffe mit Vieh vollbeladen, nach Nordamerika [Irwin, 19].
- <1147 Laut **EL EDRISI** haben sich *arabische Seeleute* in Lissabon eingeschifft und nach 35 Tagen eine Insel im Nordwesten erreicht [Mahieu 1977, 73].

- 1170 Der Waliser-Fürst *Madoc* sei mehrmals nach Westen gefahren, um schließlich in Nordamerika eine Kolonie zu gründen [Mahieu 1977, 74]
- 1307 Die verbotenen und verfolgten *Templer* wären von Frankreich nach Mexiko geflohen [Mahieu 1979, 146].
- 1351 Der *Mediceische Atlas* zeigt erstmals eine Insel Brazil, die in Folge als Braçir, Berzil oder Braçill geführt wird; von ihr wird Brasil-Holz nach Frankreich importiert [Mahieu 1977, 191 f.].
- 1355 *Paul Knudson* sucht vergeblich die Grönländer und hätte dabei Amerika gesichtet. Dies vertritt HJALMAR RUED HOLAND, doch ohne Beweis, weil der von ihm herangezogene Runenstein von Kensington mittlerweile allgemein als Fälschung gilt [wiki → Entdeckung Amerikas].
- 1390 *Antonio Zeno* hätte Neufundland und Neuschottland erreicht, möglicherweise im Auftrag eines Herren auf Orkney [Mahieu 1975, 44 f.].
- 1421 Für GAVIN MENZIES (* 1937) hat von 1421 bis 1423 eine chinesische Flotte unter *Zheng He* mit den Admiralen Zhou Man, Zhou Wen und Hong Bao alle Ozeane befahren; sie ist auch der Ost- wie die Westküste Amerikas gefolgt [Menzies 2002; vgl. Illig 2008, 459-463].
- 1473 Der Portugiese *João Vaz Corte-Real* soll, zusammen mit dem polnischen Johannes Scolvus und vielleicht den deutschen *Didrik Pining* und *Hans Pothorst*, mit einer portugiesisch-dänischen Expedition Neufundland erreicht haben, so Hinweise durch den Portugiesen **CORDEIRO** und den Polen JOACHIM LELEWEL, belegt aber nur durch eine auch anders deutbare Kartenbenennung [wiki → Entdeckung Amerikas].
- 1492 *Christoph Kolumbus (Colombo, Colom, Colón)* entdeckt eine Insel der Bahamas. Auf seiner dritten Reise 1498, sieht er die südamerikanische Küste, ohne sie als Festland zu erkennen. Auf seiner vierten Reise dürfte er am 14. 08. 1502 amerikanisches Festland betreten haben [vgl. Illig/Mikolasch 2008, 221].
- 1497 *Giovanni Capoto (John Capot)* entdeckt und betritt Land im Norden, vermutlich Labrador.
- 1499 Ob *Amerigo Vespucci* damals Südamerika betreten hat, ob vielleicht früher, später oder gar nicht, bleibt ohne sicheres Zeugnis [vgl. Illig/Mikolasch 2008].

Diffusionismus und Diffusionisten

Die nun folgende Auflistung wichtiger diffusionistischer Forscher bringt auch einige ihrer isolationistischen Gegner. Die Geschichte des *Diffusionismus* beginnt bereits mit den spanischen Eroberungen; er wird im 16. Jh. auch von

Gelehrten wie Willibald Pirckheimer vertreten, der als Kulturverbreiter die Karthager sieht [Giffhorn, 126]. Diffusionismus war bis in die 1940er Jahre en vogue, konnte doch damit plausibel gemacht werden, warum sich auch komplexe Erfindungen auf beiden Seiten der Meere fanden [Irwin, 22]. Andererseits konnte er radikal übertreiben, wenn er z.B. postulierte, sämtliche sonnenverehrenden Religionen oder sogar alle Hochkulturen würden von Ägypten abstammen. Aber nicht deswegen bekämpfte ihn eine spezielle *scientific* wie *political correctness* aufs Entschiedenste. Der amerikanische Paläoanthropologe Earnest A. Hooton (1887–1957) brachte es auf den Punkt:

„Wir haben für das aboriginale Amerika eine Art ex post facto Monroe-Doktrin aufgestellt und sind geneigt, Andeutungen fremder Einflüsse als Akt der Aggression zu betrachten“ [*atlantisforschung* ↔ Isolationismus].

Die Gründe dafür sind also primär emotionaler Natur. So wird Diffusionismus prinzipiell nur bei Seefahrten abgelehnt, was nicht zuletzt der grabenden Zunft geschuldet ist, die bestenfalls Häfen bestätigen, aber keine Wracks aus der Tiefsee bergen kann. Weiter können durch vermeintlich fremdländische Wurzeln Nationalgefühle massiv verletzt werden, es kann die gesamtamerikanische Vorstellung der eigenen Entwicklungslinie bedroht werden, es können kolonialzeitliche oder rassistische Erinnerungen eine gewichtige Rolle spielen [vgl. etwa Giffhorn, 127 f.], es kann aber auch mehr als verständliche Reaktionen auf offensichtlichen Forscherrassismus geben.

Jeder Ansatz, der nicht dem *Isolationismus* oder dem *Independentismus* entspricht, kann deshalb mit einschlägigen Etiketten oder Verdikten versehen werden. Das steigerte sich weit:

„Die meisten dieser Hypothesen stützen sich auf fadenscheinige und zufällige Analogien in den Sprachen, Künsten, Sitten, in Einzelheiten der Kultur und des Mythos. Unnötig zu sagen, daß all diese Ideen pure Erfindungen sind, denen nicht stichhaltige Beobachtungen zugrunde liegen, sondern oberflächliche Ähnlichkeiten, wertlose Meinungen und willkürliche Phantasien“ [Martin u. a., nach Breuer, 271].

Bösartigkeit ändert nichts daran, dass die ältesten amerikanischen Hochkulturen wie die der Olmeken oder der Chavín keine Jahrtausende dauernden Aufstieg an ihrem Stammsitz erlebten: „sie sind plötzlich einfach da“ [Krickeberg, nach Breuer, 274]. Darauf muss die Forschung Antworten finden. Seltsamerweise wird in Amerika die Kulturbringung über den Pazifik eher hingenommen als die über den Atlantik, vielleicht aus einem Minderwertigkeitsgefühl Europa gegenüber. Dabei müsste bereits ein bärtiger, blonder, großgewachsener Gott in Lateinamerika den Blick nach Osten, nicht nach Westen lenken [z.B. Sudhoff, 59]. Gleichwohl gilt unverändert die Feststellung von Michael Zick aus dem Jahr 2011: „Eine Non-Stop-Route über den Atlantik ... wird allgemein ausgeschlossen“ [Giffhorn, 83].

- 1882 FRIEDRICH **RATZEL** (1844–1904) veröffentlicht den ersten Teil von *Anthropogeographie*; er gilt als Begründer des Diffusionismus.
- 1923 WILLIAM JAMES **PERRY** (1887–1949) schreibt sein Buch *The Children of the Sun: a Study in the Early History of Civilization*, in dem er als Urheber aller Kultur Ägypten ansieht. Er tut dies zusammen mit GRAFTON ELLIOT **SMITH** (1871–1937), der 1933 *The Diffusion of Culture* veröffentlicht.
- 1933 Baron ERLAND **NORDENSKJÖLD** arbeitet 49 kulturelle Gemeinsamkeiten zwischen den pazifischen Inseln und Südamerika heraus [Irwin, 233]. Das schweißt die bedrängten Isolationisten um so fester zusammen.
- 1949 In diesem Jahr „eröffnete das American Museum of Natural History, das lange die Festung der Schule der Isolationisten gewesen war, eine Ausstellung von kulturellen Parallelen zwischen der Alten und der Neuen Welt“, ausgerichtet von **EKHOLM** und **HEINE-GELDERN** [Irwin, 240]. Damals wurde die „archäologische Monroe-Doktrin“ abgeändert: „Fremdlinge aus der Zeit vor Kolumbus können angenommen werden, vorausgesetzt, daß sie über den Pazifik kamen“ [Irwin, 241]. Man trägt also **HEYERDAHL**s Kon-Tiki-Fahrt von 1947 insofern Rechnung, dass transpazifische Kontakte akzeptiert werden, aber die von ihm präferierte Richtung nach Südwest ignoriert wird.
- 1950 schreibt GORDON F. **EKHOLM** (1909–1987) über transpazifische Kontakte und darüber, dass die Indio-Kulturen asiatischen Ursprung haben könnten. Ab da erscheinen immer wieder Arbeiten von ihm zu dieser Thematik. Als Museums-Kurator weiß er, von was er spricht. Als skeptischer Kopf kritisiert er 1971 Cyrus Gordons allzu lockeren Versuch, transatlantische Kontakte eher zu postulieren als zu belegen.
- 1951 **EKHOLM** und ROBERT VON **HEINE-GELDERN** (1895–1968) schreiben gemeinsam über Parallelen in der symbolischen Kunst in Südasiens und Mesoamerika. Es folgt 1954 eine Studie über die asiatische Herkunft amerikanischer Bronzen; im Jahr darauf werden die vorkolumbianischen Beziehungen zwischen Alter und Neuer Welt angesprochen. Heine-Geldern gehört zu den frühen Diffusionisten, denen das Leben schwer gemacht worden ist.
- 1953 HENRIETTE **MERTZ** spricht von zwei chinesischen Ankünften in Amerika, im -5. und im -23. Jh., außerdem lässt sie [1964] Odysseus in Neuschottland eintreffen.
- 1961 PIERRE **HONORÉ** legt erstmals seine Studie zu den indianischen Hochkulturen vor: *Ich fand den weißen Gott*. Über den Autor selbst nichts zu eruieren, obwohl er laut Klappentext [1976] einen Profes-

sorentitel geführt hat – der Name wohl ein Pseudonym, um dem üblichen Diffusionisten-Bashing für Einflüsse aus dem Osten zu entgehen. Vielleicht verbirgt sich – so meine Erwägung – hinter dem als Mitarbeiter aufgeführten Hans-Joachim Heinrich der eigentliche Autor, vielleicht war es auch Paul Herrmann, der 1955 vom *Book-of-the-month-Club* Geehrte („Honoré).

Er beginnt mit dem Mythos vom weißen, bärtigen, blonden und vielleicht gar blauäugigen Gott, der übers Meer kam und überall verehrt worden ist: als Kukulkan (Maya), Quetzalcoatl (Azteken, Tolteken), Bochica (Chibcha), Gucumatx (Quichés), Hyustus (Aymara), Viracocha (Tiahuanaco) oder Kon Tiki Illac Viracocha (Inka); die letzten vier Namensbestandteile stehen für Sonne, Sonne, Blitz und Meeresschaum [Honoré, 13-16; Mahieu 1975, 87-99]. Honoré stellt die Geschichte verschiedener südamerikanischer Stämme oder Völker zusammen, um immer wieder auf Gemeinsamkeiten mit der alten Welt hinzuweisen, so auf Bibelworte [ebd. 48] und Sintflut [ebd. 160], kretische Schrift [ebd. 136] oder auf das Problem mit der aus dem Osten stammenden Baumwolle [ebd. 230], ein Thema, das dann immer wieder auftaucht [etwa Heyerdahl 1975, 58-61]. Bei Honoré treten vielleicht zum ersten Mal die Chachapoya und ihre Vorgänger, die Chavín auf [ebd. 283]. In der Fassung von 1976 bezieht er sich auch auf v. Wuthenau und v. Heine-Geldern.

- 1963 CONSTANCE IRWIN (1913–2005) gibt einen Überblick zu ganz Lateinamerika, beginnend mit der Sage von Quetzalcoatl [Irwin, 35], der aber je nach Beschreibung mal blond-, mal schwarzbärtig ist [ebd. 39]; anhand von Fundvergleichen benennt sie Parallelen bei Hethitern oder Etruskern [ebd. 112], Phönizier [ebd. 116] oder Minoern [ebd. 143], erkennt griechische Architekturelemente in Chichén Itza [ebd. 63] und zieht Vergleiche zwischen Alt- und Neuwelt-Pyramiden. Die amerikanische Baumwolle war ihr ebenfalls Thema [ebd. 216].
- 1964 erscheint ein früher Aufsatz von PAUL KIRCHHOFF (1900–1972), einem weiteren diffusionistischen Forscher. Er beschäftigte sich während seines Forscherlebens mit religiösen Vorstellungen und Kalendern, aus denen er eine transpazifische Diffusion ableitet [*atlantisforschung*].
- 1965 ALEXANDER VON WUTHENAU (1900–1994) veröffentlicht eine Auswahl aus über 60.000 Tonstatuetten, die Diego Rivera zusammengetragen hat, während er von vielen 100.000 spricht, die er selbst bis dahin in der Hand gehabt hat [Wuthenau, 5]. Er kann mit ihnen Physiognomien demonstrieren, die auf Ostasien, Nordeuropa, Levante und Afrika verweisen. Später wird HEINKE SUDHOFF [1991] mit dem schon wieder ver-

gessenen Material einen neuen Ansatz hin zu transatlantischen Kontakten wagen [vgl. Illig 2008, 464-470].

- 1966 schreibt JOHN **ROWE** sein anti-diffusionistisches 'Manifest' gegen diese neuerlich aufblühende Sicht.
- 1968 tritt der Theologie-Professor LIENHARD **DELEKAT** (1928–2004) zusammen mit CYRUS GORDON und ALF MONGÉ für die Echtheit der bereits 1873 bekannt gewordenen kanaanäischen (altsidonischen) Inschrift aus Paraíba (Brasilien) ein [vgl. Sudhoff, 134 f.]. Zuvor galt sie meist als Fälschung, ihm gilt sie als Beweis dafür, dass phönizische Seefahrer Amerika erreicht hätten. Doch 1968 wurde gerade der 500. Geburtstag des Entdeckers Brasiliens (Pedro Alvarez Cabral) gefeiert [Sudhoff, 143] und Delekats Publikation als Affront begriffen! Die Echtheit der nicht mehr existenten Inschrift ist bis heute umstritten [Giffhorn, 111].
- 1970 THOR **HEYERDAHL** (1914–2002) unternimmt seine Fahrt mit dem Schiffsboot Ra, das ihn von der afrikanischen Küste westlich von Gibraltar über den Atlantik bringt und ihm neue Ablehnung, Hohn und Spott einbringt. Er will damit die beidseits des Atlantiks so ähnlichen Pyramiden erklären, dazu eine überbordende Menge weiterer Ähnlichkeiten, zum Beispiel bei den Schleudern [Heyerdahl 1973, 247-257] – insgesamt 55 Übereinstimmungen auf beiden, getrennten Erdteilen [vgl. Illig 1990, 13-16]. Allerdings ginge das nur in der kurzen Chronologie, startet doch das Papyrusboot im herkömml. -26. Jh., um erst im -10. oder gar -6. Jh. in Mesoamerika einzutreffen [vgl. Illig 1990]. Heyerdahl leitete später die Ausgrabungen an 26 Pyramiden im peruanischen Tucumé, dem größten derartigen Ensemble in Südamerika. Die von ihm nachgewiesene Kulturausstrahlung von Amerika in den Pazifik bleibt hier wegen der Themenstellung unerörtert.
- 1971 CYRUS **HERZL GORDON** (1908–2001) entwickelt als in Vorderasien grabender Archäologie seine Gedanken zu transatlantischen Kontakten. Da er leichtfertig Fundzuschreibungen an Römer und andere Völkernschaften übernimmt, wird er im selben Jahr von Ekholm kritisiert.
- 1971 Ab diesem Jahr publiziert JACQUES DE **MAHIEU** (1915–1990) binnen 14 Jahren mindestens neun Bücher zur Thematik. Seine Betonung der „arischen“ Wikinger, die mehr als ein Imperium in Südamerika aufgebaut hätten, wirkt dezidiert rassistisch; seine Sicht scheitert wohl an der in Amerika nicht auffindbaren skandinavischen Holzbauweise oder daran, dass z.B. die Chachapoya trotz gefälschter Zitate nicht blaue, sondern braune Augen haben [Giffhorn, 43]. (Meine Suche bei de Mahieu zu den Chachapoya erbrachte nur einen Hinweis auf ihre weiße Haut-, aber keinen auf ihre Augenfarbe [Mahieu 1985, 260].) Die

Gedanken zur Flucht der Trojaner [Mahieu 1985] oder zur Ptolemäus-Karte [Mahieu 1977] sind hingegen problemlos diskutierbar.

- 1975 Der Epigraph **BARRY FELL** (1917–1994) veröffentlicht seine ersten Arbeiten über amerikanische Inschriften in altweltlichen Schriftzeichen. 1976 folgt sein Buch über *America B.C.*, in dem ihn besonders keltische [ebd. 125-156] und keltiberische [ebd. 157-173], aber auch ägyptische Kulturindizien [ebd. 253-276] aus Amerika beschäftigen.
- 1976 **IVAN VAN SERTIMA** (1935–2009) publiziert als Afroamerikaner sein Buch über die offensichtliche Befruchtung gerade der Olmeken-Kultur durch afrikanische Ankömmlinge. Seine Arbeit wird von **PAUL ALFRED BARTON** (1959–2010) fortgesetzt.
- 1983 **CHRISTINE PELLECH** (*1947) lässt Homers Odysseus um die ganze Erde reisen, mit einem Abstecher zu den Niagara-Fällen. Allerdings können die Griechen zum Diffusionismus nur wenige Literaturstellen beitragen. Trotz Erweiterungen und mehrerer Neuauflagen steht der Verfasser diesem Buch skeptisch gegenüber.
- 1990 **DOMINIQUE GÖRLITZ** (* 1966) beginnt mit Experimentalarchäologie im Schiffsbau: Dilmun I bis IV, Abora I bis III, die 2007 startete. Er will die von Heyerdahl untersuchten transatlantische Kontakte von Grund auf untermauern.
- 1990 stellt **HEINKE SUDHOFF** die kurrenten Thesen zusammen, unter besonderer Berücksichtigung von Kurt Schildmann und Alexander von Wuthe- nau. Sie relativiert damit die anstehende 500-Jahr-Feier zur Kolumbus-Landung auf Guanahani, Samana Cay, San Salvador, Watling Island oder wo auch immer. Bald darauf beleuchtet der Dokumentarfilmer **PETER MILGER** die Kolumbus-Story sehr kritisch [vgl. Illig 1993].
- 1991 **STEPHEN WILLIAMS** argumentiert als Isolationist gegen **BARRY FELL**s; Hauptargument ist für ihn die Zeitversetzung zwischen vergleichbaren Kulturstufen in Alter und Neuer Welt [Zillmer, 12]. Dieses Argument kann die Chronologiekritik (zum Teil) widerlegen. Außerdem prägt er den Begriff „fantastic archaeology“.
- 1997 **REBECCA CANN** gelingt über DNA-Analysen der Nachweis, dass Polynesier und Indianer/Indios verwandtes Erbgut besitzen [Sanides]. 2008 klärt sie, dass die Polynesier von Südostasien abstammen, Indios von Polynesiern.
- 2011 legen **ALICE STAREY** und **TERRY JONES** eine kluge Betrachtung des Diffusionismus bei ihrer Prüfung transpazifischer Kontakte vor; sie formulieren auch zehn Kriterien für ein Diffusions-Ereignis (s.u.).

2012 DOMINIQUE GÖRLITZ (* 1966) schreibt seine Doktorarbeit u.a. darüber, dass Salzwasser den auf Schiffsreisen mitgeführten Pflanzensamen unfruchtbar macht (vgl. S. 599). Er unterfüttert den Diffusionismus wissenschaftlich und nimmt Heyerdahls Impuls auf:

„Experimente mögen zeigen, daß Baumwollsamens monatelang ohne Schaden in Laboratoriumstanks schwimmt – doch wenn man versucht, diesen Samen über den Atlantischen Ozean schwimmen und in die Hände von Leuten gelangen zu lassen, die niemals auch nur ein Baumwollfeld gesehen haben, viel weniger einen Webstuhl, dann soll man erst einmal sehen, zu welchen Ergebnissen das führt“ [Heyerdahl 1975, 61]

2013 HANS GIFFHORN (* 1942) vertritt die These, dass die Chachapoya im Grenzgebiet zwischen Ecuador und Peru vermischt sind mit geflüchteten Karthagern und Anwohnern der Balearen, die gegen -150 gestartet sind [Giffhorn] (vgl. S. 567). Er untersucht die wichtigste Waffe der Chachapoya, die Steinschleuder [Giffhorn, 212-217]. Er verweist auf das 'zu frühe' Eintreffen der Tuberkulose in der Neuen Welt und greift auf aktuellste Blutanalysen zurück. Insofern führt er den Gedanken Irwins weiter:

„Kurz, die Frage nach den Krankheiten der Indianer vor dem Auftreten der Spanier verlangt weitere Untersuchung durch geschulte Fachleute. Es ist richtig, daß nach dem Eintreffen der Spanier die Zivilisationskrankheiten – wahrscheinlich Masern, Pocken, Mumps, Tuberkulose – nacheinander die amerikanischen Völkerschaften dezimierten“ [Irwin, 231].

Pazifik

Die Strömungsverhältnisse im Pazifik sorgen eigentlich für klare Verhältnisse: Wer an der asiatischen Ostküste oder in der Inselwelt nördlich des Äquators ein Kanu besteigt, wird über den halben Erdumfang hinweg an die Küste Kanadas und Kaliforniens geführt, von wo er bis etwa Mesoamerika der amerikanischen Westküste in Richtung Südosten folgen kann, bevor die Strömung wieder hinaus auf den Pazifik führt. Im südlichen Pazifik gibt es einen am Äquator 'gespiegelten' Strömungswirbel. Von Ecuador, Peru oder Chile dreht die Strömung wieder auf den Pazifik hinaus und erreicht u.a. Osterinsel oder Marquesas. Der Einfluss Chinas, Südasiens oder Polynesiens auf Indianer und Indios wird mittlerweile weitgehend akzeptiert, Heyerdahls Wegfahrt vom Kontinent nicht, wodurch Inka-Mauerwerk auf Osterinsel und den Marquesas unerklärt bleibt.

Atlantik

Wie eingangs erwähnt, wird mittlerweile sehr vielen Völkern Europas und des Mittelmeerraums zugetraut, den Seeweg nach Amerika gefunden zu haben:

Phöniziern und Karthagern, Hethitern und Minoern, Ägyptern, Griechen und Römern, außerhalb des Mittelmeers auch Kelten, Keltiberern, Bretonen, Iren und Wikingern. Die Indizien dafür entstammen den Mythen, der Sprachforschung und der Archäologie, ebenso Kalenderkunde, Technikgeschichte oder Biologie und Genetik. Wer nicht nur am Schreibtisch studiert, weiß, dass Wasserwege ohne Fußspuren bleiben, aber trotzdem bequem sein, weit hinaus führen und mit fast allen Schiffstypen befahren werden können. Seitdem der Arzt HANNES LINDEMANN den Atlantik 1955 mit einem Einbaum und 1956 mit einem nur 27 kg schweren Faltboot überquert hat [Lindemann 1993], müsste hier „anything goes“ gelten. De facto ist in den wissenschaftlichen Instituten das Gegenteil der Fall.

Ein Brückenschlag

Im Rahmen einer Untersuchung über die Befruchtung Amerikas durch Polynesen haben Alice Starey und Terry Jones [= SJ] eine klare Studie in Sachen Diffusionismus vorgelegt. Als Arbeitsvoraussetzung muss Rassismus und Ethnozentrismus außen vor bleiben, wie es Franz Boas mit seinen Studenten praktiziert [SJ 11]. Dann blicken sie kurz zurück und weisen darauf hin, dass die sich in den 1970er Jahren ausbreitende „New Archaeology“ mit ihrem enormen Paradigmenwechsel [SJ 16] generell Migration und Diffusion zurückwies, weil das keinen wissenschaftlichen Ansatz ergäbe [SJ 7], und die gesamte Kulturwissenschaft als „unscientific“ abqualifizierte [SJ 14]. Mit dem Wechsel von Kulturgeschichte hin zur *New Archaeology* verschob sich der Fokus archäologischer Forschung weg von homologen Merkmalen hin zur Betonung analoger Ähnlichkeiten [SJ 18]. Dann wird von den wütenden Isolationisten neben Gordon Childe auch hier John Rowe [1966] zitiert:

„Diffusionismus ist eine Bedrohung der Entwicklung gründlicher archäologischer Theorie, die auf vergleichenden Studien basiert; er lenkt von solchen Studien ab und sucht die Basis des Vergleichs zu zerstören. Diffusionismus-Argumente sind grundsätzlich mangelhaft [defective]“ [SJ 14], wobei „defective“ nahe bei schwachsinnig angesiedelt ist. Und für die Archäologen kam der Erlöser: „The advent of radiocarbon dating“ sowie ständig verfeinerte Techniken für historische Sprachuntersuchungen beendeten die Dominanz vergleichender Ethnologie und der Diffusionisten [SJ 16]

Aus Sicht der reinen Forschung peinlich, aber psychologisch klug soll nun das böse Wort Diffusionismus aus dem Verkehr gezogen und durch „cultural transmission“ ersetzt werden [SJ 20]. So sinkt die Wissenschaft immer weiter auf politisches Niveau herab, indem negativ besetzte Begriffe durch euphemistische ersetzt werden – Stichwort ‘Nullwachstum’. Aber vielleicht werden so alle glücklich. Viel gewichtiger sind zehn ausformulierte Kriterien für die weitere Forschung: Unter ihnen werden klare archäologische Horizonte gefor-

dert, denen Artefakte und Stile klar zugeordnet werden können. Die Fundgegenstände müssen voll entwickelt erscheinen, ohne einen Hinweis auf frühe Formen im archäologischen Befund der empfangenden Kultur. Dagegen muss es in der übertragenden Kultur eine klare Geschichte der Erfindung/Entwicklung geben. Idealerweise tritt in einem einzigen Fundensemble eine ganze Gruppe unverbundener Neuerungen auf. Selbstverständlich muss der Transmissionsweg rekonstruierbar sein. Ebenso muss es geeignete kulturelle und umweltbezogene Bedingungen für Migration oder Diffusion gegeben haben, linguistische Verbindungen sollten aufzeigbar sein. Und Pflanzen oder Tiere müssen außerhalb ihres natürlichen Verbreitungsgebietes auftreten [SJ 21 f.].

Dass diese Kriterien aus Texten von mehr als 50 Jahren zusammengetragen wurden, zeigt die anhaltenden Schwierigkeiten, Funde korrekt einzuordnen, egal, ob sie nun von 'Alten' oder 'Neuen' Archäologen bearbeitet werden. So lässt sich vielleicht die Gefahr bannen, dass Vertreter des Diffusionismus wegen ihrer Ansichten weggesperrt werden. Aber inwieweit ihnen wenigstens ein Nischendasein erwachsen wird, muss zunächst offen bleiben.

Ausblick

Dem Diffusionismus ist in dieser Zeitschrift immer wieder die Stange gehalten worden, ob von Horst Friedrich, Dominique Görlitz, Andreas Otte, Kurt Schildmann oder auch vom Verfasser. Der Isolationismus igelt sich ein, akzeptiert hohe und kumulative Wahrscheinlichkeiten nie als Beweis und attackiert gern unter der Gürtellinie, wie auch Giffhorn bereits zu spüren bekam. Insofern besteht eine ähnliche Situation wie bei der Frage nach dem erfundenen Mittelalter, denn auch sie kränkt nationale Befindlichkeiten, den Glauben an sogar heilig gesprochene Heroen oder das Selbstbewusstsein von Archäologen. Der Verfasser musste lernen, dass es nicht genügt, immer mehr und auch bessere Argumente vorzuweisen, weil die Hoffnung trägt, es werde eine kritische Masse erreicht, die dann die Kontrahenten überzeugt. Die Realität sieht anders aus: Falls die 'Old Medievalists' den aufgehäuften Indizienberg überhaupt beachten, picken sie in aller Regel allenfalls Details heraus, die auch andere Sichtweisen ermöglichen, sofern sie nicht ohnehin lieber Emotionen schüren.

Literatur

- Barton, Paul Alfred (2001): *A History of the African-Olmecs: Black Civilizations of America from Prehistoric Times to the Present Era*; 1books.com
Breuer, Hans (1980): *Kolumbus war Chinese. Erfindungen und Entdeckungen des Fernen Ostens*; München
Childress, David Hatcher (1996): *Lost Cities of Atlantis, Ancient Europe & the Mediterranean*; Stelle III
Delekat, Lienhard (1969): *Phönizier in Amerika. Die Echtheit der 1873 bekanntge-*

- wordenen kanaanäischen (altsidonischen) Inschrift aus Paraiba in Brasilien nachgewiesen; Bonn (Bonner biblische Beiträge Nr. 32)
- Ekhholm, Gordon F. (1950): Is American Indian Culture Asiatic? *Natural History* 59, 344-350 + 382
- (1971): Before Columbus by Cyrus H. Gordon Reviewed by; *The Saturday Review*, 25. 09.
- Fell, Barry (1976): *America B.C. Ancient Settlers in the New World*; New York (ab 1974 viele Publikationen in *Occasional Publications of the Epigraphic Society*)
- Friedrich, Horst (1989): Velikovsky, Spanuth und die Seevölker; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 1 (5) 16-21
- Giesing, Cornelia (1992): Das vorkolumbische Amerika in circumpazifischer Sicht; in Wolfgang Stein (Hg.): *Kolumbus oder wer entdeckte Amerika?*, München, 38-68
- Giffhorn, Hans (2013): *Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Karthager, Kelten und das Rätsel der Chachapoya*; München
- Görlitz, Dominique (2013): *Prähistorische Ausbreitungsmechanismen transatlantisch verbreiteter Kulturpflanzen* (Dissertation); Gotha (2012)
- (2002): Görlitz, Dominique Das vorzeitliche Schilfboot Abora 2 kreuzte über das Mittelmeer. Konnten bereits Seefahrer der Steinzeit gegen den Wind segeln? *Zeitensprünge* 14 (4) 596-607
- (2000): Gegen den Wind - mit Steckschwertern. Schilfboot ABORA; *Zeitensprünge* 12 (3) 365-383
- Gordon, Cyrus Herzl (1971): *Before Columbus. Links between the Old World and Ancient America*; New York
- Gosciny, René / Uderzo, Albert (1975): *La grande traversée. Une aventure d'Asterix le Gaulois*; Neuilly-sur-Seine (1976: *Die große Überfahrt*)
- Heine-Geldern, Robert von (1955): *Das Problem vorkolumbischer Beziehungen zwischen Alter und Neuer Welt und seine Bedeutung für die allgemeine Kulturgeschichte*; Anzeiger d. Phil.-hist. Kl. d. Ö. Akad. d. W. Jg. 1954 (24) 343-357, Wien
- (1954): Die asiatische Herkunft der südamerikanischen Metalltechnik; *Paideuma. Mitteilungen zur Kulturkunde*, Bd. 5, 348-423, Bamberg
- Hennig, Richard (1939): *Normannen des 11. Jahrhunderts in der Hudsonbai und an den Grossen Seen*;
- (1934-1939): *Terrae Incognitae. Eine Zusammenstellung und kritische Bewertung der wichtigsten vorcolumbischen Entdeckungsreisen an Hand der darüber vorliegenden Originalberichte*. 4 Bände; Leiden
- Herrmann, Paul (1952): *Sieben vorbei und acht verweht. Das Abenteuer der frühen Entdeckungen*; Hamburg
- Honoré, Pierre (1976): *Ich fand den weißen Gott. Die großen Rätsel der indianischen Hochkulturen*; Bergisch Gladbach (1961: *Ich fand den weißen Gott*; Frankfurt am Main; franz. 1962: *L'enigme de dieu blanc precolumbien*; Paris)
- Heyerdahl, Thor (1975): *Zwischen den Kontinenten. Archäologische Abenteuer*; München (Lizenz für die Schweiz)
- (1973): *Expedition Ra · Mit dem Sonnenboot in die Vergangenheit*; München u. a.
- (1949): *Kon-Tiki · Ein Floß treibt über den Pazifik*; Wien
- Illig, Heribert (2008): *Amerika, China und der Rest der Welt? Gavin Menzies und Alexander v. Wuthenau, mit Anhang [zu Oswald Dreyer-Eimbcke]*; *Zeitensprünge*

- 20 (2) 459-473
- (1993): Das faule Ei des Kolumbus. Eine Entsorgung durch Peter Milger; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (1) 90-94
 - (1990): Transatlantische Kulturkontakte erst nach -600; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (1) 12-24
- Illig, Heribert / Mikolasch, Peter (2008): Von der unergründlichen Wahrheit. Amerika und Amerigo Vespucci; *Zeitensprünge* 20 (1) 218-236
- Irwin, Constance (1963): *Fair Gods and Stone Faces*; New York (deutsch 1968: *Kolumbus kam 2000 Jahre zu spät. Amerika vor 1492*; München
- Kirchhoff, Paul (1964): Mexiko und die Alte Welt. Die Mexikanistik vor neuen Perspektiven; *Festschrift für Ad. E. Jensen*; München, S. 293-307
- Krickeberg, Walter (1966): *Altmexikanische Kulturen*; Berlin
- Leland, Charles G. (1875): *Fusang or the discovery of America by Chinese Buddhist priests in the fifth century*; London
- Lindemann, Hannes (1957): *Allein über den Ozean. Ein Arzt in Einbaum und Faltboot*; Düsseldorf (jüngste Auflage 2000)
- Mahieu, Jacques de (1985): *Die Flucht der Trojaner · Wie ihre Hochkultur über Nordafrika und die Kanarischen Inseln nach Amerika gelangte*; Tübingen
- (1982): *Die Erben Trojas*; Tübingen
 - (1981): *Das Wikingerreich von Tiahuanacu · Geschichte eines nordischen Imperiums in Südamerika*; Tübingen
 - (1979): *Die Templer in Amerika oder das Silber der Kathedralen*; Tübingen
 - (1978): *Der weiße König von Ipir*; Tübingen
 - (1977): *Wer entdeckte Amerika? · Geheimgeographie vor Kolumbus*; Tübingen
 - (1975): *Des Sonnengottes heilige Steine · Die Wikinger in Brasilien*; Tübingen
 - (1973): *Des Sonnengottes Todeskampf · Die Wikinger in Paraguay*; Tübingen
 - (1972): *Des Sonnengottes große Reise · Die Wikinger in Mexiko und Peru*; Tübingen (Französische Erstauflage 1971: *Le Grand Voyage du Dieu-Soleil*)
- Martin, Paul Sidney / Quimby, George I. / Collier, Donald (91967): *Indians before Columbus · Twenty thousand years of North American history revealed by archeology*; Chicago
- Meggers, Betty (1975): The Transpacific Origin of Mesoamerican Civilization: A Preliminary Review of the Evidence and Its Theoretical Implications; *American Anthropologist* 77 (1) 1-27
- Menzies, Gavin (2002): *1421 the year China discovered the world*; London (deutsch 2004: *1421 Als China die Welt entdeckte*; München)
- Mertz, Henriette (1964): *The Wine Dark Sea: Homer's Heroic Epic of the North Atlantic*;
- (1953): *Pale Ink · Two ancient records of Chinese exploration in America*; Chicago
- Nordenskjöld, Erland (1933): Origin of the Indian Civilizations in South America; in Jenness, Diamond (Hg): *The American Aborigines, Their Origin and Their Antiquity*; Toronto
- Otte, Andreas (2013): Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Hans Giffhorns Buch über das Chachapoya-Rätsel; *Zeitensprünge* 25 (3) 567-582
- Pellech, Christine (1997): *Die ersten Entdecker Amerikas · Der Kulturdiffusionismus*; Frankfurt/Main

- (1983): *Die Odyssee - eine antike Weltumseglung*; Berlin
- Perry, William James (1923): *The Children of the Sun: a Study in the Early History of Civilization*; London
- Ratzel, Friedrich (1882): *Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte*; Stuttgart
- (1891): *Die geographische Verbreitung der Menschen* (Teil 2 von *Anthropo-Geographie*); Stuttgart
- Rowe, John H. (1966): Diffusionism and Archaeology; *American Antiquity*, Bd 31, Nr. 3, Teil 1 (Januar)
- Sanides, Silvia (1997): Entdeckung Amerikas · Alte Neue Welt · Erbgutstudien zeigen: Polynesische Seefahrer waren schneller als Kolumbus und Wikinger; *Focus Magazin*, 17.03.
- Schildmann, Kurt (1990): Die gemischt phönikisch-persisch-chaldäisch=sumerischen Expeditionen um -500 nach Mittelamerika; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (1) 25-30
- Sertima, Ivan Gladstone Van (1976): *They Came Before Columbus. The African Presence in Ancient America*; New York
- Smith, Grafton Elliot (1933): *The Diffusion of Culture*; London
- Storey, Alice A. / Jones, Terry L. (2011): Diffusionism in Archaeological Theories. The Good, the Bad and the Ugly; in Jones, Terry et al. (Hg.): *Polynesian in America. Pre-Columbian contacts with the New World*; S. 7-24
http://www.academia.edu/465161/Diffusionism_in_Archaeological_Theory_The_Good_The_Bad_and_The_Ugly
- Sudhoff, Heinke (?1991): *Sorry Kolumbus. Seefahrer der Antike entdecken Amerika*; Bergisch Gladbach (?1990)
- Tompkins, Peter (1977): *Die Wiege der Sonne · Mittelamerikas Großreiche der Vormaya-Zeit – neben Abendland und Asien die dritte Wiege menschlicher Kultur – geben ihre Rätsel preis*; Bern · München
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* ↪ Artikel
- Williams, Stephen (1991): *Fantastic Archaeology*; Philadelphia
- Wuthenau, Alexander von (1965): *Altamerikanische Tonplastik. Das Menschenbild der Neuen Welt*; Baden-Baden
- Xu, Mike siehe http://www.chinese.tcu.edu/www_chinese3_tcu_edu.htm
- Zapp, Ivar / Erikson, George (1998): *Atlantis in America. Navigators of the Ancient world*; Kempton (Ill)
- Zillmer, Hans-Joachim (2004): *Kolumbus kam als Letzter. Als Grönland grün war: Wie Kelten und Wikinger Amerika besiedelten. Fakten, Funde, neue Theorien*; München (Der Obertitel ist erste Kapitelüberschrift bei Mahieu [1975, 9].)

Informative Internet-Seiten:

atlantisforschung = <http://wiki.atlantisforschung.de/index.php/Hauptseite>
http://www.agrw-netz.de/reload.htm?Amerikafahrer_vor_Kolumbus.htm

Driftstudien und Nikotinkonzentrationen

Dissertation von Dominique Görlitz

Andreas Otte

G. = Görlitz, Dominique (2012): *Prähistorische Ausbreitungsmechanismen transatlantisch verbreiteter Kulturpflanzen*; Gotha, 115 S. im DIN A4-Format, mit fast 100 meist farbigen Abbildungen (?2013)

Einleitung

Das Thema dieser Promotionsarbeit ist die Ausbreitungs- und Kulturgeschichte von Nutzpflanzenarten. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf *Lagenaria siceraria* (Flaschenkürbis), *Gossypium* (Baumwolle), *Nicotiana tabacum* (Virginischer Tabak) und *Erythroxylum coca* (Koka-Strauch). Der Flaschenkürbis und die Baumwolle stehen für eine Ausbreitung über den Atlantik von Ost nach West, Tabak und die Koka für eine Ausbreitung in die entgegengesetzte Richtung. Was macht die Frage der Ausbreitung dieser Kulturpflanzen so interessant?

„Diese Forschung berührt eines der sensibelsten Kapitel der Kulturforschung und Anthropologie – die frühe Seefahrt. Kein anderes Gebiet der Technikwissenschaften wurde so grundlegend von vorgefassten Meinungen der Wissenschaftler beeinflusst wie die Seefahrtsgeschichte (Heyerdahl 1978, 213). Die Kernfrage in den Diskussionen ist, ob die Wasserfahrzeuge der Frühzeit die maritimen Voraussetzungen boten, den Atlantik in beiden Richtungen zu überqueren oder nicht. Damit könnten Kulturpflanzen und auch deren Schädlinge mit ihren transatlantischen Verbreitungsgebieten als wichtige Indikatoren für frühe Seereisen betrachtet werden.“ [G., 24]

Die Frage, wie sich Pflanzen ausgebreitet haben, kann also ein ganz entscheidendes Licht auf eine Kernfrage der Diffusionismus-Debatte werfen.

Ausbreitungsformen

Man unterscheidet allgemein folgende Ausbreitungsformen:

- Die Kontinentaldrift wird als die wichtigste Ausbreitungsform angesehen. Auf einem gemeinsamen Großkontinent konnten sich Pflanzen und Tiere fast ungehindert ausbreiten. Problematisch wird es bei dieser Ausbreitungsform nur, wenn die Entstehung einer Art in die Zeit nach dem Auseinanderbrechen der Kontinente datiert wird, diese aber trotzdem auf mehreren Kontinenten vertreten ist [G., 14 f].

Als Unterart dieser Ausbreitungsform dienen Landbrücken und Inselketten. Die Landbrückentheorie ist insbesondere für die Südhemisphäre interessant, da die Antarktis im Tertiär mit Landmassen in Verbindung stand, die später Südamerika (Neotropis), Indien (Teil der Paläotropis) und Australien (Australis) bilden würden, wobei Proto-Indien damals noch mit dem späteren Madagaskar verbunden war [G., 16].

- Die **Wasserausbreitung** (*Hydrochorie*) von Pflanzensporen erfolgt meist durch Meeresströmungen oder innerhalb von Fließgewässern (Bytho-sochorie). Insbesondere für Wasserpflanzen wird die Schwimmausbreitung (Nautochorie) genannt. Die Driftfähigkeit der Diasporen hängt stark von deren Schwimmfähigkeit und im Meer von der Salzwassertoleranz ab [G., 17]. Auf dem Atlantik (im Gegensatz zum Pazifik) wird die Hydrochorie als ein bedeutender Faktor angesehen, da keine zusammenhängenden Inselketten eine Verbindung zwischen den Kontinenten herstellen [G., 17 f.]. Trotz der angenommenen hohen Bedeutung der Hydrochorie für den Transfer von Pflanzendiasporen gibt es nur wenige gültige Daten zum Thema. Auch ist zu berücksichtigen, dass sich Meeresströmungen im Laufe der Zeit ändern können, eine aktualistische Sicht also nicht unbedingt ein korrektes Bild für die Vergangenheit liefert. Modellrechnungen sollen jedoch zeigen, dass die Hauptströmungen im Atlantik (Abb. 1) in den letzten 10.000 Jahren – und damit im relevanten Zeitraum der hier betrachteten Pflanzen – konsistent waren und dem heutigen Verhalten entsprechen [G., 18].

Des Weiteren sind Sturmereignisse ausgesprochen wichtig für eine funktionierende Hydrochorie, da die Pflanzendiasporen ansonsten nicht die Küstenströmungen überwinden und anlanden können [G., 19].

In der Literatur findet man für die Ost-West-Richtung geschätzte Drift-dauern von 80 bis 400 Tagen, in der umgekehrten Richtung geht man von ca. 3 Jahren aus.

- Die **Windausbreitung** (*Anemochorie*) ist die ursprünglichste Ausbreitungsform der Landpflanzen [G., 20]. In Sonderfällen konnten Distanzen von bis zu 1.000 km für die sogenannten Körnchenflieger-Arten sicher nachgewiesen werden [G., 20]. Es gibt jedoch nur sehr wenige und noch dazu unsichere Hinweise für transatlantische Windausbreitung. Trotzdem darf die Rolle der Windausbreitung für kleinere Früchte und Samen (wie z.B. bei Tabak und Baumwolle) nicht unterschätzt werden [G., 20].
- Die Tierausbreitung (Zoochorie) wird in zwei Ausbreitungsstrategien unterschieden: die Endochorie (Verbreitung über den Darmtrakt) und die Epizochorie (Verbreitung über Fell, Gefieder, etc.). Die Angaben zur Verweildauer im Darmtrakt schwanken in der Literatur von einigen wenigen

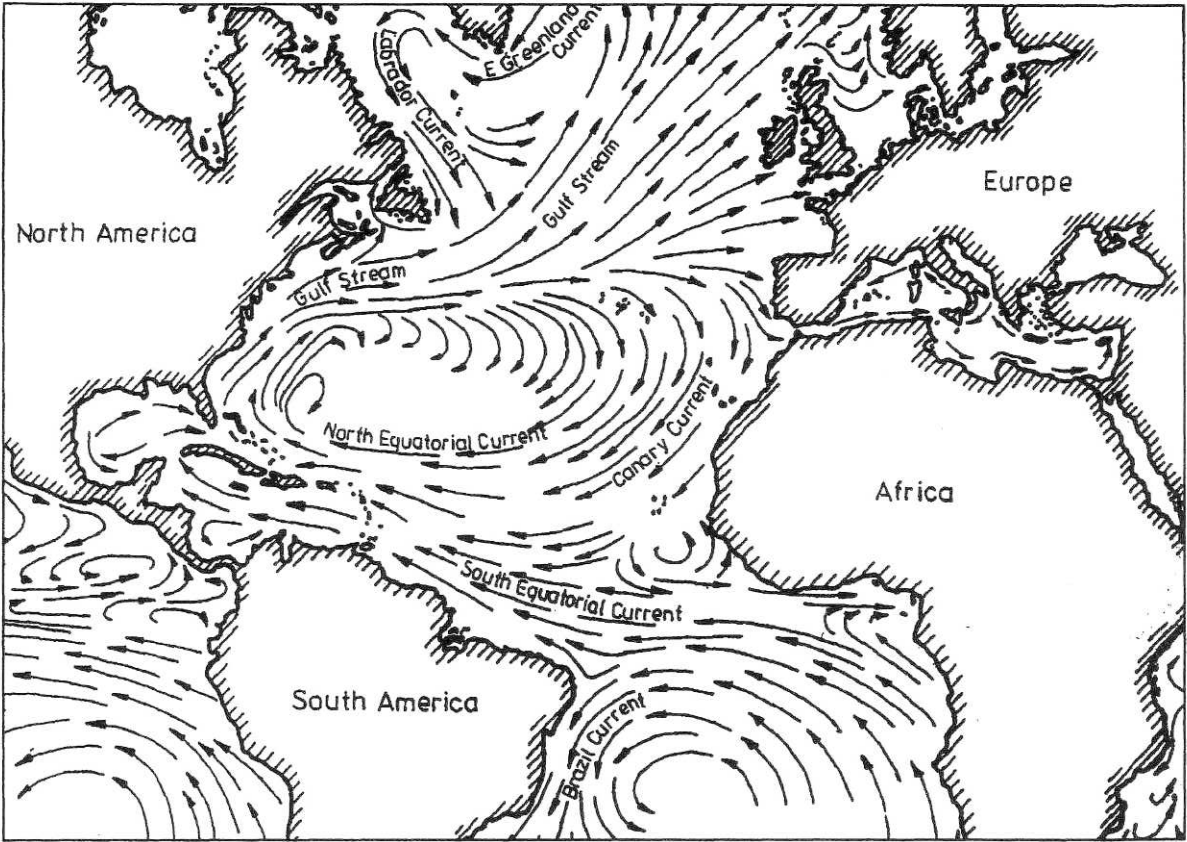


Abb. 1: Oberflächenströmungen im Atlantik [G., 18]
Zeitsprünge 3/2013 S. 601

bis zu 100 Stunden. Bei alljährlichen Wanderungen können die Samen, so sie den Verdauungsprozess überstehen und nach der Ausscheidung keimfähig bleiben, in Intervallen über größere Distanzen ausgebreitet werden. Da im Atlantik Inselketten fehlen, ist diese Form der Ausbreitung über Zwischenstationen in diesem Gebiet aber eher unwahrscheinlich. Das gilt letztlich auch für die Epizochorie, da Vögel zum Erhalt ihres Flugapparates ihr Gefieder regelmäßig säubern und anhaftenden Samen rasch entfernen [G., 21]. Trotzdem muss man die Routen der wenigen transozeanischen Zugvögel studieren. Es zeigt sich, dass – wie das Beispiel der Zwergwasserlinse zeigt – der Besuch von transozeanischen Zugvögeln keine Garantie für eine Verbreitung entlang der Routen ist. Bis heute kommt die Zwergwasserlinse nicht natürlich in Südamerika (Neotropis) vor [G., 22].

- Eine weitere möglich Transportform sind natürliche, schwimmende Inseln, sogenannte *Floßtransporte*, z.B. Baumstämme, Büsche, Palmwedel usw. Als Minimalzeit für eine Atlantiküberquerung nehmen Invasionsbiologen 8 bis 12 Wochen an. Da aber schon Thor Heyerdahl mit einem segelgetriebenen Floß (RA II) acht Wochen brauchte, erscheint die Minimalzahl für natürliche Flöße als zu gering angesetzt. Insgesamt erscheint ein erfolgreicher natürlicher Floßtransport im Fernbereich eher unwahrscheinlich zu sein [G., 23].
- Auch der Mensch ist ein wesentlicher Faktor bei der Verbreitung von Pflanzen und Tieren. Diese geschieht zumeist absichtlich (*Anthropochorie*), aber gelegentlich auch unabsichtlich (*Hemerochorie*). Der Ausbreitungserfolg der Kulturpflanzen, gerade auch der hier untersuchten, ist eng mit der Ausbreitung der Menschen und ihren Entdeckungsfahrten verknüpft. Für den amerikanischen Kontinent ist von entscheidender Bedeutung, ob sich eine Art bereits vor oder erst nach der „Wieder“-Entdeckung Amerikas im 15. Jh. transatlantisch ausgebreitet hat:

„Wenn es um die transozeanische Ausbreitung domestizierter Tier- und Pflanzenarten geht, messen Wissenschaftler immer noch mit zweierlei Maß: Kontakte und Ausbreitung über das Land werden befürwortet. Wenn es um die Ausbreitung über das Meer geht, sind die Meinungen geteilt (Meggers 1976). Diese Reisewege (=Ausbreitungswege) konnten nach der Meinung vieler Wissenschaftler erst beschritten werden, nachdem der Theorie zufolge die europäischen Seefahrerkulturen mit ihrer hochentwickelten Technik begannen, ab Mitte des 15. Jahrhunderts die Weltmeere zu erobern. Die Höhepunkte dieser neuzeitlichen Forschungsreisen waren nicht nur die Entdeckung Amerikas, sondern auch Australiens (1606), Ozeaniens (1521) und der Antarktis (1819). Es ist die allgemeine Meinung unter Wissenschaftlern, dass es erst im Zuge dieser europäischen

Expansion zu einer globalen Ausbreitung von Kulturpflanzen und Zuchtieren gekommen ist (Kowarik 2003, 15).

Zwar wird von allen Wissenschaftlern ganz selbstverständlich angenommen, dass Amerika, Australien oder Ozeanien lange vor der Ankunft der europäischen Menschen kolonisiert waren. Dass es jedoch zwischen diesen Kulturhemisphären vor Kolumbus, insbesondere zwischen der Alten und der Neuen Welt, Kontakte und zeitweise kulturellen Austausch gegeben haben könnte, wird immer noch als nicht beweisbare Spekulation abgetan (Sorenson 2005). Dabei liegen aus der Forschung eine Vielzahl wissenschaftlicher Belege vor, dass der Mensch lange vor der Kulturpflanzen-domestikation begann, interkontinentale und transozeanische Wanderungen durchzuführen.“ [G., 24]

Die Belege, auf die sich Görlitz hier bezieht, beruhen z.B. auf der nahezu globalen Wanderung des *homo erectus*, der außer der Antarktis und Amerika alle Kontinente erreichte und dabei auch die sogenannte Wallace-Linie überwand. Die Wallace-Linie kennzeichnet die biogeografische Trennlinie zwischen der asiatischen Fauna (Orientalis) und der australischen Fauna (Australis). Es handelt sich um einen Meeresgraben von 30 bis 50 km Breite, der auch bei tiefsten eiszeitlichen Wasserständen immer überflutet war. Die *homo erectus* Funde auf der Insel Flores bringen somit, jedenfalls sofern man die übliche *Out-of-Africa-II*-Wanderung zu Grunde legt, den Beginn der Seefahrt in die Zeit der Ausbreitung des *homo erectus* [G., 25 f., auch 2005]. Früheste bildliche Darstellungen von Booten finden sich in Felsbildern der Magdalénien-Kultur in Nordspanien. Fragen zur tatsächlichen Seetüchtigkeit der dargestellten Boote kann man aus den Bildern allerdings kaum gewinnen, bestenfalls kann man auf die verwendete Technik schließen. Hier greift die experimentelle Schiffsarchäologie, die versucht, die bildlichen Darstellungen zu erproben. Über diese Versuche von Dominique Görlitz, basierend auf den Ideen von Thor Heyerdahl, ist schon einiges in den *Zeitensprüngen* berichtet worden [Görlitz 2000; 2002a; 2002b]. Die Ergebnisse der ABORA I – III-Unternehmungen konnten die immer wieder geäußerten Zweifel an Thor Heyerdahls Expeditionen widerlegen.

„Das Argument, dass erst die Schiffe aus der frühen Neuzeit zur transatlantischen Ausbreitung von Kulturpflanzen in bzw. aus der Alten Welt beigetragen haben, kann mit Hilfe der Experimentalarchäologie in Frage gestellt werden.“ [G., 29]

Von der Mehrheit der Wissenschaftler werden die Hydrochorie und die Anthropochorie als Ausbreitungsmechanismen favorisiert. Ausgehend von der Annahme eines autochthonen Ursprungs der amerikanischen Landwirtschaft setzte sich insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jh. die Auffas-

sung durch, dass sich die transatlantisch auftretenden Kulturpflanzen nach dem Ende der Eiszeit hydrochor verbreitet haben [G., 29].

Hypothesen

Fasst man die zentrale Frage dieser Dissertation etwas genauer, dann lautet sie: Zu welchen Zeiten und mit Hilfe welcher Möglichkeiten haben sich die betrachteten Pflanzenarten ausgebreitet? Wissenschaftstheoretische Betrachtungen zur transatlantischen Arealentstehung führen zu den folgenden Arbeitshypothesen, die es nach Görlitz zu verifizieren oder zu falsifizieren gilt:

„1.1.4 Arbeitshypothesen [...]

1. Die Zielarten (Flaschenkürbis, Baumwolle und Tabak) haben sich hydrochor transatlantisch ausgebreitet.
 - 1.1. Die Art *Lagenaria siceraria* hat sich am Ende der letzten Eiszeit unmittelbar nach ihrer Domestikation mit Hilfe der Südäquatorialströmung hydrochor von Afrika nach Amerika ausgebreitet.
 - 1.2. Die Art *Gossypium herbaceum* L. hat sich im Neolithikum mit Hilfe des Äquatorialstroms hydrochor von Afrika nach Amerika ausgebreitet.
 - 1.3. Die Art *Nicotiana tabacum* hat sich mit dem Golfstrom hydrochor am Ende des Neolithikums von Amerika in die Alte Welt ausgebreitet.
2. Die Zielarten (Flaschenkürbis, Tabak und Koka) haben sich anthropochor ausgebreitet.
 - 2.1. Die Zielart *Lagenaria siceraria* wurde durch anthropochore Ausbreitungsmechanismen von Afrika über den Atlantik in die Neue Welt transportiert.
 - 2.2. Die Zielart *Nicotiana tabacum* wurde durch anthropochore Ausbreitungsmechanismen sowohl nach Ägypten als auch in andere altweltliche Kulturen ausgebreitet.
 - 2.3. Mit der Zielart *Nicotiana tabacum* wurde auch ihr stenöker Pflanzenschädling *Lasioderma serricorne* Fabr., 1792 als Archäozoe hemerochor ausgebreitet.
 - 2.4. Die Zielart *Erythroxylum coca* besitzt kein Reliktendemitenareal in Afrika. [Endemisch = räumlich abgegrenzt; Reliktendemit = ehemals weiter verbreitet, heute räumlich begrenzt; Anm. AO]
 - 2.5. Die Cocainfunde in ägyptischen Mumien liefern eine weitere Evidenz für die transatlantische, anthropochore Ausbreitung der Tabakpflanze im Altertum. Gegensatz hierzu waren die ersten Studien aus den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts zur Einwirkung von Salzwasser auf Pflanzendiasporen reine Simulati-

onsexperimente. Die weit verbreitete Meinung, dass sich die Kulturpflanzen nach Ende der Eiszeit hydrochor ausgebreitet haben, basiert auf diesen frühen Simulationsexperimenten. Dass die Autoren dieser ersten Studien Anfang der 70er Jahre ihre aus den Simulationsexperimenten gewonnenen Aussagen weitgehend relativierten und/oder revidierten, wurde von der Fachwelt kaum zur Kenntnis genommen [G., 30]. Die ABORA-Driftstudien erlauben hingegen wesentlich genauere Aussagen zur Widerstandsfähigkeit, Permeabilität und Langzeitschwimmfähigkeit von Diasporen unter echten Hochseebedingungen.

3. Driftstudienresultate erlauben unter den gegenwärtigen Strömungsverhältnissen im Atlantik die Rekonstruktion einer hypothetischen hydrochoren Ausbreitung in der Zeit vom dem Ende des Jungpaläolithikums bis zum Beginn des Altertums.“ [G., 17]

Experimente

Zur Überprüfung dieser Arbeitshypothesen wurden während der ABORA-Fahrten, aber auch an Bord der modernen Segelyacht POLARIS mit Heimathafen Korsika sogenannte Driftstudien unternommen. Von vier dieser Driftstudien wurden somit drei im Mittelmeer unternommen, eine fand im Nordatlantik statt. Das untersuchte Saatgut wurde in kleineren Säcken getrennt verschnürt und als Gesamtprobe in gut verpackten Kunststoff- bzw. Leinensäcken dem Salzwasser ausgesetzt über unterschiedliche Zeiträume (26, 63, 95 und 165 Tage) transportiert. Anschließend wurde seine Keimfähigkeit geprüft. Die Keimfähigkeit von Kontrollproben identischen Saatguts ohne Salzwassereinfluss wurden parallel untersucht.

Im Gegensatz hierzu waren die ersten Studien aus den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts zur Einwirkung von Salzwasser auf Pflanzendiasporen reine Simulationsexperimente. Die weit verbreitete Meinung, dass sich die Kulturpflanzen nach Ende der Eiszeit hydrochor ausgebreitet haben, basiert auf diesen frühen Simulationsexperimenten. Dass die Autoren dieser ersten Studien Anfang der 70er Jahre ihre aus den Simulationsexperimenten gewonnenen Aussagen weitgehend relativierten und/oder revidierten, wurde von der Fachwelt kaum zur Kenntnis genommen [G.; 30]. Die ABORA-Driftstudien erlauben hingegen wesentlich genauere Aussagen zur Widerstandsfähigkeit, Permeabilität und Langzeitschwimmfähigkeit von Diasporen unter echten Hochseebedingungen.

Lagenaria (Flaschenkürbis)

Nach 96 Tagen war eine Vielzahl (Median bei ca. 45%) der Proben noch keimfähig. Von den 19 Proben verloren nur 3 vollständig ihre Keimfähigkeit.

Bei dem 165-Tage-Versuch sah die Situation anders aus: Von 15 Proben verloren 6 ihre Keimfähigkeit vollständig. Der Median der Keimfähigkeit sank nach 165 Tagen auf 1%.

Abbildung 2 zeigt den Verlauf des Keimverhaltens von neun ausgewählten Proben sowie den Mittelwert (dick gestrichelt). Es ergibt sich eine mittlere Driftfähigkeit von 160 bis 180 Tagen. Der rechte Bereich gibt die hypothetisch zu erwartende maximale Driftfähigkeit des Ausreißers LAG 80 an, die bei 200 bis 240 Tagen liegt. Keine der zusätzlich mitgeführten Früchte des Flaschenkürbis überstand die 96-tägige Drift auf dem Nordatlantik. Zusätzlich scheint das Salzwasser die Fruchtwand zu beschädigen. Die Frucht (Panzerbeere) verliert dann ihre strukturelle Integrität. Noch vor der Keimfähigkeit geht die Schwimmfähigkeit der Früchte wie auch der Samen nach ca. 70 Tagen verloren. Diese wären frühzeitig auf den Meeresboden gesunken.

Gossypium (Baumwolle)

Die Boxplots zeigten keine messbare Keimfähigkeit. Lediglich eine Probe wies nach 26 Tagen noch eine geringe Keimfähigkeit von 2% auf.

Nicotiana (Tabak)

Nach 96 Tagen waren im Median noch 50% der Proben keimfähig. Von 12 Proben verlor nur eine ihre Keimfähigkeit vollständig innerhalb dieser Zeit. Nach 165 Tagen sank der Median allerdings auf 0% ab, wobei von 10 Proben 6 ihre Keimfähigkeit vollständig verloren. Der rechte Bereich in Abbildung 3 gibt wieder die hypothetische maximale Driftdauer des Ausreißers NIC 396 mit 165 bis 190 Tagen an.

Weitere Beobachtungen

Bei allen drei Hauptuntersuchungen konnte der Verlust der Schwimmfähigkeit beobachtet werden, lediglich mitgeführte Kokosnüsse behielten ihre Schwimmfähigkeit über die gesamte Driftdauer von 96 Tagen. Alle Kokosnüsse wiesen jedoch Risse bzw. Brüche in den Fruchtschalen auf, die dafür sorgten, dass keine einzige Kokosnuss später auskeimte. Auch eine während der Fahrt aufgefishete Kokosnuss (etwa 6 bis 8 Wochen im Wasser) keimte nicht aus [G., 70]. Dieses Ergebnis steht im deutlichen Gegensatz zum Ruf der Kokosnuss als Paradebeispiel für an Hydrochorrie angepasste Diasporen.

Ein anderer wesentlicher Aspekt ist das beobachtete Verhalten von Fischen wie auch Vögeln angesichts des Treibgutes. Statistisch hochgerechnet müsste ein Diaspor mehrere tausend Attacken von Vögeln und Fischen auf einer Reise über den Atlantik unbeschadet überstehen [G., 71].

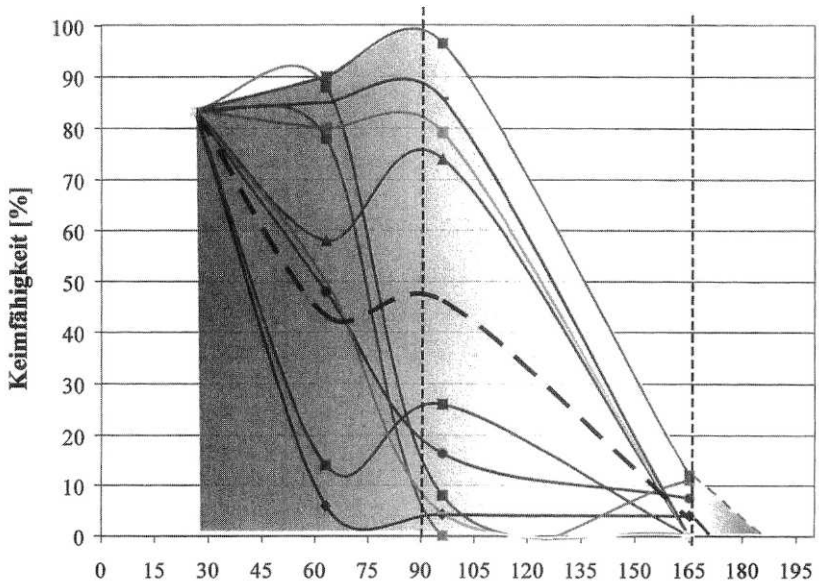
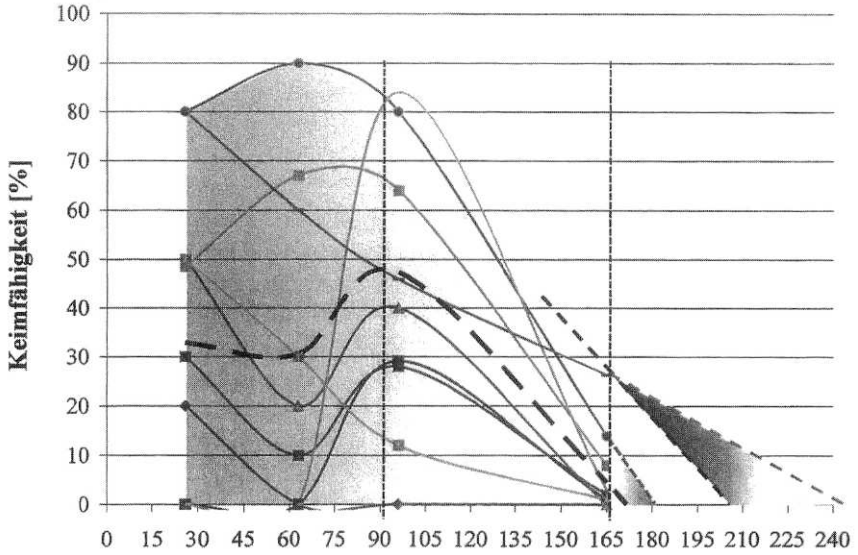


Abb. 2: Keimfähigkeitsplot *Lagenaria* (Flaschenkürbis) [G., 65]

Abb. 3: Keimfähigkeitsplot *Nicotiana* (Tabak) [G., 69]

(Auf der Abszisse jeweils die Driftdauer in Tagen; gestrichelte Linie = Mittelwerte)

Diskussion

Das Domestikationszentrum für den *Flaschenkürbis* liegt in Simbabwe vor ca. 13.000 Jahren. Schon vor 12.000 Jahren findet er sich auch in Mittelamerika [G., 34]. Genetische Untersuchungen zeigen, dass es sich um den Ostafrikanischen Flaschenkürbis handelt. Sollte sich der Flaschenkürbis bis an die Westafrikanische Küste ausgebreitet haben und dann hydrochor bis in den Golf von Mexiko getragen worden sein, dann hätte er dabei einen Driftweg von 15.000 km bei einer Dauer von 340 bis 400 Tagen zurücklegen müssen [G., 73]. Keimfähigkeit und Schwimmfähigkeit liegen weit unterhalb dieser Schwelle. Eine hydrochore Ausbreitung über den Atlantik kommt daher nicht in Frage. Der Flaschenkürbis hat sich auch in östlicher Richtung ausgebreitet. Etwa um +1.000 trafen sich beide Ausbreitungswellen in Ozeanien [G., 74].

Die *Baumwolle* zeigt keinerlei Anpassung an hydrochore Ausbreitung. Ihre natürlichen Ausbreitungswellen über den Atlantik erfolgten höchstwahrscheinlich durch Wind. Die Samen der Baumwolle sind von ihrer Form her besonders für eine anemochore Ausbreitung geeignet. Alternativ möglich wäre nur ein Transport über natürliche Inseln. Die Domestizierung der Baumwolle erfolgte an mehreren Orten auf der Welt aus früher verbreiteten wilden Arten. Es ist denkbar, dass das Wissen um die Domestikationsmöglichkeit dieser Pflanze über weite Strecken transportiert wurde [G., 76].

Der *Tabak* zeigt in den Driftstudien eine ähnlich hohe Salzwassertoleranz wie der Flaschenkürbis. Im Unterschied zum Flaschenkürbis wird beim Tabak nicht von einer Ausbreitung durch Hydrochorie oder Anemochorie ausgegangen. Die Ergebnisse der Driftstudien bestätigen dieses. Eine hydrochore Ausbreitung mit Hilfe des Golfstroms von Mittel- bzw. Nordamerika scheidet aufgrund der Dauer aus. Eine einzige, schwach nikotinhaltige, afrikanische Tabakart gehört zur australischen Tabakfamilie, vermutlich über Landbrücken übertragen. Es handelt sich nicht um eine reliktdemitische Verbreitung der amerikanischen Art. Eine chinesische Tabak-Art gehört nach genetischen Untersuchungen hingegen der amerikanischen Tabak-Familie an [G. 76].

Von besonderer Bedeutung sind die Funde von Tabakkäfern im Grab von Tutanchamun, von Tabakblättern und -käfern im Grab von Ramses II. und zahlreiche Nikotin- und Cotininfunde in weiteren ägyptischen Mumien. Es handelt sich hierbei um die sogenannte Tabak-Nikotin-Kontroverse [G., 47-54]:

„Die Konzentrationen von Nikotin in den künstlich mumifizierten Menschen Ägyptens, die z.T. bis über dem 40fachen rezenter Raucher liegen, belegen, dass diese Nikotinkonzentrationen nicht zufällig, sondern als Bestandteil des Mumifizierungsprozesses entstanden sind.“ [G., 53]

Derartige Konzentrationen lassen die schwach nikotinhaltigen afrikanischen Wildpflanzen und Kontamination durch die Finder der Mumien als Ursache

praktisch ausscheiden [G., 77]. Wenn Tabak ein essentieller Bestandteil des Mumifizierungsprozesses im ägyptischen Totenkult zur Zeit von Ramses II. und Tutanchamun war und kein Hinweis auf einen Tabakanbau in Ägypten in präkolumbischer Zeit existiert, dann ergibt sich umgekehrt eine hohe Wahrscheinlichkeit für einen Handel mit Völkern auf dem amerikanischen Kontinent als Quelle des Tabaks. Alternativ öffnet die Herkunft der chinesischen Tabakpflanzen und Funde von nikotinhaltigen Menschenknochen [G., 55] den Raum für chinesisch-amerikanische Handelskontakte, an denen wiederum die Ägypter über die Chinesen partizipiert haben könnten. Gegen die China-Verbindung sprechen jedoch die ägyptischen Kokainfunde. Kokain wurde außerhalb Südamerikas ausschließlich in Ägypten als Grabbeigabe gefunden [G. 56].

Die Tabakkäfer könnten theoretisch das Grab Tutanchamuns auch erst nach 1923 und vor 1932 befallen haben. Das aber ist unwahrscheinlich, da der Tabakkäfer ein Kulturfolger ist und sich nicht aktiv von Grünpflanze zu Grünpflanze ausbreitet. Ein Einfliegen in die gerade geöffnete und dunkle Grabkammer erscheint als Erklärung wenig plausibel. Wahrscheinlicher ist ein unbeabsichtigter Transport der Schädlinge in die Grabkammer mit den zur Mumifizierung genutzten Tabakpflanzen. Zudem unterscheiden sich die untersuchten Käfer morphologisch etwas von heutigen Exemplaren, was für ein hohes Alter spricht (Hemiochore Einbringung als Archäozoe) [G., 53].

Die Ergebnisse dieser Arbeit deuten darauf hin, dass die anthropochore Ausbreitung der entscheidende Faktor bei der Entstehung dieser transatlantischen Nutzpflanzenareale ist. Die Dissertation liefert die von einigen Wissenschaftlern für die Anerkennung eines von Menschen vermittelten transozeanischen Pflanzentransports geforderten empirischen Belege [G., 79]. Eine weitere Quelle an Informationen über solche Transfers sind historische Berichte. Insbesondere für Mais gibt es zahlreiche präkolumbische Berichte [G., 79f.]. Sowohl Mais als auch Gerste wurden zusätzlich in den ABORA-Driftexperimenten untersucht und zeigten keinerlei Salzwassertoleranz.

Schlussfolgerungen

Zusammenfassend schreibt Görlitz [G., 84]:

„Die in Zusammenarbeit mit dem IPK Gatersleben durchgeführten Driftstudien aus den Jahren 1999, 2002, 2005 und 2007 ergaben, dass Hydrochorie als möglicher Ausbreitungsmechanismus für die Entstehung der großdisjunkten, transatlantischen Areale praktisch ausgeschlossen werden kann. Für die Gattungen *Gossypium* [Baumwolle], *Hordeum* [Gerste] und *Zea* [Mais] konnte keinerlei Salzwassertoleranz nachgewiesen werden. Die Arten *Lagenaria siceraria* [Flaschenkürbis] und *Nicotiana tabacum* [Virginischer Tabak] zeigten im Langzeitversuch nach 165 Tagen noch eine gewisse Keimfähigkeit. Die starke Abnahme der Keimfä-

higkeit beider Arten über die Dauer von drei Monaten hinaus lässt jedoch vermuten, dass das Saatgut eine gesamte Atlantiküberquerung nicht überstehen würde. Die Übertragung dieser Messwerte auf die Strömungsverhältnisse des Atlantiks würde eine Verdriftung bis maximal in die Bereiche des Mittleren Atlantiks ergeben. Die Beobachtung, dass die Panzerbeeren lange vor dem Absterben der Samen ihren Auftrieb im Ozean verloren und ins Tiefenwasser absanken, minimiert die Reichweite einer Drift und damit die Wahrscheinlichkeit eines Ausbreitungserfolges noch weiter. [...]

Ein wesentliches Ziel dieser Arbeit bestand in der Überprüfung der Theorie, ob sich Diasporen durch überseeische Verdriftung menschenunabhängig zu beiden Seiten des Atlantiks ausgebreitet haben könnten. Unter Anwendung der Extrapolation der Messwerte und deren Übertragung auf die Strömungssysteme des Atlantiks sollten die Untersuchungsergebnisse zur Rekonstruktion der Ausbreitungsmechanismen und eines hypothetischen Ausbreitungsweges dienen.

Alle Untersuchungsergebnisse liefern klare Befunde, dass die Entstehung der transatlantischen Areale der entsprechenden Kulturpflanzen nicht auf Hydrochorie zurückzuführen ist. Mit Ausnahme der Baumwolle legen alle anderen Ergebnisse nahe, dass das disjunkte Vorkommen der Kulturpflanzen oder deren Pflanzenstoffe durch anthropologische Aktivitäten zu Stande kam. In der fachwissenschaftlichen Diskussion spielt der Flaschenkürbis als eine der ältesten Kulturpflanzen eine Schlüsselrolle, weil er die etablierten Theorien über die autochthone Entstehung der Landwirtschaft und deren Ausbreitungsgeschichte in verschiedenen Erdteilen ins Wanken bringt (Whitaker 1971, 324). Die Ausbreitungsgeschichte dieser Art, das Alter der frühesten Flaschenkürbisfunde in Amerika und die empirischen Beobachtungen auf dem Meer scheinen für eine menschenvermittelte Übertragung in die Neue Welt zu sprechen. Dieses Ergebnis erlaubt das von vielen Wissenschaftlern angenommene Paradigma zu entkräften, dass die frühen ackerbäuerlichen Zentren der Neuen Welt keinerlei interkulturellen Wechselwirkungen mit anderen Teilen der Welt ausgesetzt waren.“

Die experimentalarchäologischen Fahrten der ABORA-Forschung haben einerseits die technische Machbarkeit transatlantischer Fahrten weiter untermauert. Andererseits wurde mittels Driftstudien die Annahme einer hydrochoren Ausbreitung von Kulturpflanzen widerlegt und im Gegenzug die Wahrscheinlichkeit für eine anthropochore Ausbreitung der Pflanzen erhöht. Die Untersuchung demonstriert zudem deutlich, dass das Paradigma der autochthonen Kulturentwicklung der neuweltlichen Zivilisationen in Bezug auf die Landwirtschaft ungültig ist [G., 85]. Wie lange diese präkolumbischen

Kontakte dauerten und in welcher Form sie die Kulturen in der neuen Welt prägten, ist noch ungeklärt. Welchen Einfluss umgekehrt die Übertragung von altamerikanischen Kulturpflanzen auf die Kulturentwicklung der Alten Welt hatte, ist ebenso ungeklärt.

Einordnung

Nachdem es in den letzten Jahren – zumindest was Veröffentlichungen angeht – recht ruhig um den Diffusionismus geworden war, liegen nunmehr mit Hans Giffhorns Buch über die Chachapoya-Rätsel (s. S. 567) und der Dissertation von Görlitz zwei neue wichtige Impulse vor. Die empirische Widerlegung der Hydrochorie als bedeutender Faktor für die transatlantische Ausbildung von Kulturpflanzenarealen ist ein bemerkenswerter Schlag gegen isolationistische Ideen. Menschen haben die Pflanzen selbst und Ideen für ihre Domestizierung über weite Strecken transportiert. Niemand stellt in Frage, dass sich Kulturen auf den Kontinenten selbst gegenseitig befruchtet haben; Völker sind gewandert, haben gehandelt, haben voneinander gelernt. Warum sollte das nicht auch interkontinental geschehen sein? Moderner Diffusionismus steht heute für ein Geben und Nehmen in alle Richtungen und zu allen Zeiten.

Die Dissertation ist nur ein Baustein innerhalb der Gesamtbemühungen von Görlitz, der Idee einer frühen Hochseeschifffahrt zum Durchbruch zu verhelfen. Ein weiteres seiner Interessengebiete ist die antike Kartographie. Zu diesem Thema – es geht um Piri Reis, Waldseemüller und Finæus, sowie den Gothaer Marmorglobus – hat Görlitz [2011] ebenfalls ein kleines Büchlein veröffentlicht.

Literatur

- Görlitz, Dominique – (2012): *Prähistorische Ausbreitungsmechanismen transatlantisch verbreiteter Kulturpflanzen*. Dissertation vorgelegt an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg; Gotha
- (2011): *Ungelöste Rätsel der Entdeckungsgeschichte. Kam Kolumbus 1.500 Jahre zu spät?*; Gotha
 - (2005): Neues aus der paläolithischen Seefahrt. Hochseereisen durch Homo erectus; *Zeitensprünge* 17 (1) 221-231
 - (4/2002): Das vorzeitliche Schilfboot Abora 2 kreuzte über das Mittelmeer. Konnten bereits Seefahrer der Steinzeit gegen den Wind segeln? *Zeitensprünge* 14 (4) 596-607
 - (3/2002): Schilfbootexpedition Abora 2 (Teil 1); *Zeitensprünge* 14 (3) 580-594
 - (2000): Gegen den Wind - mit Steckschwertern. Schilfboot ABORA; *Zeitensprünge* 12 (3) 365-383

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Häresie in Aquileia

Eine Übersicht von Heribert Illig

Die aus Platzgründen verschobene Ergänzung zu 2/2013 [353-382].

Der Drei-Kapitel-Streit ab 553

Im Jahr 553 öffnet sich zwischen den Kirchen von Rom und Aquileia, den beiden wichtigsten Kirchensitzen des Westens, wegen des **Drei-Kapitel-Streits** ein tiefer Spalt (siehe Nachspann). Hinzu kommt der Einfall der arianischen Langobarden im Jahr 568, wegen dem Bischof Paulinus I. aus Aquileia nach Grado flüchtet. Im Jahr 589 lässt der byzantinische Exarch Smaragdus mit gewalttätigen Handlungen den Bischof Severus in Grado festnehmen und nach Ravenna verschleppen. Dieses Schisma soll bis ins Jahr 699 geschwelt haben [wiki ↪ Dreikapitelstreit]; plausibler ist die Version, dass mit der Festnahme von Bischof Severus Aquileia gezwungen worden ist, 588 das Schisma mit Rom zu beenden [wiki ↪ Exarchat von Ravenna] .

Damit nicht genug. Im Jahr 606 spaltet sich die in Grado ansässige Kirche von Aquileia. Der **anti-langobardische Bischof** bleibt in Grado und findet irgendwann unter die römische Obhut zurück [Marocco, 6], d.h. der in Grado residierende Bischof von Aquileia geht „in die politische Sphäre des Heiligen Römischen Reiches über“ [ebd. 7]. Dort erhält er ab 723 auch offiziell den Titel Patriarch, hält sich zunehmend in Venedig auf, um gleich nach Beginn des 12. Jh. bis 1451 ständig in dieser Lagunenstadt zu residieren [ebd. 8]. Damals geht das Patriarchat endgültig an Venedig über. Am Ende seiner Liste der Patriarchen von Grado, die von 557 bis 1451 reicht, schreibt Marocco [8] in Fettdruck: „Es gibt mehrere Bischofslisten mit verschiedenen chronologischen Daten; einige Namen sind nicht in allen vorhanden.“

Der **pro-langobardische Bischof** übersiedelt anfangs nach Cormons, später nach Cividale, den ersten Herzogssitz der Langobarden in Italien. (In Parenthese sei angefügt, dass im dortigen Museum die einschlägigen archäologischen Funde ab 568 registriert werden, aber nicht über das erste Viertel des 7. Jh. hinausreichen [vgl. Illig 2/1993].)

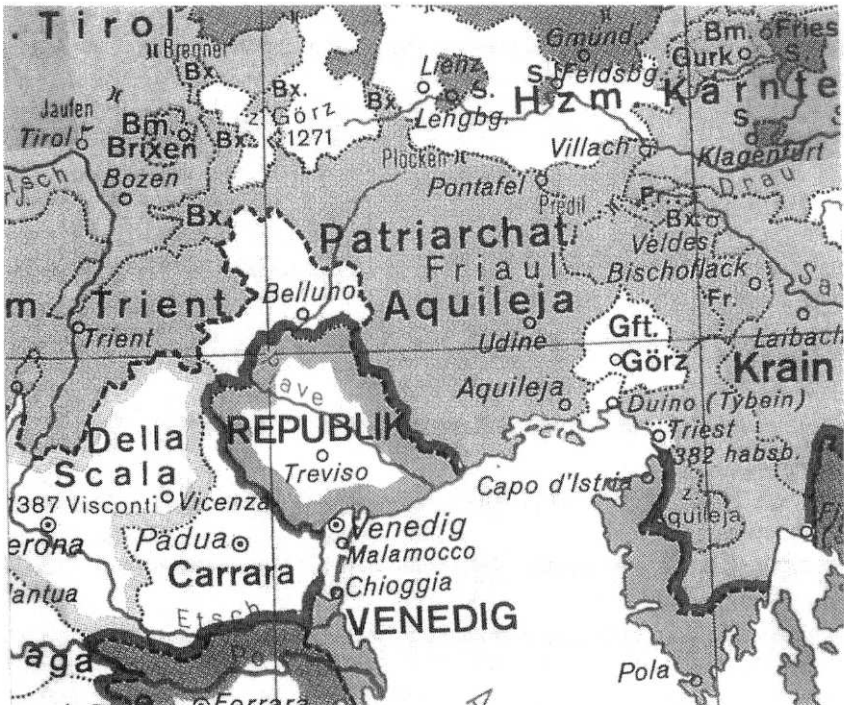
Venedig zwischen Ost- und Westkaiser

Damals wird die politische Landschaft auf dem italienischen Stiefel völlig umgekrempelt. Die Langobarden setzen sich ab 568 in Ober- und Mittelitalien für fast zwei Jahrhunderte fest, ohne viele Spuren zu hinterlassen. Aber noch hatte Byzanz auch auf dem nördlichen ‘Stiefelschaft’ noch Terrain.

„Am Ende des 6. Jahrhunderts bestand das Exarchat im Wesentlichen noch aus Istrien, einem schmalen Küstenstreifen Venetiens an der Adria, dem Gebiet um Ravenna, der anschließenden Küstenregion mit Ancona, dem Dukat von Rom mit einem schmalen Korridor durch Umbrien zum Exarchat und der unmittelbaren Umgebung von Gaeta und Neapel; sowie (bis 650) aus der Umgebung von Genua“ [wiki → Exarchat von Ravenna].

Für Rom änderte sich das mit Kaiser Phokas, der als Kaisermörder irgendeinen Verbündeten braucht und dem Bischof von Rom Avancen macht: Für Unterstützung erhält er 607/08 nicht nur das Pantheon, sondern auch den Primat der gesamten Kirche, auch über Konstantinopel zuerkannt [wiki → Phokas].

Im 8. Jh. gab es scheinbar es viel Tumultuöses: 726/27 paktieren Exarch und Langobarden gegen den Papst, 729/34 erobern die Langobarden Ravenna, das jedoch vom Papst gerettet wird; 751 erobern die Langobarden (unter Aistulf) erneut das Exarchat, das damit beendet ist. 756 schlagen die Franken unter Pippin d. J. die Langobarden, geben aber das Gebiet nicht an



Das Patriarchat als weltlicher Kirchenstaat, 1378 [Leisegang, 55]

Byzanz zurück, sondern schenken es dem Papst (Pippinische Schenkung, 774 von Karl bestätigt [wiki ↔ Exarchat von Ravenna] und später zur Konstantinischen Schenkung erweitert). Bereits 750 hätte ein Gebiet bestanden, das viel später als Kirchenstaat bezeichnet worden ist: Ravenna, die Pentapolis (der Küstenstreifen bis Ancona), eine schmale Traverse über Perugia ans tyrrhenische Meer, Rom und Latium [vgl. Illig 1996, 145].

Hier wurde offenbar der Übergang der nordadriatischen Gebiete von Byzanz auf den Westen ins 8. Jh. 'verschleppt', während die seit ca. 540 bestehende Bindung Venedigs an Byzanz durch die viel zu früh kommende Belagerung der Lagunenstadt durch den Karlsson Pippin um 810 fast aufgehoben worden wäre. Damals hätte der Karolinger den Dogen auf die Insel Rivoalto (Rialto) vertrieben und dieser einer seltsamen Lösung zugestimmt: Er zahlte ab jetzt sowohl den Byzantinern wie den Karolingern Tribut [Fink].

Wikipedia [↔ Venedig] ignoriert diesen karolingischen Angriff – dafür hätten wohl die in Sachsen stationierten Schiffe über die Fossa Carolina zur Adria gebracht werden müssen – und springt gleich ins 10. Jh., in dem Kaiser Otto II. die Bindung Venedigs an Byzanz nicht mehr akzeptiert und in den nachfolgenden Kämpfen zur inversen 'karolingischen' Variante findet: 992 gewährt der byzantinische Kaiser Venedig ein Handelsabkommen, während ab 996 Kaiser Otto III. die Patenschaft für einen Dogen-Sohn übernimmt und die maritime Herrschaft Venedigs bis Ragusa (Dubrovnik) ermöglicht (auch Karl d. Gr. soll schon Ragusa beherrscht haben, wie für Hans Rempel [1989; vgl. [Illig 1996, 383 f.] die dortige Rolandsstatue von 1412 beweisen soll).

Ab 1020 befreit sich Venedig allmählich, mit vielem Hin und Her von Byzanz. 1204 schließlich gibt der greise Doge Enrico Dandolo dem vierten Kreuzzug ein pervertiertes Ziel, indem er den Kreuzfahrern plausibel macht, dass sie die Mietkosten für die venezianischen Schiffen am schnellsten durch die Eroberung des christlichen Konstantinopel (zuvor bereits von Zara = Zadar) gleichen und noch ein schönes Zubrot einsacken können.

Das doppelte Patriarchat und der Arianismus

Zurück zum Jahr 606:

„Von diesem Zeitpunkt an gibt es also zwei unabhängige Patriarchate in Aquileia und Grado. Aquileia zerfällt langsam; es hat im Mittelalter noch einige kurze Momente der Glorie im 9. und 11. Jh.“ [Brumat, 3].

Dies stimmt mit Sicherheit so nicht, denn wir haben bereits gehört [Illig 2013, 370], dass die Patriarchen noch im späten 14. Jh. genügend Geld und Einfluss hatten, um die Basilika zum großen Teil ganz neu aufzubauen. Denn damals gab es das Patriarchat noch unter fast durchgängiger Herrschaft von deutschen oder österreichischen Regenten; sein Gebiet reichte bis zum Taglia-

mente im Westen, bis zur Drau im Norden, bis ins nordwestliche Istrien – dort neben dem österreichischen Besitz von St. Veit am Flaum (= Fiume = Rijeka) bis zum zentral-istrianischen Mitterburg (= Pazin) und der venezianischen Westküste. Danach allerdings kommt kein glorioser Moment mehr, bis Papst Benedikt XIV. im Jahr 1751 das Patriarchat von Aquileia aufhebt [Mazzuzi, 9] und durch die Erzdiözesen Görz und Udine ersetzt.

Die Zeit ab der Tolerierung des Christentums im römischen Reich war beherrscht von zahllosen Streitereien um Glaubensinhalte, von denen die meisten um das Verhältnis von Gott dem Vater und dem Sohn gingen.

325 wurde auf dem ersten ökumenischen **Konzil in Nicäa** die Dreifaltigkeit zum Dogma erhoben und klargestellt, dass Vater und Sohn (und Hl. Geist) wesensgleich sind. Das war Antwort auf die Lehre des Arius, der bestritt, dass die zweite und dritte Person wesensgleich mit dem Vater seien. Der alexandrinische Presbyter war dafür 318 exkommuniziert worden, auf dem Konzil wurde seine Lehre als Irrlehre verworfen. Doch bereits 327 waren Arius und seine Anhänger wieder in ihren Ämtern. Nur ein Jahr später wurde der anti-arianische Athanasius in Alexandria Bischof und führte derart wütende Angriffe gegen alle seine Glaubensgegner, dass er selbst mehrmals abgesetzt und in Verbannung geschickt wurde, etwa 335 nach Trier. So unerbittlich ging der Streit um ein einziges ‚i‘, das die Griechen noch nicht einmal mit einem i-Tüpfelchen schreiben: Ist der Sohn wesensgleich (homousios) oder wesensähnlich (homotusios) mit seinem Vater? Das ‚i‘ war essentiell: Seine Benutzung stellte die Trinität ebenso in Frage wie die Erlösung der Menschen von der Erbsünde durch den Tod Jesu!

Trotz Athanasius' Wüten und trotz des Todes Arius' (336) erlebte der Arianismus im byzantinischen Kaiserhaus noch bis ca. 361 eine Blüte. Erst 381 beendet Kaiser Theodosius I. den Streit auf einem Konzil mit einem Schlussstrich, der in ein Wortungetüm ausartete: in das Nicaeanisch-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis gegen die Arianer. Doch die Germanen waren damals bereits Arianer – nur die viel später christianisierten Franken wurden römisch getauft.

Die Führer über Aquileia und Grado umgehen das Thema Arianismus weiträumig. So wird lediglich festgehalten, dass 387 ein Bischof von Aquileia wegen dieser Irrlehre verurteilt wurde.

Nachspann zum Dreikapitelstreit

Justinian I. (527–565) löste den Dreikapitelstreit aus, als er den Monophysiten entgegenkommen wollte. Er bemühte sich

„ab 532 um die Verurteilung der „Hauptverursacher“ der nestorianischen Häresie aus der Zeit vor dem Konzil von Chalkedon (451). Die drei Theologen aus dem nestorianischen Lager waren Ibas von Edessa († 457),

Theodoret von Kyrrhos († 466) und Theodor von Mopsuestia († 428) mit den von ihnen verfassten Schriften, u.a. dem Brief des Ibas von Edessa an den Perser Mari. Werke und Person des Theodor von Mopsuestia wurden von Kaiser Justinian im Dreikapiteldekret verurteilt. Unter den »drei Kapiteln« versteht man Person und Werk der drei Theologen.

Der das Dreikapiteldekret zunächst ablehnende Papst Vigilius wurde nach Konstantinopel zitiert, wo er dem Beschluss des Zweiten konstantinopoli-schen Konzils von 553 (5. ökumenisches Konzil) zustimmen musste. Im Zuge der Verhandlungen über die drei Kapitel wurde Vigilius, nach seiner Flucht in die Konzilskirche von Chalkedon, gewaltsam zur Rückkehr nach Konstantinopel gezwungen. Dort angekommen brach Justinian sein Ver-sprechen, Vigilius nicht mit den »Drei Kapiteln« zu belästigen. Daraufhin wurde das 5. Ökumenische Konzil einberufen, um die Drei Kapitel abzu-handeln. Vigilius weigerte sich strikt, am Konzil teilzunehmen, wenn nicht mehr Bischöfe aus dem Westen anwesend seien. Die Bischöfe kamen nicht, und das Konzil schloss sich der Verurteilung durch Justinian an. Erst als Vigilius diesem Beschluss beigepflichtet hatte, durfte er sich auf die Rückreise nach Rom begeben, wobei er in Syrakus verstarb“, am 7. Juni 555 [wiki → Dreikapitelstreit].

Die theologischen Spitzfindigkeiten lägen längst ad acta, wäre nicht das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit, 1870, fast daran gescheitert, dass Vigilius einstens ‘umgefallen’, also keineswegs in Glaubensdingen unfehlbar gewesen ist. Auch im Häresiestreit mit der Pius-Bruderschaft (seit 1975) ging es um die Unfehlbarkeit und um Papst Vigilius.

Literatur

- Brumat Dellasorte, Gabriella (2005-2010): *Aquileia und San Canzian*; Venedig (Fo-tografien von Alessio Michele und Gabriella Brumat Dellasorte)
- Fink, Humbert (1980): *Venetien zwischen Gardasee und Istrien. Der Doge kam nur bis Asiago*; München
- Illig, Heribert (2013): Aquileia und Grado. Zwei konkurrierende Bistümer vom frü-hen Christentum bis zum Hochmittelalter; *Zeitensprünge* 25 (2) 353-382
- (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düs-seldorf
- (1993): Langobardische Notizen I. Urkunden, Stuckfiguren und kaiserlose Städte; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (2) 41-56
- Leisering, Walter (¹⁰²2009): *Historischer Weltatlas*; Wiesbaden
- Marocco, Ezio (o.J., 2000): *Grado. Ein kunsthistorischer Reiseführer*; Triest
- Rempel, Hans (1989): *Die Rolandstatuen. Herkunft und geschichtliche Wandlung*; Darmstadt
- wiki = *Wikipedia Freie Enzyklopädie* → Artikel

Protokoll der Podiumsdiskussion am 14. Mai 2013 im Meerscheinschlösschen der Karl-Franzens-Universität in Graz

Die einzige vom Veranstalter aufgezeichnete Podiumsdiskussion zum erfundenen Mittelalter wird hier nun vollständig wiedergegeben, wobei die Tonspur technisch bedingt mehrmals unterbrochen ist.

Festsaal mit ca. 160 Zuhörern, einem Team aus Kamera- und Tontechnikern sowie fünf Personen auf dem – nicht vorhandenen – Podium. Da die Teilnehmer keine Statements abgelesen, sondern aus dem Stegreif formuliert haben, wurden bei der Verschriftlichung durch Heribert Illig reine Füllworte, nicht weitergeführte Satzteile und Wiederholungen weggelassen, Dialekteinsprengsel 'übersetzt' sowie kleine grammatikalische Fehler stillschweigend korrigiert. Notwendige Korrekturen stehen in eckigen Klammern. Außerdem wurde das eine oder andere „und“ durch einen Punkt ersetzt. Eigentlich notwendige Wortumstellungen wurden nicht durchgeführt.

Pink: Einen wunderschönen guten Abend, meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen. Ich begrüße Sie recht herzlich zu einem hoffentlich unterhaltsamen und spannenden Abend im Rahmen der *Coverstory*. Ich darf meine Kollegin vorstellen: [Dr.] Elisabeth Holzer.

Holzer: Und ich darf meinen Kollegen vorstellen: Oliver Pink.

Pink: Bevor wir starten, wie immer das Obligatorische. Wir bedanken uns bei der 7. *fakultät*, vor allem beim Magister Andreas Schweiger, dass er uns wieder die Möglichkeit gibt, hier eine Veranstaltung im Rahmen der *Coverstory* zu machen, und auch bei der *Bank Austria*, die das heute finanziert oder mitfinanziert hat.

Holzer: Ihnen allen erstens herzlichen Dank fürs Kommen, für Ihr Interesse. Ich wünsche uns und Ihnen eine spannende Diskussion heute Abend. Wenn Sie Fragen haben, einfach melden. Wir werden auch Zwischenrufe in den Diskussionsrunden mit den Diskutanten auf dem Podium, Frageunden einschieben. Vor allem aus einem Grund: Nach der ersten Runde hier am Podium, die eine knappe Viertelstunde dauern wird, werden wir schon die Fragen ans Publikum geben, weil ein Teil von Ihnen relativ bald weg muss zu einer anderen Veranstaltung. Den Kolleginnen und Kollegen möchten wir auch die Chance geben, Fragen stellen zu können.

Pink: Deshalb haben wir das Programm ein bisschen umgestellt. Wie gesagt,

Sie können trotzdem zwischendurch, wenn es passt, Hände heben. Wir versuchen das irgendwie einzuschieben.

Wir schreiben heute den 14. Mai 1716 – oder doch nicht? Das behauptet zumindest unser Gast aus Deutschland heute, Dr. Heribert Illig, der vor 17 Jahren ein Aufsehen erregendes Buch veröffentlicht hat, das sich mit dem Thema Zeitfälschung, der Kritik an der Datierung und der Archäologie und überhaupt in der uns bekannten Geschichtsschreibung befasst.

[Kurze Aufnahme-Unterbrechung]

[Es hat Aufsehen erregt] nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern erstaunlicherweise auch bei Historikern und Archäologen. Ich darf Ihnen als erstes den Mann vorstellen, der die Geschichte des Mittelalters und nicht nur diese neu schreiben will, Dr. Heribert Illig, herzlich willkommen!

Holzer: Wir haben natürlich auch zwei Gäste hier, die sich ebenfalls gut mit dem Mittelalter auskennen. Sie sind beide Professoren an der Uni Graz. Dr. Manfred Lehner, wenn ich Sie nach vorne bitten darf. Er ist Dozent am Institut für Archäologie der Karl-Franzens-Uni Graz, hat sich habilitiert zum Thema Siedlungskontinuität Binnennoricums/Karantaniens und ist Vorstandsmitglied der *Österreichischen Gesellschaft für Mittelalter-Archäologie*. Herzlich willkommen! Auch unser dritter Gast ist ein ausgewiesener Mittelalterexperte, Prof. Dr. Johannes Gießauf. Er ist Assistenzprofessor am Institut für Geschichte der Uni Graz, er ist Mitglied des *Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* und seine Schwerpunkte sind die Geschichte der Mongolen und der Hunnen. Herzlich willkommen!

Pink: Herr Dr. Illig, Sie haben promoviert in Germanistik, sind also sozusagen keiner vom Fach, kein Historiker. Sie haben erstaunlicherweise in einer Bank gearbeitet, als Systemanalytiker. Das ist ja heute nicht so etwas Positives, wenn man in einer Bank arbeitet, in Zeiten wie diesen. Sie haben sich ab 1988 als Autor und Verleger betätigt, haben eine Zeitschrift herausgegeben, *Zeitensprünge*, zu Chronologiekritik und haben sehr viele Bücher zum Thema Chronologie und Prähistorie, Ägyptologie und später zum frühen Mittelalter verfasst.

Sie sagen, 300 Jahre sind zu viel, genauer gesagt: 7. bis 9. Jahrhundert hat es nicht gegeben, sie sind keine Geschichte, und Karl der Große hat nie existiert. Herr Dr. Illig, warum ist unsere Geschichtsschreibung, vor allem im Mittelalter, falsch?

Illig: Meine Überlegungen gingen aus von Kalenderbetrachtungen. Der julianisch-gregorianische Kalender hat eine Fehlstelle – das nenne ich mal so –, die 1582 bei der Kalenderkorrektur auftrat. 10 Tage wurden korrigiert, 13 hätten es sein müssen. Das war für mich ein Hinweis darauf, dass es

mit der Chronologie vielleicht nicht zum Besten steht. Ich kam von Vorgeschichte, Ägypten, altem Griechenland, Mykene, auf diese Weise zum Mittelalter, übertrug die früheren Überlegungen aufs Mittelalter. Ich fragte mich: Kann es möglich sein, ist es nicht völlig absurd, dass im frühen Mittelalter, besser gesagt, irgendwo zwischen Cäsar und der Gegenwart, eine Dunkelstelle ist? Dafür bot sich das frühe Mittelalter an, weil es bekannt ist als dark age, als Dunkle Jahrhunderte. Ich fing dort zu bohren an. In Byzanz zeigte sich sehr schnell, dass mehrere Jahrhunderte zumindest durch Bauten überhaupt nicht abgedeckt werden.

Dann schaute ich in den Westen, und da störte gewissermaßen Karl der Große. Vor ihm Dunkelheit, nach ihm Dunkelheit, und er dazwischen als leuchtender Blitz, wie das Gregorovius ausgedrückt hat. Also habe ich mich mit Karl dem Großen beschäftigt, stellte fest, dass es eklatante Differenzen gibt zwischen dem, was Urkunden und Chroniken berichten und was uns der Archäologe und der Bauhistoriker zeigen kann. Daraus erwuchs diese These: Ich entscheide mich empirisch-heuristisch dafür, die Jahre 614 bis 911 zur Disposition zu stellen. Das hat gewisse Auswirkungen, wie Sie sich vorstellen können, nicht nur auf Karl den Großen und Tassilo III. Es geht weiter mit byzantinischen Kaisern, römischen Päpsten, Harun al-Raschid, und so geht die Kette bis zum Pazifik, bis China, dass wir aus unserer Sicht – uns ist in diesem Fall die Autoren der Zeitschrift *Zeitensprünge* –, den Eindruck bekamen, es ist tatsächlich eine durchgehende Dunkelzone, die sich im Lauf der Gesamtchronologie darstellt. So ist diese These [19]92 im kleinen Rahmen, 94 im mittleren, 96 dann nicht von einem Fachverlag, sondern von einem großen Verlag aufgelegt worden. Inzwischen sind wir bei 21 Auflagen und über 100.000, was für ein durchaus mühselig zu lesendes Buch nicht schlecht ist. Ich hatte das Glück, ein Millennium endigte und da kam die Frage, die Sie ja stellten: Leben wir heute 1713, 1716 oder wann immer? Ich bin jetzt freudig überrascht, dass vor Ende des dritten Millenniums diese Frage wieder aufgeworfen wird, und bin noch freudiger überrascht, dass über uns Kronos persönlich seine Sense schwingt, um hier über die Chronologie zu wachen [*Hinweis auf das Deckenfresko im Saal*].

Holzer: Herr Professor Gießauf, was sagt der Mittelalterexperte zu diesen Theorien?

Gießauf: Prinzipiell muss ich dem Autor ein großes Kompliment machen, weil er eine Unzahl von Anregungen für das Fach geliefert hat, eine Diskussion losgetreten hat, die, wenn man von einigen Polemiken absieht, durchaus eine interessante Richtung genommen hat. Und er hat im wahren Sinn des Wortes aus dem – wenn Sie jetzt schon bei 100.000 Auflage

sind – Kapital geschlagen, was der Mediävistik ein bisschen Bauchweh bereitet, und er hat sehr geschickt in seiner Art zu formulieren und Dinge darzustellen, seine Finger in offene Wunden gelegt.

Es gibt nichts daran zu beschönigen, dass das Frühmittelalter viele Problemzonen hat, jetzt nicht von seiner äußeren Erscheinungsform her, sondern von der Quellensituation, von der Frage, wie gewisse Dinge interpretiert werden können. Aber es ist nicht diese große Dunkelheit, die bei Heribert Illig unterm Strich – glaube ich – herauskommt, sondern es sind doch deutlich wahrnehmbare Flashlights in dieser Zeit erkennbar, die jetzt quellenkundlich auf einem Fundament stehen, das es mir nicht ermöglicht, seiner These zu folgen und einiges gänzlich zu streichen oder andere Dinge in Frage zu stellen.

Wo ich ihm wohl folge, ist, dass das Frühmittelalter und die Forschung des Frühmittelalters ihre Probleme hat, wenn es Diskontinuitäten zu erklären gilt, wenn es darum geht, quellenarme Zeiten mit Inhalt zu befüllen, denn das ist letztlich das, was Leser und Leserinnen, Schüler und Schülerinnen haben wollen, dass alles klar, eindeutig und ohne größere Probleme rezipierbar ist. Für die vielen Studierenden, die ich sehe, ist es natürlich auch eine Wohltat, wenn sie bei mir statt 1.000 Jahren nur 700 Jahre zur Prüfung bekämen. Das ist auch der Grund, warum, nachdem ihr Buch erschienen ist – da habe ich gerade an der Universität zu lehren begonnen – die meisten Fragen, obwohl das Buch nicht von allzu vielen in seiner Gesamtheit gelesen worden war, die meisten Fragen in die Richtung gingen: Brauchen wir das wirklich nicht? Und ich musste dann enttäuschen, vielleicht bin ich nur zu konservativ. Von meiner Perspektive und von meinem eigenen Forschungszugang her sehe ich zu viele Dinge, die den Karl als historische Figur mir erscheinen lassen.

Heribert Illig hat für mich eines getan, was bei den Historikern und Historikerinnen vielleicht die größte Gefahr darstellt, wenn sie sich den Quellen annähern. Er ist mit Maßstäben an die Quellen herangegangen, die von modernen, extrem kritischen, reflektierten, in einer Zeit von Medienvielfalt und Informationsaustausch geprägten Prämissen ausgeht und zu wenig den Zeithorizont, die Mentalität und vor allem die Gegebenheiten des Frühmittelalters in Betracht zieht, wie Menschen miteinander kommunizierten, interagierten, wie sie darüber reflektierten, und was vor allem für sie wichtig war, späteren Generationen vielleicht mit auf den Weg zu geben. Nichtsdestotrotz habe ich das Buch mit einigem Wohlgefallen gelesen und ziehe auch meine Lehren daraus, wo ich Punkte ansetzen muss, um meinen Studierenden vielleicht ein bisschen mehr Sensorium für diese Zeit mit auf den Weg zu geben.

Pink: Was sagt der Archäologe, Dr. Lehner zu den dreihundert Jahren? Gibt

es Funde in der Zeit überhaupt? Wir haben gerade gehört, es gibt anscheinend zu wenige.

Lehner: Ich kann mich der ersten Reaktion von Gießauf nur anschließen. Damals hat das vielleicht irgendwie Entrüstung oder Kopfschütteln ausgelöst, in der Mitte der 90er Jahre. Heute, retrospektiv betrachtet, ist es aber so, dass dieses Buch mit Sicherheit, gerade in der Archäologie, einen Forschungsimpetus ausgelöst hat, weil Illig mehr oder weniger gesagt hat: Liebe Leute, die Ihr Frühmittelalter forsch, bzw. die Ur- und Frühgeschichtler eigentlich – nicht die klassischen Archäologen, wie ich einer bin – zeigt mir: Was habt Ihr aus der Zeit? Mit dieser Forderung hat er gewissermaßen in eine Lücke gestoßen bzw. sogar eine offene Tür eingerrannt, weil wir wirklich nicht besonders viel vorzuweisen haben aus dieser Zeit. Es gibt jede Menge Fundgegenstände, Monumente, die in diese Zeit datiert werden. Aber wenn man sich jetzt fragt: Wenn es diese Zeit nicht gibt, könnten die nicht theoretisch auch in eine andere Zeit passen, dann ist es bei vielen so, dass sie theoretisch auch in eine andere Zeit passen könnten, weil gerade Karl der Große, die Karolingerzeit eine Zeit des Rückgriffs auf die Antike ist und weil dann spätere Zeiten im frühen Hochmittelalter auf Karl den Großen zurückgreifen. Insofern würde sich das von der Sachkultur her mehr oder weniger im Kreis drehen.

Retrospektiv ist der Zugang, den man heute zu dieser Phantomzeittheorie hat – wenn das Wort bisher noch nicht gefallen ist –, so, dass man eigentlich dankbar sein muss, weil sie gerade in der Mittelalter-Archäologie oder in der Archäologie des Frühmittelalters einen Forschungsimpetus ausgelöst hat, vor allem in Deutschland. Deutschland ist, was das betrifft, schon ein bisschen unser Vorreiter auch immer, wo es – damals noch, heute ist es nicht mehr ganz so – mehr Geld gegeben hat für die Forschung u.s.w. Herr Illig hat mir gerade vorher gesagt, ein Archäologe hat zu ihm gesagt: Danke, arbeite du und schreibe du nur, und wir bekommen die Förderungsgelder für unsere Projekte, um das Gegenteil zu beweisen. Insofern ist das als Tatsache, als Theorie, als Phantomzeittheorie retrospektiv nicht schlecht zu betrachten.

Die Frage ist jetzt, wie geht man als Archäologe mit so etwas um? Entweder sagen wir: Ja, Illig hat recht und es würde uns einiger Probleme, einiger Datierungsprobleme, einiger chronologischer Unzulänglichkeiten [entheben], die wir ja haben, auch in der Typologie der Gegenstände. Wir haben auch in der Stratigraphie, die unser Gottseibeius in der Datierung, in der relativen Datierung ist, oft Schwierigkeiten. In römischen Städten: Die sind im frühen Mittelalter wohl besiedelt oder vielleicht auch nicht und im Hochmittelalter dann doch wieder, und dazwischen hätten wir gern die Schichten mit den schönen Kulturfunden, wenn Sie so wollen, mit den

Funden des täglichen Lebens, mit dem Müll, den wir ja ausgraben. Leider ist dann dort die berühmte schwarze Schicht, terre noire auf Französisch oder black oder dark earth auf Englisch, dazwischen drinnen, die zwar eine gewisse Mächtigkeit hat. Aber Mächtigkeit kann man nicht direkt auf Chronologie umlegen. Wir könnten sagen; Ja, wir sind dankbar, wir brauchen jetzt keine Dinge in diese Zeit zu datieren und können die vorher und nachher auf Grund ihrer Erscheinungsform durchaus unterbringen.

Die zweite Möglichkeit wäre, dass man sagt, in dieser Zeit haben wir deswegen keine Funde, weil ein gewisser Siedlungshiatos besteht, weil einfach keine Leute da waren, weil keine Kultur im weitesten Sinn passiert an dieser Stelle, an welcher Stelle man auch immer gräbt oder an welcher Stelle man auch immer forscht. Ich spreche jetzt natürlich hauptsächlich von Mitteleuropa. Da hat die Forschung Bedarf, etwas zu tun.

Die dritte Möglichkeit wäre die Herangehensweise, die ich vertrete, offensiv daran heranzugehen, aus der Not eine Tugend zu machen und zu sagen: Es gibt da etwas in der Zeit, nur wir sind noch nicht so weit, dass wir das Zeug erkennen. Wir müssen noch Parameter finden, um die Sachkultur wirklich genau datieren zu können und darin sozusagen einen Forschungsauftrag für die Zukunft zu sehen. Es ist gerade mit dieser AWAREN-Chronologie, die in den späten 90er und 2000er Jahren sich ergeben hat und mit den naturwissenschaftlichen Absicherungen, mit den Datierungsmöglichkeiten doch mittlerweile relativ weit fortgeschritten ist. Aber Zeug haben wir immer noch wenig, das gebe ich zu.

Pink: Vielleicht geben wir Herrn Dr. Illig die Möglichkeit zu einer Replik, bevor wir zu Fragen aus dem Publikum kommen, zu dem, was Sie gerade gehört haben.

Illig: Zum einen würde ich Ihnen widersprechen, wenn Sie auf die finanziellen Vorteile des Chronologiekritikers kommen. Wäre ich bei der Bank geblieben, hätte ich das zehnfache Gehalt.

Pink: Und weniger Ansehen.

Illig: Weiß ich nicht. Wenn ich die Vorwürfe aufsummiere, die sich über mich ergossen haben, bin ich mir nicht sicher, ob das ein echter Vorteil war. Gut, aber zum anderen. Man ließ jetzt beide Sachpunkte hier zusammenreten. Sie haben die Urkunden verteidigt, dann bemängelt, dass ich die nicht aus der damaligen Sicht sähe; Sie haben die Lücken gezeigt.

Es gibt eine Zahl, die nicht von mir stammt, sondern von Albrecht Mann. Der hat alle Urkunden und Chroniken gewissenhaft aufgelistet und stellte fest: Karl der Große hat 313 Großbauten errichtet, also Kathedralen, Klöster und Pfalzen, insbesondere darunter 232 Klöster. Bis jetzt ist mir kein Kloster bekannt, das aus der Karolingerzeit ausgegraben worden ist. Das

ist nicht ein Mangel, sondern das ist grausam, das ist einfach für diese Zeit grausam.

Ich persönlich komme aus München. Wir träumen von einer Agilolfingerherrlichkeit, von unseren Herzögen, die nicht zuletzt in Salzburg regiert haben und in Österreich. Sie sollen auch ungefähr 40 Pfalzen besessen haben. Noch immer kann der Archäologe keinen einzigen Stein einer einzigen Agilolfingerpfalz zeigen. So dramatisch steht die Sache.

Also es geht nicht darum: Wir schieben ein bisschen, strecken oder tun sonst etwas, sondern da sind wir hart am Vakuum. Ein Vakuum verlangt eine Erklärung, und meine Überlegungen waren immer: Wenn ich eine so vor sich hin dümpelnde Zeit hätte, denken Sie an Völkerwanderung oder so etwas, wo keine guten Staatssysteme entstehen, würde ich das ohne Weiteres akzeptieren. Aber wir sprechen ausdrücklich von einer Karolinger-Renaissance. Da geht es auf allen Gebieten los, da soll gebaut werden, da wird ein Bau gebaut wie der Aachener Dom, mit einer Kuppel, die weder vorher gebaut worden ist noch nachher, die Wissenschaften blühen auf, die Literatur blüht auf und – zackbumm – 900 ist alles vorbei. Das Abendland fängt ganz von vorne an. Das ist erklärungsbedürftig, und da habe ich Ihnen die Möglichkeit gegeben, noch viele Forschungsgelder einzufahren.

Holzer: Ich schaue ins Publikum, falls es schon irgendwelche Fragen geben sollte. Jetzt wäre die Möglichkeit, ansonsten machen wir hier vorn einfach weiter.

Pink: Keine bis jetzt.

Holzer: Doch, dahinten, eine.

1. Frage: Ich würde gleich die Frage aufwerfen, wie es mit dem Raum außerhalb von Europa aussieht. Wir haben jetzt Mitteleuropa, zumindest den Bereich Frankreich-Deutschland, wenn wir Karl den Großen hernehmen. Aber wie schaut es außerhalb von Europa aus? Aber wenn die Jahre in Europa fehlen, dann müssen sie woanders auch fehlen. Jetzt haben wir 614, Arabien. Mohammed lebt noch, er ist noch nicht verstorben, wenn man die normale Zeitrechnung nimmt, erst 632. Und 911 gibt es in Spanien eine doch sehr ausgeprägte islamische Kultur. Das heißt, wir haben eine islamische Expansion, die innerhalb dieser 300 Jahre viel kürzer vorstatten geht. Da ist die Frage, was ist dann wirklich von 614 bis 911? Wie kann das in einem Jahr funktionieren?

Die andere Seite. Wenn man jetzt östliches Mitteleuropa hernimmt: 614 gibt es noch Awaren, 911 war bereits vier Jahre nach der Schlacht von Pressburg, wo der bayerische Heerbann vernichtend von den Ungarn geschlagen wurde. Die Magyaren haben sich festgesetzt und haben danach

jedes Jahr Raubzüge durch Mitteleuropa gemacht und 911/12 sind sie bei der Rückkehr nach Ungarn, in der ungarischen Ebene von den Bayern auch wieder geschlagen worden. Das heißt, Sie haben hier plötzlich ein Volk, das hier agiert, anders als die Awaren noch um 614.

Wie schaut es aus mit der Religion, also mit dem Konstrukt der Kirche? Salzburg, 614, gibt es kein Domkapitel, es gibt keine Kirche, es gibt kein christliches Salzburg. 911 haben wir eine doch sehr ausgeprägte kirchliche Organisation, die von Salzburg den Alpenraum überzieht. Das sind nur ein paar Gedankengänge, die ich einbringen wollte.

Pink: Herr Doktor, bitte.

Illig: Da kann ich ungefähr zwei bis drei Bücher referieren; ich versuche mich kürzer zu fassen. Ich fange im Westen an. Sie haben Spanien angesprochen. 711 sollten die Araber die spanische Halbinsel zu erobern beginnen. Faktum ist wiederum: gähnende Leere, was die Archäologie anbetrifft. Die ersten guten Funde gibt es etwa 937, wenn Abd ar-Rahman III. vor Córdoba seine Sommerresidenz errichtet. Sie konnte ausgegraben werden. Ab da sind die Spuren vorhanden. Aber zwischen 711 und – sage ich einmal – 920 bedenklich wenig. Einfach bedenklich wenig: Das kann man immer vielleicht auch anders erklären.

Dann fragen Sie: Wie steht es mit dem Islam als solchen? Ich erinnere daran, ohne die Position zu vertreten: Derzeit gibt es durch [Karl-Heinz] Ohlig und [Volker] Popp in Deutschland eine Richtung, die Mohammed schlicht streicht. Da gehe ich merkwürdigerweise nicht mit, ich streiche nicht alles, was sich anbietet. Sondern wir gehen davon aus: Mohammed dürfte etwas früher gelebt haben. Wir streiten noch, ist er 544 geboren oder war da der Zug von Mekka nach Medina. Da hätten wir eine Vorlaufzeit für den Islam. Das eigentliche Geschehen stellt sich dann einfach dar. Wir müssen bedenken: Etwa gegen 610 ziehen die Perser wieder einmal gegen das byzantinische Reich, alte Kampfzone, die da immer wieder ausgebrochen ist. In diesem Fall ziehen die Perser durch Ostanatolien, Syrien, Palästina. Es passiert das Furchtbarste, was den Christen passieren konnte: Die allerheiligste Kreuzreliquie wird 614 in Jerusalem geraubt. Danach ziehen die Perser weiter bis Ägypten, angeblich sogar bis Tunesien, Libyen, in diesen Bereich hinein.

Hier würde ich ansetzen: Die Perser ziehen schlicht und einfach bis zur Meerenge von Gibraltar und dort setzen sie mit ihren verschiedenen Hilfsvölkern über, erobern Spanien. Dann passen auch die Omayyaden wiederum dort in Spanien [mit denen im Osten] zusammen. Damit würde beispielsweise geklärt, dass es islamische Münzen gibt im frühen 10. Jahrhundert, die noch Personendarstellungen tragen – in der herkömmlichen Lehre völlig unvorstellbar. Damit würde erklärt, dass der Islam Iran über-

haupt erst im 10. Jahrhundert erreicht. Das wird bislang damit erklärt: Die Araber waren tolerant, sie haben Steuern auferlegt; wer den Glauben nicht annehmen wollte, habe mehr Steuern gezahlt. Aber de facto ist im Iran im frühen 10. Jahrhundert noch kein Islam zu finden, im östlichen Iran noch später. Das wäre also ein Modell, das zugleich erklären würde, dass wir in Spanien keineswegs eine arabische Kultur haben, sondern eine persische. Es ist zu unterscheiden: Was dort gebaut wird, ist von der Architektur her syrisch-persisch; eine arabische Baukultur in dem Sinn fällt uns sehr schwer zu definieren. Die Mosaik e waren ohnehin byzantinisch. Also so wäre die Abdeckung dieses Raumes.

Sie fragten dann mit der Kirche. Da wird es unendlich. Wir Baiern stellen sofort fest: Wir sind viel zu oft christianisiert worden. 390: Wir gehörten zu Noricum und Raetien, gleich betrachtet. Wir hatten eigentlich Staatschristentum ab 390, grosso modo. Dann kommt Theoderich, der zumindest de nomine über Bayern und Österreich regiert hat. Da hätten wir Arianismus gehabt. Dann kommen ab 600 die Iren; die kommen dicht gestaffelt: Iren, Angelsachsen, die Schotten, die dann auch Salzburg befruchten – Virgil, Rupert. Wann die Bischofsordnung tatsächlich eingetreten ist, ist durchaus fraglich. Der erste Brief, den der Papst 709 [recte: 716] darüber schrieb, wurde als Fälschung bezweifelt; nicht von mir, sondern in der allgemeinen Forschung; das ist dann wieder zurückgewiesen worden. Aus unserer Sicht wäre es möglich, dass man die Bistumsordnung im frühen 10. Jahrhundert sich manifestieren lässt. Denn wir haben ein Problem: Die Ungarn, die Sie genannt haben, haben angeblich, vor allem in Bayern, alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Wir haben de facto auch kein agilolfingisches Kloster, keine Kirche, selbst Herrenchiemsee, Frauenchiemsee, die geschützt lagen auf dem See, sollen bei zugefrorenem See von den Hunnen [recte: Ungarn] attackiert worden sein. Dann gab es auch dort keine Überreste mehr, in Herrenchiemsee. Der Kirchenbau beginnt in Mitteleuropa ziemlich präzise mit der Schlacht auf dem Lechfeld. Ab 955 können wir Kirchen zeigen, davor ist es sehr, sehr dünn. Wenn Sie also da, in diesem 10. Jahrhundert, sich vorstellen, eine Bistumsordnung unterzubringen, denke ich, hätten wir eine Chance, das zu bewerkstelligen.

Jetzt fehlt mir noch ein Stichwort, Sie hatten noch eines gegeben

[Kein Anwesender erinnert sich mehr an Awaren und Ungarn.]

Wir hatten also Spanien, Islam, Kirche, Konstruktionen bei der Kirche. Da muss ich anfügen: Die Kirche hat den großen Vorteil: Sie war der Sieger, der die Chroniken geschrieben hat. Nur die Mönche konnten grosso modo schreiben, selbst in den Kanzleien der Kaiser, Könige, Herzöge saßen als Schreiber Priester. Priester konnten verfassen, was sie wollten. Die Kirche besteht bis heute. Wir können davon ausgehen, dass wir ein

Modell haben, das mit Rom konform war. Wem das zu spekulativ ist: Wir – mit mir meine ich mich – ich habe in der Schule nichts über Byzanz gelernt. Byzanz war irgendwo außen vor, ein geheimnisvolles Riesereich, das aber nicht weiter zu behandeln war. Wie die Staatsreligion dort war, wie man sich Kaiser, Patriarch etc. vorstellen muss, das war alles völlig ausgeblendet. Das zeigt: 1054 gab es nun einmal das Große Morgenländische Schisma. Ich habe die Zahl nicht genau im Kopf, aber ich glaube 1069 [recte: 1065] ist es offiziell beendet worden. Da hatte ich schon mein Abitur hinter mir; insofern gab es für mich in der Schule nichts über Byzanz zu lernen. Das heißt, die Kirche hat durchaus Einfluss, selbst auf curriculare Umstände.

Holzer: Um es einmal kurz zusammenzufassen, vielleicht für die, die in diesem Bereich keine Experten sind, so wie Sie. Wenn ich Sie richtig verstanden habe: Sie verteidigen Ihre Theorie dadurch, dass Sie einfach sagen, alle anderen Daten sind auch falsch. Also kann Ihre Theorie nicht falsch sein. Habe ich das richtig verstanden?

Illig: So würde ich es nicht sehen. Ich ging ja davon aus, dass ich sagte: Ich vermisse beispielsweise immens viele Bauten aus einer Zeit. Das ist das Faktum. Diese Bauten fehlen, angeblich eine Hochkultur, die überall blüht, und wenn ich in den Boden schaue: gähnende Leere. Da brauche ich eine Erklärung. Das war mein Antrieb. Ich habe keine Interesse, der Kirche etwas auszuwischen oder sonst etwas. Das war einfach die Diskrepanz. In den Urkunden stehen ungeheuer viele Dinge. Jede Urkunde, die verteidigt wird, ist nie oder fast nie auf der grünen Wiese geschrieben worden, sondern in einem überdeckten Raum. Und von diesen zahllosen überdeckten Räumen müsste doch ein Prozentsatz oder wenigstens ein Promillesatz zu finden sein. Also: Hier, wo dieser Notstand am größten ist oder, hier sind wir uns alle einig, im anschließenden Mittelalter ist es auch noch nicht die tolle Wucht, was wir an Bauten haben. Aber hier ist es besonders eklatant. Deswegen habe ich gesagt: Ich schneide gewissermaßen ein Stück aus der Zeitachse heraus, nämlich diese genannten 297 Jahre, belasse grosso modo die Zeiten davor und danach gleich. Es ist natürlich logisch, dass, wenn ich die Zeiten [neu] zusammengebunden habe, dass da Säume entstehen müssen, die angepasst werden, mehr oder weniger gut. Aber das sind wir von den Urkunden sowieso gewohnt.

Nur als ein Gag. Es gibt drei Meinungen zur Krönung Karls in Rom. Die einen sagen, er hat die Krönung planmäßig über Jahre hinweg vorbereitet, Stichwort: Er empfängt den Papst in Paderborn, 799. Die anderen sagen, er ist heimtückisch, hinterrücks am Weihnachtstag 800 gekrönt worden; der Papst hat ihn überfallen, gewissermaßen mit der Krone. Und die dritte Richtung hat Cusanus, also Nikolaus von Kues vertreten, der sagte: Mir ist

von einer Kaiserkrönung nichts bekannt. Drei Dinge, die allesamt im Mittelalter spielen, wo ich die Gelehrten bemitleide: entweder krönen oder nicht; ein bisschen Krönung – keine gute Sache. Deswegen muss diese kritische Zeit, die ich genannt habe, die muss ganz raus. Dann kann es Verschiebungen geben wie im Islam, weil der nun anders läuft, eine Geschichtsschreibung, die vermutlich erst später über Byzanz influenziert wurde von den Maßnahmen, die hier im Abendland getroffen worden sind. Aber nicht, dass ich sage: Alles ist falsch. Das nicht.

Holzer: Fühlen Sie sich bedauernswert als Mittelalterforscher, Herr Professor Gießauf? Bemitleidenswert hat Herr Doktor Illig gerade die Forscher genannt.

Gießauf: Ich bin jetzt nicht auf Mitleid aus. Ich bin selbst schuld, dass ich diese Zunft gewählt habe. Manche halten Mediävistik für etwas Anstößiges und weichen aus, wenn man sagt, man hätte das. Dabei ist das eine Zugangsweise zu einer interessanten Zeit, wie ich glaube. Ein paar Dinge möchte ich aus meiner Perspektive gerade rücken, wenn Sie hier argumentieren. Zum einen fällt es mir schwer anzunehmen, dass, wie Sie in der letzten Erklärung und im letzten Statement angedeutet haben, die islamische Geschichtsschreibung einen byzantinischen Impetus gebraucht hätte, um überhaupt in Gang zu kommen und deswegen von den dort fehlgeleiteten oder bewusst gefälschten Datenkonstrukten aus sich seine eigene Geschichte gebaut hätte. Da unterschätzt man die arabischen Kenntnisse, die jetzt nicht aus den europäischen und den byzantinischen Kontakten resultieren, die diese Kultur, diese neue Religion genommen hat, sondern die letztlich auf östliches Vorbild des indischen Raums und dann wieder über Vermittlung dieses indischen Raums bis in die selbstdefinierte Nabelmitte der Welt, ins Chinesische hinein reicht. Ich traue den arabischen Historiographen, Theologen und Schriftstellern nicht zu, dass sie sich eine eurozentrierte und byzanzzentrierte, falsche Geschichtsschreibung selbst oktroyieren lassen und von dort aus ihre eigene Zeit fehlzuberechnen, was ja der logische Schluss wäre, der aus dem zu ziehen ist, wenn man sich hier anpasst oder anlehnt.

Das Zweite ist: Ich kann von mir aus mit Ihrer These leben, dass wir den Kalender korrigieren, auch wenn wir von unterschiedlichen Prämissen bei dieser Chronologie-, dieser Kalenderkorrektur ausgehen. Sie wollen zurück bis Cäsar, ich will nur bis ins frühe 4. Jahrhundert mit dem Ostertafelstreit, der hier auf dem ersten Konzil in Nicäa geklärt wurde, wenn auch nicht in einer befriedigenden Art und Weise, aber jedenfalls der Ausgangspunkt dafür war, was dann Gregor XIII. 1582 bei seiner Kalenderreform als zu reparierendes Übel in das Blickfeld genommen hat, letztlich

auch seine Gelehrten hat darüber entscheiden lassen, wie viele Tage im Oktober des Jahres 1582 zu streichen sind. Da haben wir unterschiedliche Ausgänge bei der Theorie, der Forschungslage.

Was mich ein bisschen weniger wohlgestimmt macht, ist, dass Sie mir den Karl wegnehmen wollen. Ich habe eine unglaubliche Sympathie für Karl den Großen. Ich halte ihn für einen extrem durchtriebenen Politiker, aber Historiker sollten nicht werten, sie sollten eher versuchen, den Dingen auf die Spur zu kommen, einen objektiven Zugang, vielleicht ein bisschen deskriptiv zu arbeiten. Aber wenn Sie sagen, dass es hier Widersprüche in den Quellen gibt, so finde ich das geradezu spannend, das ist für mich geradezu ein stichhaltiges, überzeugendes Argument, dass es nicht eine Linie gibt, nicht einen Mainstream, eine Überlieferungsvorgabe, wie es denn gewesen sein muss, sondern dass es hier unterschiedliche Perspektiven, auch zu unterschiedlichen Zeiten gegeben hat, auf diese Ereignisse zu blicken. Die einen sagen, Karl hat sich gegen die Krönung gesträubt. Sie nehmen die *Vita Karoli Magni* des Einhard her, der natürlich pro-karolisch schreibt. Er verehrt diesen Mann, er schreibt eine Kaiserbiographie in Anlehnung an die Vorbilder des Sueton, also eine kaiserlich orientierte Biographie, die wir literarisch in dieser Zeit eigentlich sonst nicht haben. Nicht, weil es diese Zeit nicht gegeben hat, sondern weil es einfach nicht en vogue war, so zu schreiben, wie in dieser Zeit, die sich auf die Antike erstmals rückzubedenken begann und auch die faktische Macht hatte, diese karolingische Correctio – ich nehme den Begriff Renaissance nicht in den Mund –

[Aufnahme-Unterbrechung]

... tatsächlich ideologisch umzusetzen, was sich dann letztlich auch in den Bauten manifestiert hat. Aber dazu möchte ich Manfred Lehner sprechen lassen, ich will nicht wildern.

Sondern hier gibt es diese Perspektive und auch die andere Perspektive, wenn wir andere Quellen beobachten und anschauen und sehen, dass Karl ganz offensichtlich, ganz sukzessive auf eine Rangerhöhung hingearbeitet hat. Der Mann hat über Jahrzehnte an seinem Image gearbeitet, er ist – wie so viele wohl charismatische Heerführer, Könige, Fürsten, wie immer wir sie nennen wollen – langsam, aber sicher offensichtlich mit dem Erfolg in eine Vision hineingewachsen. Da ist das Wiederbeleben – als Hegemonialmacht, wie es sein Königtum darstellt – eines alten, übersteigerten Titels, der in Konkurrenz zur einzigen damals existierenden Weltautorität, des oströmischen Kaisertums, stand, ein durchaus konsequenter Schritt und auch die Konflikte, die sich daraus ergeben haben. Das zu verschleiern war natürlich sehr viel mehr im Interesse Karls als hinzuschrei-

ben: Rom, das ist meines, das hole ich mir, die Krone brauche ich. Sondern hier wird diplomatisch gearbeitet, hier wird letztlich auch Propaganda geschrieben, hier wird etwas dargestellt, das letztlich die Sieger geschrieben haben. Das war zu diesem Zeitpunkt das karolingische Königtum, das sich selbst übersteigert und überhört hat. Ich glaube, gerade aus dieser Diskrepanz der Quellen, aus der Widersprüchlichkeit können wir so viel interessante Reibungswärme gewinnen, die uns dann ein bisschen Behaglichkeit im finsternen Frühmittelalter verschafft.

Pink: Da frage ich Dr. Lehner, wie schaut es denn wirklich mit Bauten im frühen Mittelalter aus?

Lehner: Ich knüpfe an und zwar an die Behaglichkeit. Es ist ja nicht so, dass es in einem Holzhaus unbequemer zu wohnen wäre als in einem Steinhaus, wahrscheinlich sogar im Gegenteil, teilweise. Mit der Holzarchitektur ist es so: Wir sind zum Glück in der Lage, mittlerweile Holzarchitektur nachweisen zu können, weil nichts dauerhafter ist als ein Loch im Boden. Aber insgesamt erhält sich das schon schlechter.

Es sind a priori die Erhaltungsbedingungen so, dass man das nicht immer findet, diese Promille schon, aber die Prozente wahrscheinlich nicht, die Sie postuliert haben. Zusätzlich ist es so, dass wir natürlich Chancen hätten, Holzarchitektur zu finden, dass gerade aber auf den Burgen – da meine ich jetzt nicht die Krähenester, die Höhenburgen auf steilem Felsengrat, sondern die Burgen, die durchaus auch auf bequemen Bergen liegen, wie der Schlossberg – für die Einheimischen – hier, dass dort im Hochmittelalter Burgen gebaut wurden, ab dem 11. Jahrhundert mit Sicherheit; 10. Jahrhundert ist in der Keramik noch zu fassen, das wäre auch in Ihrem Sinn, und davor wird es dünn. Das Problem ist, dass diese Steinburgen, die gebaut werden – mittlerweile gibt es zwei Steinburgen in Österreich, die vielleicht sogar ins 10. Jh. zu datieren sind, vielleicht drei –, dass, bevor man eine Mauer baut, entweder einen Fundamentgraben macht. Auf den steilen Felsbergen ist kein Platz für Fundamentgräben, da baut man die Burg direkt auf den Felsen bzw. in die Gesteinsspalten hinein die Mauer. Zu diesem Zweck sind dann die Steinburgen gebaut werden im späten 11., im 12., vor allem im 13. Jahrhundert. Es ist unser Problem, dass die Burgberge vollständig hinuntergeputzt werden. Da wird der Felsen nackt gemacht. Wir finden das immer wieder, dass die erste Mörtelfläche direkt am geputzten Felsen ist, d.h. wir hätten nur eine Chance, dort etwas Früheres zu finden, wenn etwas da ist.

Unter vielen Burgen gibt es auch spätantike Höhensiedlungen, die sehr wohl Mauerreste hinterlassen haben und wo dann kleine Teile vielleicht sogar noch eingebaut und wiederverwendet worden sind. Und dazwischen könnte das besiedelt gewesen sein. Wir finden am Burgfuß oft Scherben,

die wir durchaus in die von Ihnen in Frage gestellte Zeit gerne datieren würden. Das sind aber einzelne Streufunde, die man als solche nicht datieren kann. Wenn ich sie dem Spezialisten zeige, dann sagt er: Ja, das ist 5., 6. Jahrhundert, und wenn ich den gleichen Scherben der anderen Spezialistin zeige – im konkreten Fall ist die Geschlechtlichkeit genau umgekehrt, aber das macht ja nichts –, dann sagt er: Ja, das ist spätes 8., 9. Leider ist es so, dass wir in der Sachkultur oft so sind, dass wir auf Grund unserer Typologien – auch diese Methode ist schon als relativ-chronologische Methode in Frage gestellt worden – nichts Deutliches sagen können. Auf jeden Fall ist das hinuntergeputzt; das liegt am Burghang und zwar auch auf bequemen Bergen, die nicht so besonders hoch sind.

Pink: Wenn ich kurz einhake. Ist das nicht grundsätzlich ein Problem und spricht für die These von Dr. Illig, dass man als Archäologe nie genau sagen kann – wie Sie gerade gesagt haben: Das ist 5., 6. Jahrhundert, der nächste sagt: Das ist 8., 9. Da hätten wir eigentlich fast die 300 Jahre, quasi als Hausnummer. Das würde dann die Theorie unterstützen, irgendwo.

Lehner: Das ist leider so. Es würde die Theorie nicht unterstützen, weil ich von meiner Warte, wie gesagt, den positiven Forschungsansatz vertrete und sage: Da war etwas; wir müssen nur noch lernen, wie es ausgeschaut hat. Aber wie gesagt, wir haben größere Schwierigkeiten als die Historiker, die Phantomzeit zu falsifizieren. Das gebe ich durchaus zu.

Und gerade diese Agilolfingerpfalz von Salzburg: Da soll z.B. auf der Feste Hohensalzburg eine sein. Wenn das ein bequemes Holzbauensemble war, ist das weg, weil dann die hochmittelalterliche Burg darübergebaut ist. Es ist eine urkundliche Erwähnung, natürlich wieder aus der in Frage gestellten Zeit, aber da haben wir das Problem der Nachweisbarkeit.

Vielleicht noch ein ganz kurzes Wort zu den anikonischen Darstellungen auf den islamischen Münzen. Natürlich ist eine Münze ein sozusagen öffentliches Dokument. Aber es scheint doch der frühe Islam, was die Bildwelt betrifft – vielleicht verwende ich sogar das Wort – einigermaßen laizistisch gewesen zu sein, weil es in diesen Wüstenschlössern, in Jordanien, in al-Heir al-Gharbi zum Beispiel: Dort gibt es nackte, tanzende Frauen und alles mögliche, das man nicht unbedingt im Bilderverbot des Islam erwarten würde. Es ist nicht so, dass es prinzipiell gar keine ikonischen Darstellungen hat.

Illig: Genau aus dem Grund sind Ohlig und Popp der Meinung, dass sie überhaupt noch nicht islamisch sind, schlicht und einfach. Das ist nicht meine Meinung, sondern das wird derzeit in der Islamkunde diskutiert.

Ich darf dann ein bisschen polemisch sagen, wenn Sie sich mit Holzkonstruktionen retten wollen. Was wir dem Karl zuschreiben: eine Steinpfalz

in Aachen, eine Steinpfalz in Ingelheim, eine Steinpfalz in Nimwegen, dann ist das ziemlich am Ende, was wir haben. Er baut in Stein, und warum seine anderen Pfalzen alle aus Holz sein sollen, wäre für mich sehr fraglich. Aber ich bin jetzt provokant und sage: Wir haben in Straubing, nur in Straubing im Gäuboden mehr bronzezeitliche Holzkonstruktionen nachgewiesen, aufgedeckt, als die gesamten Agilolfinger jemals bieten können. Das heißt, wir haben in viel älteren Zeiten, die uns viel ferner stehen, viel präziser Holzbauten nachgewiesen, als es in dieser späteren, frühmittelalterlichen Zeit auch nur annähernd der Fall wäre.

Lehner: Das liegt zum Teil an den später überbauten Stellen.

Illig: Ich will Sie jetzt nicht überzeugen.

Lehner: Nein, nein.

Illig: Hier ist der Punkt. Jetzt müssen wir interpretieren und man kann klüger oder weniger klug interpretieren. Ich kann nur deutlich machen: So wie man glücklich ist, dass man sehr viele Gedanken über die Krönung und ihre Facetten verschwenden kann oder intensivieren kann. Ich sage: Vorsicht, bevor wir uns in all diese Dinge verlieben.

Aber ich möchte einen Fall von Ihnen aufgreifen. Der wäre bei meiner These revolutionär, weil ich habe als Urheber byzantinische Kaiser und vor allem Otto III., die die Zeit, die Uhr vorgedreht haben sollen. Was ich bei Erstellung meiner These nicht wusste, war, dass der Islam die schönste Spur dazu im Grunde liefert. Sure 21 [recte: 18], al Khaf im Koran, ist die Höhle und was ist das? Das ist die Erzählung, dass damals verfolgte Christen in eine Höhle gehen; sie schlafen ein, sie stehen wieder auf, treten unters Volk, zahlen mit Münzen – ein Aufschrei: Das sind Jahrhunderte alte Münzen. Sie werden vor den Kaiser geführt, man stellt fest, diese Menschen haben 300 Jahre geschlafen. Der Koran ist ganz präzise, er sagt 300 Jahre und 9 dazu. Die 9 sind die Umrechnung auf Mondjahre. Jetzt könnte man sagen: Hier ist die Keimzelle, der Islam hat es selber gewusst. Es geht aber natürlich noch eine Stufe zurück, gerade weil die Umrechnung dabei ist. Das ist eine byzantinische Erzählung gewesen, die sehr wohl der Islam übernommen hat und die ihm dann so wichtig war, dass er sie in den Koran aufgenommen hat und um den Hund ergänzt hat, der sich mit den Schläfern synchron immer mitdreht. Auf jeden Fall haben wir ganz erstaunlicherweise dieses Motiv.

Als ich meine 297 Jahre vorgeschlagen habe, hatte ich keine Ahnung davon und bin in Salzburg [2000] bei [Prof. Heinz] Dopsch und [Prof. Hermann] Fillitz zuletzt aufgelaufen, weil ich keine entsprechende Literaturstelle nennen konnte. Danach kam alles gerannt und sagte: Aber es gibt den Mönch von Heisterbach. Der geht auch kurz in den Klostergarten und

kommt nach dreihundert Jahren zurück, zerfällt anschließend zu Staub. Es gibt diese Erzählungen, die tatsächlich – man könnte es falsch nennen – eine Relativitätstheorie der Zeit im frühen Mittelalter präsentieren. Dass hier die Zeitachse besteht, andere überspringen drei[hundert] Jahre, stoßen dazu; das Dilemma ist natürlich nur durch Tod lösbar, anders kann das nicht gehen. Auf jeden Fall, das wäre das Interessante. Ich denke, dass der Islam, so wie er den Felsendom sich von byzantinischen Baumeistern bauen ließ, so wie er sich die Moschee in Damaskus bauen ließ: Der Islam hat am Anfang sehr wohl gewusst, was er von Byzanz hat und wovon er profitieren kann. Bleiben wir offen, was immer da das Bessere sein wird.

Holzer: Bleiben wir noch einmal bei Otto III. Wenn ich Sie richtig verstanden habe in Ihrem Buch, dann ist Otto III. der Kaiser, der gemeinsam mit Papst Silvester diese ganzen drei Jahrhunderte übersprungen hat. Die beiden haben das vorgegeben, mehr oder weniger. Habe ich Sie soweit richtig verstanden? Erste Frage: Warum? Was haben die beiden davon beziehungsweise wie soll das gemanagt sein?

Illig: Zunächst für die, die nur ansatzweise irgendetwas kennen. Ich habe einen Haufen Bücher darüber geschrieben. Das erste Buch war archäologisch bezogen, das war *Das erfundene Mittelalter*. Das zweite war klar davon abgetrennt, nannte sich *Wer hat an der Uhr gedreht?* Das ist jetzt im Grunde psychologisch, Krimi. Wem kann ich ein Motiv unterstellen? Wie weit kann ich das Motiv untermauern? Da ist jetzt die Sachlage sehr viel schlechter als im ersteren Fall. Wenn ich mit Pfalzen auftrumpfe, die fehlen, dann bin ich auf sicherem Boden. Aus meiner Sicht braucht man viele Erklärungen dafür, um diesen Sachverhalt verständlich zu machen. Jetzt sind wir in einem Bereich, wo es schwieriger wird. Mir ist Otto III. aufgefallen als der, wo die drei Großmächte der damaligen Zeit, des ganzen Mittelalters an einem Strang zogen. Das war sehr selten. Kaiser und Papst waren öfters verfehdet, als an einem Strang zu ziehen. Mit Byzanz ging nach 1054, nach dem Schisma ohnehin nichts mehr. Otto hatte die große Gelegenheit. Er hat eine byzantinische Mutter, er ist logischerweise Sohn eines – deutsch kann man noch nicht sagen – eines ansatzweise deutschen Kaisers und er ernennt den Papst. Er hat mit Silvester II. vermutlich den besten Gelehrten seiner Zeit als Lehrer gehabt. Er hat ihn gefördert, und Gerbert hat sogar – damals hieß er noch Gerbert – im ersten Anlauf abgelehnt, sagte: Der Papstthron interessiert ihn nicht. Daraufhin hat Otto etwas getan, wovon die heutige Kirche träumen würde. Ein 16-Jähriger hat einen 24-jährigen Papst ernannt. Die beiden hätten also zusammen 60 Jahre gemeinsam agieren können. Dummerweise starb dieser Neffe von Otto III. sehr bald, wie es in Rom des öfteren passierte, wenn fremde

Mächte sich dort einnisten wollten. Daraufhin hat er Silvester ernannt. Silvester II., der sich sehr wohl in Beziehung zu Silvester I., das war der Papst für Kaiser Konstantin den Großen, sah, der kannte arabische Wissenschaft, war – glaube ich – in Salamanca ausgebildet, kannte Astrolabium, Abacus, hat als erster die arabischen Ziffern verwendet, die sich aber nicht durchsetzten, weil die Null nicht dabei war. Er kannte sich auf jeden Fall aus mit dem, was man unter Computistik versteht, die Osterrechnung. Er wäre der Mann gewesen, der das bewerkstelligen hätte können, der wusste, was er tut, wenn er die Uhr vordreht.

Was wäre dann der Zweck gewesen? Er kommt nach heutiger Sicht im Jahre 999 auf den Papstthron, nach meiner Rechnung wäre das 297 Jahre früher. Er sagt jetzt, das unterstelle ich: Otto III., wir wollen das friedvolle, letzte Jahrtausend der Weltgeschichte beginnen. Das war die Vorstellung, als Stellvertreter Jesu Christi ein Jahrtausend regieren zu können. Ich würde gern anschließend die alte Prophezeiung auf den Tisch legen, die den Mediävisten nun mehr als Mühe macht, wo es um das Krönungsdatum von Karl geht. Hier geht es um dieses heilsbringende Jahr 1000. Und bereits im Januar des Jahres 1000 siegelt Otto III. anders. Er ist nicht mehr Augustus, sondern er ist servus servorum. Die Formel, die heute die Päpste haben: der Knecht der Knechte, er, der Jesus dient. Das wäre das Motiv, das ich unterstelle, aber wie gesagt, es hat keineswegs die Härte eines fehlenden Pfalzsteines, sondern da lasse ich beliebig mit mir diskutieren. Wer da etwas klügeres weiß, herzlich gerne. Da kann man sich Gedanken machen.

So war das, was ich mir vorstellte, dass hier der Papst [agiert], Byzanz muss folgen, das ist klar. Dann ist es nach meiner Meinung wiederum so: Das Christentum ist mit hohem missionarischen Eifer ausgestattet; es hat sich sukzessive über die Alte Welt ausgebreitet und bringt natürlich seine Chronologie mit. Wir finden da und dort deutliche Hinweise darauf, dass irgendwann Länder wie beispielsweise Georgien oder Armenien sich angepasst haben an diese Zeitrechnung. So beispielsweise der berühmteste Gelehrte Armeniens, Moses von Khoren, Khorenatsi genannt. Er lebt nach eigenen Angaben im 3. Jahrhundert, und die anderen sagen, er muss im 6. Jahrhundert gelebt haben, anders geht das nicht. Es sind solche Dinge, die dann auftreten. Deswegen, wie gesagt, das Motiv: ein letztes heilbringendes Jahrtausend, weil die Christen nun einmal so gerechnet haben. Das würde ich gerne kurz illustrieren, aber ich lasse es jetzt weg.

Holzer: Otto und Silvester packeln miteinander, sagen: Wir leben jetzt im heilbringenden Jahrtausend, wir zwei. Und wie haben sie es umgesetzt? Wie haben sie das geschafft, dass sie den vielen, vielen Schreibstuben des Mittelalters beibringen: Freunde, es ist jetzt nicht mehr 614, 714, 780 oder

was auch immer. Wir leben 999, ab sofort. Wie ist das gegangen, wie ist das gemacht worden?

Illig: Ich war nicht dabei, aber ich würde es so machen: Ich würde ein Skelett skizzieren, eine Regentenliste und eine Papstliste, die zunächst einmal diese leere Zeit ausfüllt. Das ist horror vacui; eine Leere will immer gefüllt sein, also brauche ich Regenten. Hinein lege ich als Krönung Karl den Großen, gigantisch, alle späteren Könige und Kaiser können ihn brauchen. Sie sitzen auf den Schultern eines Riesen. Die Päpste sagten: prima, denn wir haben ihn gekrönt und gesalbt, also selbst über diesen Menschen hatten wir noch die Macht. Beide [Seiten] profitieren von dieser Konstruktion. Jetzt fange ich an. In den Klöstern werden die Chroniken ergänzt, umgeschrieben, erweitert. Das ist nicht so aus der Luft geholt, wie es den Anschein hat.

Da habe ich Unterstützung durch einen NASA-Ingenieur – das klingt jetzt sehr dumm, aber es steckt etwas dahinter. Die NASA brauchte genaue Daten über die Mondbewegung und man ließ sich einfallen, dass man alle Sonnen- und Mondfinsternisse aus den mittelalterlichen Chroniken sammelt, vergleicht, und daraus kam dann die Theorie, der Mond beschleunigt langsam. Das war für die Raumfahrt wichtig, dass die Geschwindigkeit des Mondes nicht zu allen Zeiten gleich war und auch heute berücksichtigt werden muss. Bei der Gelegenheit hat dieser Robert Russell Newton festgestellt: Es ist ganz merkwürdig, wie diese Sonnenfinsternisbeobachtungen, die immer nur regional möglich waren, durchgereicht wurden, manchmal von Sizilien bis Schottland.

Er stellte dabei etwas fest, das ganz auffällig ist. Die Fehler passieren weniger beim Tagesdatum und beim Monatsdatum als beim Jahresdatum. Da klingelten bei mir alle Alarmglocken, denn wenn ich eine Chronik fortlaufend schreibe, jeden Tag etwas aufschreibe oder jeden Monat einen Rückblick oder selbst jahresweise – da kann ich mich in Tag oder Monat irren, aber nicht im Jahr. Wenn aber gerade bei der Jahreszahl auffällig die meisten Fehler passieren, kann das nur bedeuten, dass eine Chronik weitergegeben wurde in ein nächstes Kloster und die haben dann eine lange Strecke abgeschrieben, korrigiert und dabei dann Jahreszahlen durcheinander gebracht. Das wäre niemals passiert, wenn sie fortlaufend ihre Chronik geschrieben hätten. Wir sollten darauf achten, dass in diesen Schreibstuben auch Dinge passiert sind, die wir uns nicht vorstellen können und wollen. Aber da gab es auch früher schon – wie war der Name? – einen der besten Urkundenforscher [Harry Bresslau], dem dann buchstäblich die Hutschnur platzt und immer wieder sagt: Diese mittelalterlichen Notare sind einfach zu dumm, können sich ihre Jahreszahlen nicht merken und immer wieder machen sie Fehler u.s.w. Da sind erstaunliche

Funde möglich. Wie gesagt, das kann man alles natürlich weginterpretieren, aber man kann es auch als Fakt nehmen.

Holzer: Professor Gießauf schaut gerade ein bisschen skeptisch.

Illig: Muss er doch.

Gießauf: Muss ich. Es ist meine berufliche Pflicht hier einzuhaken oder auch meine eigenen Vorstellungen dazu zur Diskussion zu stellen, weil sie eigentlich nach Antworten heischen, von Ihrer Seite, wenn Sie das so erläutern. Beginnen wir bei dem Gespann Otto drei, Silvester zwei, ein – wie Sie es darstellen – geniales Fälscherduo, das 300 Jahre in die Geschichte hineinbringt, in einem unglaublich kurzen Zeitraum. Otto III. setzt Silvester II. oder lässt ihn wählen – er kann ihn als Papst nicht einsetzen, da bedarf es eines bestimmten Wahlmodus, der war noch nicht verschriftlicht – das wird Ihnen jetzt auch wieder fehlen, wahrscheinlich, der verschriftlichte Wahlmodus –, der vorschreibt, wie diese Besetzung zu erfolgen hat. Dieser Otto III. lässt also 999 seinen alten Vertrauten, Lehrer, wie auch immer, Gerbert auf den Papstthron wählen, der sich dann ganz programmatisch Silvester II. nennt, in Anlehnung an jenes Gespann, das angeblich – in einer frommen Legende überliefert – zwischen Konstantin und Silvester I. zur Bekehrung des römischen Kaisers und damit der römischen Welt zum Christentum sein Vorbild hat, und das fortsetzen will. Jetzt stirbt mir Otto III. zweieinhalb Jahre später, und Gerbert, wenn er das große Projekt allein weiterzieht, stirbt mir drei Jahre später.

Das ist eine verdammt kurze Zeit, um in allen Schreibstuben der damaligen verfügbaren literaten Welt, die lateinisch zu schreiben in der Lage war, inklusive der byzantinischen Überlieferung, die nach Ihren Vorstellungen auf Grund der Herkunft des Otto III. aus mütterlicher Linie aus Byzanz ebenfalls gleichgeschaltet war, eine Konstruktion auf die Beine stellt, die diese Lücke hin zu einem chiliastischen Weltbild zu drehen in der Lage ist und das glücksverheißende Jahr 1000 auf die Reihe zu bringen. Das daneben von einem Gutteil der Bevölkerung aber mit großer Skepsis, ja mit Sorge und Angst erwartet wurde, denn – Sie zitieren es in Ihren Arbeiten auch – sowohl die christlichen Psalmen als auch der Koran, um auf das wieder zurückzukommen, kennen die Vorstellung, dass ein Tag vor Gott wie ein Jahrtausend sei und hier diese Berechnungen sich ergeben, dass um das Jahr 1000 eine Schaltzeit sei. Wenn wir jetzt dem augustinischen Zeitmodell folgen, das in dieser Zeit wohl den Ton angibt, so wäre, wenn es denn 1000 Jahre sind, und diese sechste Aetas, die sich Augustinus als die längste in seinen Vorstellungen vom Heilsgeschehen erarbeitet hat, mit diesen 1000 Jahren zu Ende geht, dann stehen wir vor der Parusie. Das ist für einen Christen etwas Schönes, zumindest wenn er

gut gelebt hat – wenn er nicht gut gelebt hat, ist es ziemlich daneben –, aber die beiden haben ja gut gelebt, auch wenn sie gefälscht haben, denn das war ja nach ihrer [Ihrer?] Vorstellung ein frommer Akt.

Also ich habe ein Problem mit der Kurzfristigkeit dieses Fälschungsunternehmens und – Sie sagen es selbst in Ihrer Argumentation – ich sehe nichts Verwerfliches daran, dass ich Überlieferungen in den unterschiedlichsten Weltgegenden in ähnlicher Form habe, und wenn diese fehlerhaft sind, in ihrer Fehlerhaftigkeit auch deckungsgleich. Wenn jemand an der Westspitze Irlands in die Klosterchronik etwas hineinschreibt, was er dort als Himmelsphänomen gar nicht gesehen haben kann, weil er es von einem italienischen Annalisten abgeschrieben hat, so ist das durchaus systemimmanent, so funktioniert mittelalterliche Geschichtsschreibung.

Man orientiert sich an autoritativen Texten, schreibt vielleicht die eigene Zeitgeschichte in seinem Kloster, wohl als wichtigste Skriptorien hier zu nennen, weiter, hat aber die vorangegangenen Epochen durchaus als Vorlagen. Wenn die Vorlagen fehlerhaft sind, so nehme ich den Fehler mit. Mittelalterliche Chronisten tun das, was Sie in Ihrem Buch auch ein bisschen tun: Sie schreiben eklektisch. Sie suchen sich das heraus, was ihnen wichtig erscheint, und das sind Himmelsphänomene, das sind Besonderheiten, die irgendwie auf das Einwirken Gottes in das Geschehen des Menschen, der Fingerzeig des Heils im Leben des einfachen Christen erkennbar ist, ganz etwas Besonderes. Und das nehme ich her. So wie Sie Ihre Finger in all' unsere Wunden hineinstecken, so tut es der mittelalterliche Chronist, wenn es ihm darum geht, diese Dinge darzustellen.

Ein Wort noch zu den Urkunden, die Sie auch als Argument angezogen haben. Ich bin vollkommen bei Ihnen: Im Mittelalter wird gefälscht auf Angriff. Da biegen sich die Balken durchaus, wobei Sie mir die mittelalterliche Mentalität des Urkundenwesens zu wenig in Ihre Betrachtungen hineinnehmen. Was ist eine Urkunde im Mittelalter? Wir sind in einer illiteraten Welt. Die Oralität ist das zentrale Miteinanderagieren. Alle Rechtsgeschäfte, alle großen Transaktionen, sei es von der Schenkung großer Grundstücke bis hin zum einfachen Handel um eine Kuh sind einmal a priori mündlich und per Handschlag abgeführt worden. Viele dieser Dinge werden dann in einfachen kleinen Notizen aufgeschrieben; die sind nicht einmal datiert. Da macht sich keiner die Mühe, um sie zu fälschen. Sondern er schreibt dabei – bleiben wir bei Ihren bayerischen Wurzeln, habe ich gerade heute im Proseminar mit meinen Studierenden durchgemacht – eine Traditionsnotiz aus dem 10. Jahrhundert. Die schreiben einfach hin: Herr X schenkt dem Hochstift Passau ein Gut in Y und dabei waren der Ozzig, der Gumpo, der Radolz, der Ingolf und und und ... und noch 20 andere. Wir haben keine Nachnamen von denen, gibt es nicht.

Jetzt sage ich: Den kann ja keiner greifen, wenn ich mit den heutigen detektivischen Maßnahmen, den quellenkritischen hingehe. Da kann keiner selbst unterschreiben, weil er es einfach nicht kann. Da hängt keiner ein Siegel dran, weil noch keiner ein Siegel hat. Aber es ist in einer oralen Erinnerungskultur und das ist natürlich ein kultureller Rückfall, da gebe ich Ihnen schon recht und da wird es dann wirklich ein bisschen dark. Die sind dann zwar nicht alle völlig vernebelt, die Baiern zu dieser Zeit, aber sie haben andere Prioritäten im Leben. Sie sind die Fußkranken der Völkerwanderung – jetzt habe ich meinen ehrenwerten Lehrer Herwig Wolfgram zitiert – und die Fußkranken schreiben weniger

[Gießauf stürzt fast vom Stuhl]

– jetzt bringen Sie mich so in Rage, dass ich vom Stuhl falle – und in dieser oralen Kultur ist die Schriftlichkeit ein Begleiteffekt, eine Begleiterecheinung dessen, wie Gesellschaft funktioniert.

Pink: Haken wir kurz ein. Fassen wir uns in Zukunft ein bisschen kürzer, sonst können wir sitzen bis Mitternacht.

2. Frage: ...Wissenschaftler am Podium. Aber wir haben heute x Methoden, mit denen wir feststellen können, aus welchem Jahr ein Fund stammt, auf mehrere 1000 Jahre hinweg. Stellen die Naturwissenschaftler da auch ein 300-Jahre-Loch fest, wenn sie Funde untersuchen? Gibt es da irgendwelche Untersuchungen darüber, hat da jemand drüber etwas publiziert oder wie läuft das?

Pink: Vielleicht kann das Herr Dr. Lehner beantworten.

Lehner: Es ist natürlich kein 300-Jahre-Loch festzustellen, bei naturwissenschaftlichen Datierungen. Es gibt die Dendrochronologie, damit werden Bäume datiert und damit vergesellschaftete Funde – vielleicht, möglicherweise datiert, da können auch immer ältere dabei sein. Ich rede extra schon aporetisch, um da sozusagen keine Angriffsfläche zu bieten. Bei der Dendrochronologie kann ich sagen: Wenn ich heute einen Baum umschneide, dann habe ich die Jahresringe bis irgendwann zurück, die überlappen sich bis irgendwann zurück. Aber wenn ich das Killerargument verwende, wenn ich sage, heute ist nicht 2013, sondern heute ist 1717, dann habe ich trotzdem alle Jahresringe. Das bringt in dem Fall nichts. Genauso ist es mit der Grönlandeisschichtenzählung, im Endeffekt; das ist dasselbe. Da ist zwar die oberste Schicht von heute, aber wenn heute 1717 ist, sind trotzdem alle Schichten nach unten vorhanden, denn nach unten ist die Zeit offen.

Und die anderen Methoden, also die ^{14}C -Methode und die Thermolumineszenz-Methode – ^{14}C -Methode ist für organische Materialien, Thermolumineszenz-Methode für gebrannte Keramik, für Lehm, für Ziegel, für

Gefäßkeramik auch – haben sehr große Grenzwerte, haben sehr große Schwankungsbreiten, die wiederum mit den im Endeffekt mit der kosmischen Strahlung [zusammenhängen], die von der Sonne nicht ausgeht, aber von der Sonnenaktivität befeuert wird. Sie wissen, da sind einmal weniger Protuberanzen auf der Sonne, einmal mehr. Das geht im Endeffekt davon aus, kommt aus dem All, ist nicht auf der Erde gewachsen und jahresmäßig abgelegt, sondern wird von externen Parametern aus bestimmt. Diese Parameter sind nicht so konstant, dass wir über alle Zeiten hinweg uns vollkommen darauf verlassen können. Man hat die ^{14}C -Methode, wie Sie wissen, kalibriert, mittlerweile, allerdings mittels Dendrochronologie, mittels datierter Jahresringe. An einer kalifornischen Sequoia gigantea – ich konstruiere den Fall ein bisschen – wird ein Jahresring genommen, wird genau zurückgezählt, bis zu 4000 Jahre alt – es gibt 4000 Jahre alte lebende Bäume. Das ist dann 1500 vor Christus, nach der Zählung von 2013 weg. [Die Probe wird] verschickt, alle Labors eichen sich an dieser Probe. Es wird ein Mittelwert genommen. Das heißt, ich habe für das Jahr 1500 v. auf der Dendro-Kurve einen Wert

[Kurze Aufnahmestörung]

Eine Probe aus dem Jahr 1500 v. hat so einen durchschnittlichen ^{14}C -Wert, eine Probe aus dem Jahr 1000 v. hat so einen durchschnittlichen ^{14}C -Wert. Dann wird das organische Material beprobt. Da kommt dann ein so genanntes Radiokarbonalter heraus, das wird before present, vor 1950 gesetzt. Ein Radiokarbonalter kann man dann direkt umlegen. Ötzi – kennt jeder – zum Beispiel hat ein Radiokarbonalter von, ich weiß jetzt nicht, ob es sein Bogen ist oder seine Haare oder seine Haut oder seine Filzpatschen ... Strohschuhe natürlich. Es ist, glaube ich, ein Datum von den Haaren, das wirklich zeitgenössisch ist. Das sind die jüngsten Dinge, die man an sich hat, das hat ein Radiokarbonalter von circa 2600 und durch die darüber gelegte Dendrochronologie-Kurve wird das auf 3200, ungefähr zwischen 3100 und 3200 [v. Chr.] gelegt. Das Problem sind immer noch die Schwankungsbreiten, die einfach in der Messmethode begründet sind und die von der Uneinheitlichkeit der kosmischen Strahlung [abhängt], die wieder eine uneinheitliche Radiokarbonisotopenkonzentration in der Atmosphäre bedingt. Bei der Thermolumineszenz ist es im Endeffekt gleich: Da geht es um kristalline Vorgänge, Elektronen, die auf höhere energetische Niveaus gehoben werden. Auch die hängen wieder von der kosmischen Strahlung ab.

Es ist natürlich so, dass Daten immer auch in die fragliche Zeit treffen, aber die Schwankungsbreiten sind so groß, dass wir das jetzt leider nicht wirklich als Argument verwenden können. Dendro schon, aber nur von

unten, und da muss ich mich wieder auf Historisches verlassen. Auch ein fiktiver Fall: eine Rheinbrücke, die unter Drusus im Jahre soundswieso errichtet worden ist; da ist ein Holzpfeiler drinnen, dann kann ich von dort hinaufzählen und mit den Überschneidungen; dann würde ich diese Jahre füllen können. Das wäre eigentlich das Einzige, was ich jetzt selbst, aporetisch und zweifelnd und extra kritisch gesagt, anerkennen würde oder was anerkannt werden kann: diese Lücke von unten her zu füllen mit der Dendrochronologie.

Illig: Dürfte ich kurz unterbrechen. Sie haben das wunderbar beschrieben. Ich wollte nur sagen, Ernst Hollstein war es, der die erste Eichenstandardkurve zusammengesetzt hat, in den 70er Jahren, und er hatte die größte Mühe, die dunkle Zeit zu füllen. Er hat extra an einer Kurve aufgezeigt, wie viele Hölzer er jeweils zur Verfügung hat. In der fraglichen Zeit ging das auf vier Hölzer herunter. Hier war die absolut schwächste Stelle, wo er überhaupt kaum ein Belegmaterial gefunden hat. Nur so viel.

3. Frage: Zwei Punkte. Otto III. ist der Sohn von Otto II. und dieser der Sohn von Otto I. Otto I. hat jetzt sozusagen als Vorbild Karl den Großen und lässt sich zum Kaiser krönen des westlichen Reichs. Der erste Kaiser des westlichen Reiches bzw. des Westens war Karl der Große. Wie kann sich Otto I. auf Karl den Großen berufen, wenn es Karl den Großen nicht gegeben hat? Und zweitens: In der fraglichen Zeit treten auch die Wikinger auf, mit ihren Plünderungszügen. Sie plündern in Italien, erobern Britannien, so dass noch einmal distanziert werden muss und setzten sich auch in der Normandie fest und erobern 1099 [recte: 1066] als Normannen England. Wie geht es, wenn diese 300 Jahre fehlen?

Illig: Zunächst sehe ich Otto den Großen im Umkehrschluss als das Vorbild für Karl den Großen. Otto war ein mächtiger Mann, übergroß, er war ebenso Analphabet wie Karl der Große, er hat mächtige Eroberungszüge durchgeführt. Er wäre aus meiner Sicht die Figur, die man später noch einmal überhöht hat zu einem gigantischen Karl. Wenn ich erfinde, kann ich nicht beliebig erfinden. Wenn Karl so groß wird, muss ich wieder herunter, notwendigerweise, denn das frühe ottonische Reich war so toll nicht, nach den Beschreibungen wesentlich schwächer als das karolingische Reich. Jetzt muss dieses Reich wieder gewissermaßen auf Normalnull gebracht werden. Wer erledigt das? Sarazenen, Ungarn, Normannen. Die Normannen sollen im Norden das Reich attackiert haben und dramatisch bekämpft bis hin dazu, dass der Aachener Dom als Pferdestall für die Normannen diene. Schöne Erzählung. Wenn wir den Archäologen fragen: Wo haben wir bitte die Normannenschäden? Beispielsweise Köln. Da wird kräftig attackiert, Trier, Aachen. Da steht der Archäologe meistens da und sagt: Ich kann diese Schäden nicht wirklich darstellen. Ich stelle

sogar fest, dass an Kirchen, die außerhalb der Mauern lagen, keine spezifischen Schäden zu erkennen sind. Es ginge dann weiter, dass man bis heute, glaube ich, auf dem Kontinent kein einziges Wikingerbegräbnis kennt. Hieße: Entweder haben sie alle Leichen [mitgenommen oder ...]

[Aufnahme-Unterbrechung. Weiter mit Ausführungen von Illig zu dem Chronologiekritiker und Professor für Mathematik Anatoli Fomenko, der in der 4. Frage als Mitglied der russischen Akademie der Wissenschaften vorgestellt worden ist und über dessen Arbeiten Auskunft erteilt werden soll.]

Sein Ergebnis ist insofern mit mir leise übereinstimmend, dass er bei 900 beginnt. Ich beginne bei 911 wieder. Er beginnt bei 900, aber mit dem kleinen, aber doch wesentlichen Unterschied, dass die gesamte Hochkultur hier einsetzt. Die ägyptischen Pyramiden werden nach 900 n. Chr. gebaut. Das muss gesehen werden. Wenn man seinem Werk dann weiter folgt, stellt man fest, es hat eine extrem nationalistische Komponente. Es ist in einer Zeit entstanden, in der Russland eine schäbige Gegenwart und scheinbar keine Zukunft hatte, aber eine glorreiche Vergangenheit wäre recht. Was kam darin vor? Es gibt für ihn keine chinesische Kultur vor 1600. Die haben die Jesuiten gebracht, und alles, was wir kennen – altchinesische Bronze, die Schrift – seien Erfindungen der Jesuiten. Da geht es ihm darum, dass die chinesische Kultur keinen Tag älter sein darf als russische Kultur. Dann dreht er wieder die gesamten Dinge nach Westen: Schaut Euch russische Klöster an, die haben Ziegel aus massivem Gold – meiner Ansicht nach eine reine Behauptung. Wo kommt das Gold her? Das sind Tribute aus dem Westen. Ganz Europa war Russland tributpflichtig. Solche Dinge spielen da plötzlich eine Rolle, die meiner Ansicht nach aus geschichtlicher Sicht völlig freischwebend sind. Mir wurde erzählt, jeder dritte, der in der Moskauer U-Bahn liest, liest Fomenko, ein Schachweltmeister ist auch in den Reihen – da ist richtig Stimmung bei denen, so mein Eindruck.

Lehner: Ich wollte nur ad hoc etwas sagen, etwas Nicht-Archäologisches. Ich bin gestern zufällig auf einen Mathematiker getroffen, der Professor für theoretische Mathematik oder was auch immer ist an der Universität Graz. Der hat über Theorie gesprochen und gesagt, eine gute Theorie ist eine, die auch, wenn man einen kleinen Faktor verändert, irgendwie etwas wegnimmt, schon nicht mehr funktioniert. Das ist eine punktgenaue Theorie. Eine Theorie, bei der man viele Dinge wegnehmen oder verändern kann und die trotzdem noch funktioniert, das ist eine beliebige Theorie, die auf die Dauer nicht halten wird. Das mag jetzt für die Naturwissenschaften gelten. Ob das auf die Phantomzeittheorie oder auf die russische umzulegen ist, das lasse ich jetzt einmal dahingestellt.

Und dann darf ich vielleicht noch ad hoc zwei Sachen sagen zu den archäologischen Dingen, ganz kurz: Es ist nicht alles, was wir nicht finden und wo wir keinen karolingischen Grundstein, wie Sie gesagt haben, haben, deswegen inexistent. Also Wikingerbestattungen. Auch jetzt wieder fiktiv den Fall: Es gibt ja auch Wasserbestattungen. Die Wikinger bestatten teilweise in bootförmigen Dingen und vielleicht, wenn sie auf Raubzug sind, legen sie die Leute in ein Boot oder in ein bootförmiges Ding und geben das den Fluss hinunter oder auf das Meer hinaus und schießen noch einen Brandpfeil nach. Dann haben wir keine Chance, diese Bestattung zu finden.

Zu den Zerstörungsschichten: Das ist immer ein großes Problem. Wir haben sehr viele – da bin ich eher im Widerstreit mit den Historikern als mit Ihnen – Zerstörungsnachrichten, die wir gerne als Schichten finden würden, weil wir dann auch schöne historische Ansatzpunkte für die Datierung unserer Befunde hätten. Mit solchen Zerstörungsschichten aus Pompeji, da funktioniert es. Aber sonst haben wir große Schwierigkeiten, gerade bei Kirchen mit Brandzerstörungen und so weiter, Türkenzeit 1490, 1530er Jahre, da sagen die Pfarrer: Ein langer Streifen von Rauch blieb nur von den vielen Kirchen. Die wollen natürlich Geld haben für eine neue Kirche. Wenn wir drinnen graben oder Bauforschung machen, steht die Romanik bis zum Dach hinauf. Es ist nicht so, dass alles immer archäologisch nachweisbar sein muss.

Gießauf: Zwei ganz kurze Zwischenbemerkungen. Die erste zu den russischen Theorien und zur Akademie der Wissenschaft. Schauen Sie das Durchschnittsalter von Mitgliedern an Akademien europaweit an. Dann werden Sie sehen, wie à jour die dortigen Meinungen sind. Bei uns in Österreich werden an den Akademien die Meinungen von 1962 so weitertradiert und in den entsprechenden Wahlen jedes Mal wieder bestätigt. Das ist das eine.

Das andere ist, was die russische Geschichtsbetrachtung betrifft, da ist Fomenko mit einbezogen. Hier müssen wir mit all den Vorläufern der russischen Geschichte der vergangenen Jahrhunderte eine gewisse Problemlage insofern konstatieren, als ein gewisses nationalistisches Gefühl aus Zeiten der Unfreiheit, der Nicht-Selbstbestimmung der russischen Geschichte wohl resultiert. Letztlich ist es ein Trauma des Mittelalters, des 13. Jahrhunderts – da sind wir beide d'accord, bei Ihnen ist es das 10., bei mir das 13., die Zeit hat es gegeben. Dann habe ich dieses Trauma der Mongolenzeit bei den Russen – endlich bin ich bei meinem Thema gelandet –, dass hier sehr vieles umgeschrieben werden muss. Jetzt habe ich die Kiewer Rus als Vorgeschichte, die ich schon russisch umschreiben muss, weil es eigentlich eine ukrainische Geschichte ist. Die Ukrainer beanspru-

chen sie heute für sich und sagen, das hat mit den Russen nichts zu tun, wir sind Nachkommen der Waräger. Das ist reiner Nationalismus, der sich hier abspielt. Was immer dort für Konglomerate von Herrschern, von Unterworfenen, Völkern existieren, das hat die zeithistorische Komponente der jeweiligen Geschichtsschreibung, mit der wir uns auseinandersetzen müssen.

Worauf ich auch noch verweisen möchte, ist, wenn Sie sagen, wir haben keinen toten Wikinger irgendwo herumliegen. Und meine Mongolen gibt es auch. Ich habe auch keinen toten Mongolen irgendwo herumliegen aus der Eroberungszeit. Die haben ihre Toten entweder wirklich mitgenommen, wie wir es aus westlichen Quellen zum Teil belegt haben, auch aus islamischen Quellen, die darüber schreiben, dass die, wo es möglich ist, nach einem Plünderungszug mit nach Hause nehmen, um es dort entsprechend bestatten zu können, von Überresten angefangen. Und ich habe keine Grabstätten in den eroberten und später beherrschten Gebieten aus den unmittelbaren Eroberungsjahren. Der Unterschied ist: Ich habe dann später dort mongolische Grabstätten, – ja, weil sie geblieben sind.

Die Wikinger sind in den wenigsten Fällen geblieben. An den Punkten, wo sie geblieben sind, da habe ich sie auch. Ich habe sie dann in der Normandie, ich habe sie dann später als Nachkommen in Süditalien und in den beiden Königreichen Sizilien-Neapel ab dem ausgehenden 11. Jahrhundert, grob gesprochen. Ich habe sogar normannische Bestattungen im Heiligen Land, jene Leute, die mitgegangen sind auf den Kreuzzug. Aber aus der Eroberungszeit habe ich sie nicht. Ich habe auch keine Ungarn von den Eroberungszügen irgendwo herumliegen. Ich habe nur ein paar kaputte Bogenfragmente, die vielleicht darauf schließen lassen, das waren Ungarn. Ich habe irgendwo ein paar Awaren herumliegen. Das sind plündernde nomadische, semi-nomadische Gruppen, die nur sporadisch irgendwo auftauchen. Hinter denen brauche ich nicht nachgraben. Ich werde sie dort nicht finden, wo sie die Chronik hinschreibt.

Dass die Chroniken so schreiben – ich gebe Ihnen recht, das ist massive Übertreibung, angefangen von den vielen Steinbauten, die sie zerstört haben, die es gar nicht gegeben hat – das sagt Ihnen Manfred Lehner genauso wie ich –, aber es schreibt sich so viel besser. Das ist public relation. Wir sitzen da, wir sind brave, fromme Christen, verrichten unser Tagwerk. Und dann kommen irgendwelche Wilden, ob sie auf Booten sitzen, ob sie auf Pferden dahergaloppieren. Sie schlachten uns die Familien ab, sie verschleppen unsere Leute als Sklaven. Da werden Zahlen genannt: So viele Leute haben damals gar nicht gelebt, wenn ich die alle verschleppt hätte. Das ist Topos, das ist Imitatio römischer Geschichtsschreibung. Die römischen Heere waren auch nicht so groß, wie die Geschichts-

schreiber sie gern aufgeblasen hätten. Woran orientiere ich mich als gelehrter Schreiber? An den Vorbildern. Wenn ich mir anschau die Schlachtopferzahlen. Die kann ich dann festmachen: Da wird diese Schlacht aus der Antike imitiert, da wird eine biblische Zahl eingefügt. Hier wird gearbeitet mit dem System der Emulatio, der Nachahmung. Ich habe ein großes Vorbild, ich will beeindrucken. Mein Leser, der weiß schon, was Sache ist. Das Mittelalter war, wie auch die Gegenwart, grausam, wenn es darum gegangen ist, Menschen durch andere Menschen etwas anzutun. Wir müssen die Zahlen, wir müssen die Verwüstungen, wir müssen die stattgehabten Grausamkeiten allerdings relativieren und unter dem Aspekt sehen: Die anderen sind die Bösen, wir sind die Guten. Wie kann uns das nur passieren?

Holzer: Rein zeitlich wären wir jetzt am Ende der Veranstaltung. Aber nachdem wir 300 Jahre verloren haben, können wir noch ein paar Minuten anhängen. Falls jemand aus dem Publikum noch Fragen hätte, jetzt bitte.

5. Frage: Die historischen Fakten sind dabei ziemlich irrelevant. Wenn Sie mir einen Astronomen bringen, der Ihnen diesen Schwachsinn abnimmt. Haben Sie jemals einen Astronomen kontaktiert? Die Zeit wird ja nicht von historischen Fakten ausgefüllt, sondern vom Lauf der Gestirne. Ich kann so etwas überhaupt nicht glauben, dass 300 Jahre einfach weg sind. Das ist völlig absurd.

Holzer: Wir sammeln jetzt die Fragen. Dahinten war noch ein Herr, dort drüben, dort noch eine.

6. Frage: Ich knüpfe an an die Frage der spanischen Eroberung durch Perser, wie Sie sagen. Vielleicht liegt da irgendeine Spur nachweisen in der Sprache, gibt es im Arabischen irgendein Idiom, das ins Spanische gelangt ist? Wie haben sie das hineingeschafft? Ich möchte dadurch Ihre Theorie keinesfalls in Frage ziehen.

Holzer: Dann erste Reihe und nochmals erste Reihe. Und dann wieder letzte.

7. Frage: Wir waren bis jetzt in Europa, im Abendland unterwegs. Es gibt aber auch andere Chronologien, es gibt China. Fehlen dort auch diese Jahre?

8. Frage: Eine Frage an Herrn Illig. Was sagt die jüdische Gesellschaft oder die Historiker zu diesem Werk oder These von Ihnen?

Holzer: Ganz hinten war auch noch jemand.

9. Frage: In meiner ersten Wortmeldung wollte ich nur den Punkt wissen, wie Sie das sehen. Jetzt kommt ein Argument, das meiner Meinung nach stichhaltig ist, gegen Ihre These. Wenn wir 614 in ganz Europa unterschiedliche Schriften haben, von der Beneventana in Süditalien bis zu

insularen Schriften auf den britischen Inseln. 911 haben wir dann doch eine eher vereinheitlichte Schrift und auch später hindurch haben wir dann so etwas wie die karolingische Minuskel oder die Ausgänge der karolingischen Minuskel. Wie kommt das, dass plötzlich, bevor schon Papst Silvester und Otto III. gesagt haben: So, jetzt fügen wir ein paar Jahrhunderte ein. Wie kommt es, dass dieser Sprung in der Schriftentwicklung überall funktioniert?

Pink: Kurze Kommentare.

Holzer: Kurze Antworten. Kurze Frage: der astronomische Schwachsinn.

Illig: Da gab es ein ganz dickes Buch, das ein Franz Krojer geschrieben hat: *Die Präzision der Präzession*, hinter dem haben sich noch 22 Fachleute verschanzt. Das Resultat war: Krojer sagte zum Schluss, im rein mathematisch-astronomischen Sinn kann er mit seinen Argumenten diese These nicht fällen. Ich gebe noch ein kürzeres Beispiel. Wilfried Schlosser, der bekannteste Archäoastronom in Deutschland aus Bochum, wurde gefragt für einen Film und antwortete mit lockerer Hand: Ich drehe die Uhr um 300 Jahre zurück, da ist keine Sonnenfinsternis, die These ist absurd. Ich hatte allerdings von 297 Jahren gesprochen. Wenn man die Uhr zurückdreht, trifft man auf eine Sonnenfinsternis, die sogar besser passt zu den Quellen, das ist in dem Fall Gregor von Tours. Also von wegen; das mit lockerer Hand wegzuwischen, ist mit Sicherheit unmöglich.

Holzer: Was war das: Spanien und Araber? Sprache?

Illig: Sprachlich bin ich nicht besonders gut. Ich schließe nicht aus, dass arabische Mitkämpfer dort hingezogen sind und dass in den Sprachen alles mögliche [enthalten] ist. Ich persönlich kenne mich nicht aus. Ich weiß nur ein Beispiel bei den Goten. Die einen sagten mir, es gibt Tausende von gotischen Worten in Spanien, die anderen sagten, es gibt zwei Dutzend. Dazwischen konnte man das aussuchen. Ich persönlich denke, dadurch dass der Islam dort ist, dass unterschiedlichste Stämme dort sind, wir wissen auch von Wissenschaftlern, die arabischer Herkunft waren und in Spanien gelebt und gelehrt haben, dass dort auf jeden Fall die Möglichkeit lange gegeben war, genau bis 1492, dort die Sprache noch zu beeinflussen.

Holzer: Dann war die Frage nach China, ob da zum Beispiel auch irgend etwas gewesen ist.

Illig: Wir haben die Spuren verfolgt über Armenien, Georgien, Indien, Indonesien bis natürlich China. Obwohl ich immer sagte, in China gehen die Uhren anders. Ich habe erst in meiner Zeitschrift – ich halte sie in aller Bescheidenheit hoch, das Ding heißt *Zeitensprünge*, erscheint drei Mal im

Jahr, derzeit im 25. Jahrgang – habe ich jedenfalls, als es bei uns, innerhalb dieser Gruppierung zu Turbulenzen kam, wie das so üblich ist, mich damit beschäftigt. Kern des Problems ist die Tang-Zeit, die Tang-Periode, sie ist fast aufs Jahr genau mit meiner Dunkelzeit identisch. Tang sind aber gerade archäologisch gesehen ungewöhnlich gut präsent. Das habe ich dann untersucht und stelle fest: Bei China muss nach den bisherigen Ergebnissen die zweite Hälfte der Tang-Zeit [weg], das wären 150 Jahre, und die nächsten 150 Jahre, die bieten sich einigermaßen blank dar. Wenn die dort herauskommen, dann wäre das erreicht, was notwendig ist. Dann würden die wenigen byzantinischen Münzen, die von Byzanz bis China in Gräber gewandert sind, liegen dann in Gräbern der richtigen Zeit, nämlich Sui-Dynastie und frühe Tang. Dann wäre das gewährleistet.

Ob das das letzte Wort dazu ist, bezweifle ich selbst aus dem einfachen Grund: Wenn ich lese, dass zur Tang-Periode, später natürlich, postum gewissermaßen, 200 Bände Historie, also nur Chroniken erschienen sind, und hundert Jahre später noch einmal 220 Bände, dann weiß ich nicht, wer auf dieser Welt, vor allem im Westen das in irgendeiner Weise kritisch aufarbeiten soll. Das ist nahezu unmöglich, weil die Chinesen auf der einen Seite dermaßen viel Material haben, und auf der anderen Seite die schlichte Feststellung [gilt]: Wenn starke Kaiser kommen, haben sie verfügt; Wir verbrennen alle Chroniken und wir schreiben sie nach unserem Gutdünken. Wo greifen wir da hin? Ich weiß es nicht. Da wird es Klügere geben, die das Problem vielleicht definitiv lösen können. Ich habe zumindest einen Ansatz, der dazu führt, dass Byzanz und China in sich widerspruchsfrei liegen.

Holzer: Dann war die Frage nach der jüdischen Gesellschaft.

Zur 8. Frage: Oder Historiker. Was sagen sie zu dieser These?

Illig: Ich kann drei Quellen nennen. Cecil Roth schrieb ein Buch im Rahmen der gesamten jüdischen Geschichte, nämlich das Buch über diese Zeit. Er nannte es von vornherein *The dark ages. Jews [in Christian Europe]* und hat in der Einleitung erklärt, dieses Buch hat zwar 400 [recte: 500] Seiten, aber es entsteht nur dadurch, dass er die Anfangswerte und die Endwerte nimmt und dazwischen interpoliert, weil er nichts hat. Zum zweiten: Diese Zeit gilt als eine nach Dubnow – Simon Dubnow war es, der das festgestellt hat in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts –, das ist eine der zwei Zeiten überhaupt, in der angeblich die Juden versteinert wären, nicht geschrieben haben, ausgerechnet sie als Volk der Schrift. Eine für Juden beunruhigende Lücke. Dann kenne ich Michael Toch, der in Tel Aviv lehrt und in München ein Gastsemester hatte. Er sprach gleich davon, dass es ein jüdisches Frühmittelalter nicht gibt. Er meinte ansatz-

weise in Süditalien und den Rest, den wir haben – da kam immer wieder das Wort *Topos*, wenn Gregor von Tours schreibt, dass ein Jude einen Christen in Ketten durch die Stadt führt, das seien irgendwelche Vorstellungen, die zeigen, wer nun wirklich die bessere Nation oder Rasse ist. Also von da her sind gerade jüdischen Gelehrten durchaus in der Situation, zu sagen, es wäre leichter, mir zuzustimmen, als dort etwas zu finden. Es gibt aber geharnischte Gegenstimmung, die mir entgegenschlug von einem damals noch befreundeten Juden, aber dann war es vorbei. Er sagte: Ich habe 300 Jahre jüdischen Leids ausgelöscht. Das ist das Schlimmste, das ist deutlich mehr als Auschwitz. Da war das geklärt.

Holzer: Die letzte Frage war, wie es zur plötzlichen Schriftvereinheitlichung gekommen sei, weil in der Zeit zwischen 614 bis 911 nichts [davon zu bemerken ist].

Illig: Ich weiß nicht, ob die Schrift dermaßen homogen und einheitlich ist, denn wir haben diesen für mich seltsamen Übergang von der Majuskel zur Minuskel, vielfältig. Wir haben eine irische Minuskel, wir haben eine karolingische Minuskel, in Spanien taucht so etwas auf, Auch in Byzanz übrigens haben wir einen Wechsel der Schrift, den ich im Falle von Konstantin VII. eindeutig damit in Verbindung gebracht habe. Hier ist eine neue Schrift kreierte worden, um alle Chroniken – das ist in Byzanz – neu zu schreiben und zwar in gekürzten Fassungen, so wie es Kaiser Konstantin VII. [10. Jh.] wollte. Da ist etwas ganz Merkwürdiges passiert, und Klaus Schreiner, deutscher Byzantologe, hat das so kommentiert: Da war eine grundlegende Aktion, die die gesamte Geschichte über den Haufen warf. Wir entdecken sie nur indirekt, warum, wissen wir nicht, aber stattgefunden hat das. Ich persönlich habe das als Indiz genommen dafür, dass hier wesentliche Dinge einfach neu geschrieben worden sind und dafür auch neue Schriften generell kreierte worden sind. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

Pink: Jetzt an die beiden Herren, die nichts dazu haben sagen können. Eine allerletzte Frage: Sie haben dem Herrn Doktor Illig zugehört, die letzten eineinhalb Stunden. Gibt es jetzt so etwas wie einen Zweifel bei Ihnen? Gibt es die 300 Jahre oder die 297 Jahre, ja oder nein, oder gibt es einen Zweifel? Vielleicht noch kurz. Oder sagen Sie: Nein, das lasse ich mir nicht wegnehmen, das ist so.

Gießauf: Ich habe in meinem Leben genug Zweifel, aber sie hängen nicht zusammen mit dem, was Heribert Illig schreibt, weil ich für mich – mit der Beschäftigung, die immer intensiver geworden ist mit dieser Zeit – entdeckt habe, dass es einfach Lücken gibt, aber es gibt viel zu viele Leuchttürme innerhalb der dunklen Zeit, die in das System, das sich natür-

lich – und ich habe es schon einmal so genannt – eklektisch an all jenen Fragen aufhängt, die uns beschäftigen, die vielleicht irgendwann einer Lösung zuführbar sind oder auf ewig ungelöst bleiben, wir uns in diesen Fragen zumindest ein bisschen ein Leitlicht vorgeben können, in welche Richtung das Boot der Wissenschaft segeln wird, mit totem Wikinger darauf ... Der Zweifel ist nicht da.

Pink: Vielleicht noch dazu. Finden Sie persönlich, dass solche Thesen wichtig sind für die Wissenschaft? Muss man darüber diskutieren oder soll man von vornherein sagen, das kann nicht sein, weil es steht nicht so im Lehrbuch.

Gießauf: Das Schöne ist ja, dass Wissenschaft eigentlich dadurch entsteht und sich dadurch weiterentwickeln kann, dass es Thesen gibt, mögen sie auch manchmal krude erscheinen, aber am Sich-Messen von Meinungen, von Beweislagen, von geistigen Leistungen geht letztlich der Fortschritt der Wissenschaften voran. Es ist schön, dass man noch so etwas denken darf [*mit Blick auf HI*]. Das Problem ist, man darf es im universitären Rahmen nicht mehr. Da wird vorgegeben, was wir zu forschen haben, was letztlich unter der Forschungstrennlinie herauskommen soll, im Großen und Ganzen beziehungsweise um wie viele Prozent wir unseren Forschungsoutput jährlich steigern müssen. Da ist dann Denken nicht mehr gefragt; nur noch Schreiben und Produzieren, weil quantitativ messbar, angesagt.

Pink: Ich kenne Professoren, die das durchaus zur Diskussion stellen, ohne ihre Namen zu nennen. Herr Dr. Lehner: Ist bei Ihnen ein Zweifel gekommen im Rahmen dieses Abends? Auch an Sie die Frage.

Lehner: Auch ich habe genug Zweifel, ich möchte jetzt nicht so weit gehen, dass ich sage: in meinem Leben, aber in meinem wissenschaftlichen oder beruflichen Leben. Da kommen natürlich immer wieder Zweifel auf, für mich als Archäologen, Zweifel an irgendwelchen Datierungen, die irgendwo schwarz auf weiß hingeschrieben sind, Zweifel an Hypothesen, die noch bestehen, weil sie von prominenten Menschen, meistens Männern, weil das meist früher schon geschehen ist, schwarz auf weiß hingeschrieben worden sind, der über Schüler- und Enkelschüler-Generationen weitergewirkt hat und das einem heute oft, wenn man sich echt damit beschäftigt, genau widersinnig vorkommt.

Was es definitiv nicht gibt, ist eine Zeitlücke. Deswegen hat es auch keinen Sinn, dass wir heute astronomisch argumentieren. Die Zeit geht durch; es gibt keine Zeitlücke, es gibt ein Kalenderproblem. Also das möchte ich schon sagen. Wir Archäologen sind ohnehin gewohnt, ständig irgendwelche Dinge datieren zu müssen. Die Hauptfrage, die man uns stellt, ist: Wie

alt ist das, was du da ausgräbst? Wir arbeiten mit verschiedenen Chronologien, mit relativen Chronologien, mit absoluten Chronologien. Auf die Frage, wie alt, muss man natürlich mit irgendeiner absoluten Chronologie antworten, die im Endeffekt unser gängiger Kalender ist.

Das Frühmittelalter ist nicht das einzige dark age; es gibt viele dark ages, etwa die frühe Eisenzeit in Griechenland. Es wird auch der Beginn der Hallstattkultur einmal vor-, einmal zurückdatiert. Es wird mit den phönikischen Funden, mit neuen ^{14}C -Daten von Rinderknochen in Spanien alles um 100 Jahre früher datiert und es geht wieder zurück. Der Vulkanausbruch von Thera ist vielleicht vielen bekannt, das geht wieder 100 Jahre hin und her. Ich habe es erlebt in meiner Studienzeit – so lange ist das auch wieder nicht her –, dass das Neolithikum insgesamt 2.500 bis 3.000 Jahre früher geworden ist, als es ursprünglich war, als die kurze [Milojčić?]-Chronologie noch gegolten hat, in den späten 70er, frühen 80er Jahren. Mittlerweile wird das komischerweise alles immer älter. Insofern ist es angebracht, Zweifel zu haben. Eine Zeitlücke gibt es nicht. Es ist die Frage, ob man das Jahr Franz, Karl, Otto oder Fritz nennt oder ob das Jahr 911 heißt oder 614.

Holzer: Das war jetzt eine wunderbare Schlussrunde mit Franz, Karl, Otto oder Fritz, dem neuen Jahr. Wir sagen Danke, dass Sie hierher gekommen sind, dass Sie sich die Zeit genommen haben uns zuzuhören, mitzudiskutieren. Danke ans Podium. Auf Wiedersehen.

- Ende der Veranstaltung an der Karl-Franzens-Universität, Graz -

Kommentar zur Podiumsdiskussion in Graz

von Heribert Illig

Ursprünglich hieß es von Seiten der Universität Graz, dass die gesamte Diskussion ins Internet gestellt wird. Dies ist nicht geschehen; als Grund wurde der Tonmeister genannt, der mit seiner Arbeit nicht zufrieden sei. Der Mann hat sicher seine Berufsehre, der sich eine Uni unterordnen muss; dabei hat er eine Aufnahme geliefert, die dieses Protokoll problemlos ermöglichte. Es war nach 17 Jahren Debatte die erste öffentliche Diskussion, an der sich ein Archäologe beteiligt hat; kurze Wortmeldungen wie am 26. 11. 2006 in Ingolstadt durch Jochen Haberstroh und Bernd Riedel oder das Nicht-Antreten des Archäologen am 25. 09. 1999 in Lorsch am Rhein oder die einschlägige Debatte 1999 in *Archäologie in Deutschland* – ohne Archäologen! – sind dabei subsumiert. So wie das Gespräch abgelaufen ist, wird es wohl weitere 17 Jahre bis zum nächsten dauern. Deshalb wird hier, auch dem Wunsch von Abonnenten folgend, das vollständige Protokoll vorgelegt, damit erkennbar wird, wie derartige Podiumsdiskussionen eigentlich ablaufen.

Zur Sicht des Historikers in Gestalt von Johannes Gießauf ist bereits im letzten Heft das Notwendige gesagt worden [2/2013, 440-442]. Es bleibt der Generalnenner: Widersprüche in den Quellen sind bei den Historikern erwünscht, weil sie bei nicht wachsendem Quellenbestand immer neue Überlegungen erlauben, wie man divergierende Aussagen belassen, begründen oder auch vereinheitlichen kann. Es ist demnach praktisch unmöglich, bei einem Historiker über die Schriftquellen irgendeinen Zweifel an seinem Geschichtsbild zu säen. Johannes Fried hat nach direkter Kommentierung meiner Thesen sogar die noch nie da gewesene Lösung gefunden: Quellen sind nicht von Haus aus zuverlässig (welcher Historiker hätte das geglaubt?), sondern sie entstehen nach entsprechender bewusster wie unbewusster Umformung der vermeintlichen Fakten durch ihre Urheber. So wollte er – 100 Jahre nach Freud – dem Unbewussten auch in der Geschichtsschreibung auf die Schliche kommen [Fried 2004]. Seitdem lässt sich hier noch mehr um und um interpretieren. Insofern trage ich eine indirekte Mitschuld, dass die Zunft ihre Geschichtssicht immer besser immunisieren kann. Fried möchte allerdings nicht, dass man sieht, wie seine *Memorik* aus der Auseinandersetzung mit meinen Thesen entstanden ist; sein ambitionierter Artikel in der *Historischen Zeitschrift* [Fried 1996] fehlt in der Bibliographie des Buchs. Vielleicht war die Unterscheidung in gute und positive Phantasie gegenüber negativer, destruktiver, gefährlicher Phantasie mangels Unterscheidungskriterium doch zu simpel und zu sehr auf argumentlose Attacke gestrickt.

Anders sieht es freilich aus, wenn Quellaussagen an archäologischem Fundmaterial geprüft werden. Dafür zunächst die Sicht des Archäologen, hier in Gestalt von Manfred Lehner.

Er muss einräumen, dass es Probleme gibt und kennt auch drei Wege damit umzugehen. Er könnte – rein theoretisch – meiner These folgen. Er könnte zweitens einen Siedlungshiatus unterstellen und dann versuchen, ihn nachzuweisen. Und drittens könnte er versuchen, besser die Funde zu verstehen, um das bislang Fehlende unter der bereits vorhandenen Fundmenge zu erkennen. Dieser von ihm bevorzugte Weg wirkt einigermaßen seltsam: Von zahlreichen Epochen hat der Spezialist genügend Befunde, um sie als solche erkennen und stimmig einordnen zu können. Nur aus dem frühen Mittelalter – und anderen dark ages – würde man die Funde noch nicht erkennen. Deshalb habe ich davon gesprochen, dass es hier bis in den Nano-Bereich hinabzugehen scheint, um dem Frühmittelalter auf die Spur zu kommen [2/2013, 442].

Ist das wirklich notwendig? Betrachten wir noch einmal die Diskussion um die fehlenden Bauwerke. Es ging um die quellenmäßig fassbaren 313 Bauwerke der Karlszeit, die sich aus 16 Kathedralen, 65 Königspfalzen und 417 Klöstern ergeben [Mann 1967, 320]. Soweit die Schriftquellen. Was kann der Archäologe dazu sagen? Während einige wenige Kirchen heute als karolingisch angesehen werden, scheint es nicht möglich zu sein, auch nur einige Steine eines karolingischen Klosters vorzuweisen. Bei den Königspfalzen kommt man über einige wenige – Aachen, Ingelheim, Nimwegen – kaum hinaus. In der Diskussion ging es um Agilolfingerpfalzen, von denen ebenfalls kein einziger Stein bekannt ist. Sie sind in vielen Fällen nicht von Karolingerpfalzen zu unterscheiden, subsumiert werden Castrum, Curtis, Herrenhof, Herzogshof, Locus publicus und Villa. Zu ihnen gehören nach Spindler [I, 363] und Dannheimer/Dopsch [163]:

Aibling, Aiterhofen, Alkofen, Altötting, Aschheim, Attersee, Aufhausen, Chieming, Ding, Dingolfing, Ergolding, Freising, Helfendorf, Hochburg am Inn, Ingolstadt, Isen, Langenpreising, Lauterhofen, Linz (?), Mattighofen, Mautern (?), Münsing, Neuching, Oberföhring, Ostermiething, Passau, Pöring, Premberg, Ranshofen, 2 x Regensburg, Reichenhall, Salzburg, Salzburghofen, Traismauer (?), Tulln (?), Velden, Wels, Ybbs (?).

Schon die Fragezeichen Spindlers machen deutlich, wie vage diese Herzogssitze sind. Es geht bei ihnen nur selten um Sitze auf Anhöhen oder kleinen Bergen, etwa in Freising, Hochburg oder Salzburg. Nun legte Lehner zunächst nahe, dass eine hölzerne Pfalz wahrscheinlich behaglicher sei als ein Steinbau. Damit wechselte er zu den Burgen auf felsigen Plätzen und lässt dort Holzbauten entstehen, die aber später vollständig abgerissen, weggeputzt worden seien, so dass wir allein die späteren Steinbauten vorfinden. Er 'belegt' das mit Hilfe einer der wenigen Pfalzen, die mit Sicherheit auf einem

Felsen gestanden wäre, mit der Festung Hohensalzburg, die leider das frühmittelalterliche Bauwerk spurlos verdrängt habe.

Dem lässt sich kurz und knapp begegnen. Es gibt nicht viele spätere Burgen, die ältere Pfalzbauten verdecken könnten, weder in Altötting, noch Chieming, Ergolding, Helfendorf, Isen, Münsing, Neuching, Oberföhring etc. etc. Es gab außerdem im Mitteleuropa des 10./11. Jh. zahllose Motten, also von einem Graben umgebene Holzbauten auf einem kleinen Hügel. Sie sind in großer Zahl bekannt, weil auch sie nicht überbaut wurden. Selbst bei Steinburgen finden sich Balken- oder Pfostenlöcher im Fels, die einen vorhergehenden Holzbau belegen, etwa auf dem unterfränkischen Herrenberg, der natürlich kein Agilolfingerbesitz war [Illig/Anwander, 169 f.]. Schließlich lässt sich auch in heute bestehenden Burganlagen angeblich Altes finden, etwa die Schlosskapelle von Sulzbach, die in kurzer Zeit von mittlerem 11. über spätes 10. auf frühes 9. Jh. veraltet worden ist [ebd. 354-357], worauf prompt das zugehörige Begräbnis als das von Nordgaugraf Ernst († 865) erkannt wurde [wiki ↪ Sulzbach-Rosenfeld].

Demnach wären an vielen Plätzen Pfalzfundamente möglich. Insofern ist der archäologische Nicht-Befund bei agilolfingischen Pfalzen eindeutig und unvereinbar mit den Schriftquellen. So musste denn Lehner den Notfallschirm auspacken. Zwar: „Zeug haben wir immer noch wenig“, aber:

„Es gibt da etwas in der Zeit, nur wir sind noch nicht so weit, dass wir das Zeug erkennen. Wir müssen noch Parameter finden, um die Sachkultur wirklich genau datieren zu können und darin sozusagen einen Forschungsauftrag für die Zukunft zu sehen“ (s.o. S. 622).

Also Prinzip Hoffnung, verbunden mit der Flucht hin zu Holzhäusern auf steilen Höhen. Bei dieser Haltung wird die Zunft auf weitere Forschungsgelder warten, die ich ihr einspiele, auf dass sich irgendwann ein Parameter einstelle, der aus einem Vakuum jene Karolingerzeit aufblühen lässt, die einer Renaissance oder einer Correctio entsprechen müsste. Also Weitermachen um jeden Preis, gegen die kritische Ratio.

Im Grunde ist die Diskussion gleich zu Beginn an ihr Ende gekommen. Johannes Fried hat mich in seinem Vortrag von 1995 [gedruckt 1996] als Beispiel für die „Schattenseite der Phantasie“ benutzt, für „eine in die Irre führende, unzulässige Illusion“, eine „destruktive Illusion“, die er zwei Mal als „Lüge“ und sieben Mal als „Karlslüge“ brandmarkte, um im Finale eine Apokalypse heraufzubeschwören:

„Phantasie bleibt ambivalent. Sie ist ein unabdingbares Erfordernis jeder Wissenschaft und unseres Daseins und, zur Illusion verkehrt, eine große Gefahr. Jede Epoche, jede Generation sei unmittelbar zu Gott. So etwa hat Ranke gelehrt. Es mag gelten. Aber die Geschichte ist nur unmittelbar zu dem, der sich ihr zuwendet und damit zur Gegenwart. Hüten wir uns,

beide Unmittelbarkeiten einander gleichzusetzen. Es führte, wie hier, in Deutschland, schon einmal geschehen, in die Katastrophe“ [Fried 1966, 310, 314, 312, 315 f.].

Also wäre der Vertreter grundstürzender Thesen, als Verbreiter der „Karlsruhe“ gebrandmarkt, ein Steigbügelhalter für Adolf II.? 1999 diskutierten Mediävisten, die den Gleichklang von Karlsruhe und Auschwitzlüge im Ohr hatten, auf ihrem Symposium in Leipzig über meine womöglich rechtsextreme Weltanschauung [Niemitz, 233]. Fast gleichzeitig hat Michael Borgolte von seinen Kollegen verlangt, dass sie über mich als mutmaßlichen Sektengründer und über meine These schweigen sollen.

Wer so agiert, weiß um seine fehlenden Argumente, weiß, dass seine Position nicht zu verteidigen ist! Wie lautete Frieds Titel für seinen Vortragsabdruck in der FAZ: „Die Garde stirbt und ergibt sich nicht!“ General Cambronne, von dem dieser Ausspruch stammen soll, überlebte Waterloo trotzdem. Überlebt das Paradigma die Mediävisten oder überleben sie den Paradigmenwechsel?

Literatur

- Dannheimer, Hermann / Dopsch, Heinz (Hg. 1988): *Die Bajuwaren · Von Severin bis Tassilo 488 – 788 · Gemeinsame Landesausstellung des Freistaates Bayern und des Landes Salzburg · Rosenheim/Bayern · Mattisee/Salzburg · 19. Mai bis 6. November 1988*; München · Salzburg
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München
- (1996): Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte; *Historische Zeitschrift* Bd 263 (2) 291-316 [Langfassung seiner Rede *Die Garde stirbt und ergibt sich nicht. Wissenschaft schafft die Welten, die erforscht: Das Beispiel der Geschichte* vor dem *Historischen Kolleg*, München, am 17. 11. 1995; gekürzt abgedruckt am 03. 04. 1996 in der *F.A.Z.*]
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (202): *Bayern und die Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie in zwei Teilen*; Gräfelfing
- Mann, Albrecht (1967): Großbauten vorkarolischer Zeit und aus der Epoche von Karl dem Großen bis zu Lothar I.; in Braunfels, Wolfgang / Schnitzler, Hermann (Hg. 1967): *Karl der Große · Lebenswerk und Nachleben. Bd 3: Karolingische Kunst*, 320; Düsseldorf
- Niemitz, Hans-Ulrich (1999): „Laßt diesen Gedanken nicht in die Köpfe der Jugend“ - oder Beobachtungen vom 8. Symposium des Mediävistenverbandes; *Zeitensprünge* 11 (2) 231-234
- Spindler, Max (Hg. 1981): *Handbuch der bayerischen Geschichte. Band I: Das Alte Bayern · Von der Frühzeit bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*; München

Die Jungsteinzeit im Mittelalter?

Eine Rezension von Heribert Illig

G. = Ginenthal, Charles (2012): *Pillars of the Past · Volume IV · Chronology of the age of Stonehenge and the Megalithic world*; Forest Hills, 616 S. (erschienen Sommer 2013; Bestelladresse: 65-35 108th Stree, Forest Hills, New York 11375, USA)

Charles Ginenthal hat nunmehr seine Tetralogie *Pillars of the Past* abgeschlossen. Ihren ersten Band hat Gunnar Heinsohn im Frühjahr 2004 besprochen und darauf hingewiesen [36], dass dort wie in Ginenthals Zeitschrift *The Velikovskian* die Kernpositionen des Pioniers der Chronologiekritik niemals geräumt worden sind. Genau aus diesem Grund ist nun auch der vierte Band geschrieben worden. Er will ein grundsätzliches Problem lösen: Velikovsky hat zumindest zwei interplanetare Venus-Katastrophen für die Jahre -1500 und -687 postuliert, die sogar die Stellung der Erdachse verändert, die Pole vertauscht und die Erdbahn beeinflusst haben [vgl. G. 1, 297]. Bei Velikovsky wie in der herrschenden Lehre liegen diese Katastrophen deutlich *nach* Stonehenge. Rückrechnungen für diesen Kalenderbau müssten wegen Erdkrusten- und Neigungsveränderungen in die Irre laufen. Aber genau solche Rückrechnungen für das Megalithmonument bestätigen, dass zwischen -2500 und -2000 herkömmlicher Zeitrechnung die Schiefe der Erdachse und die Neigung der Mondbahn genauso gewesen sind, wie sie sich heute am Bau selbst ermitteln lassen. Deshalb können die beiden Katastrophen weder die geographische Position Englands noch die Erdbahn beeinflusst haben.

Das gilt als „beste Widerlegung von Velikovskys Thesen“ [G. 111], vorgebracht von Gerald S. Hawkins oder von Charles M. Fair, der hinzufügte: „Wie konnte sich die geographische Breite von Theben [in Ägypten] geändert haben, wie Velikovsky unterstellt, aber die von Stonehenge nicht“ [ebd.; Übersetzung hier und im Weiteren von HI]. Dasselbe würde auch für die Cheopspyramide gelten, doch für sie akzeptiert Ginenthal die willkommene massive Verjüngung auf ca. -600 [Heinsohn/Illig, 385 f.].

Um Velikovskys Thesengebäude zu retten, *muss* Stonehenge – das war bereits seinem Urheber klar [G. 89] – in die Zeit *nach* -687 umdatiert werden. Dieser Aufgabe unterzieht sich Ginenthal auf 616 Seiten, wiederum mit einem abstoßend großen Satzspiegel, der alle Marginalien verhindert. Eine statt dessen etwas kleinere Schrift ließe auch bei normalen Rändern die Seitenanzahl unverändert.

Keine Zeitstreichung, Fundleere behoben?

Zunächst hätte Ginenthal die archäoastronomischen Rückrechnungen bezweifeln können, aber er vertraut Richard Atkinson [G. 13] ebenso wie Gerald Hawkins [G. 130] und arbeitet mit Lynn Rose zusammen, der Rückrechnungen liefert und wie schon im 2. Band mit einem eigenen Nachwort vertreten ist. Da gibt es für Ginenthal keine Zweifel. Aber er findet zu einer ganz anderen, äußerst überraschenden 'Lösung', die dadurch möglich wird, dass er meine These einer frühmittelalterlichen Phantomzeit zum Teil richtig findet: Die 297 Jahre dürfen wegen der Rückrechnungen, die Stonehenges Alter zu bestätigen scheinen, keinesfalls eliminiert werden, aber die von mir monierten fehlenden Funde nimmt er ernst.

„Wer uns durch die Bände von *Pillars of the Past* gefolgt ist, wird verstehen, dass die fehlenden archäologischen Strata für die post-römisch/mittelalterliche Epoche von den Menschen gefüllt werden müssen, die archäologische Evidenz an denselben Plätzen hinterlassen haben, die jedoch irrtümlich der späten Jungsteinzeit, der Bronze- und frühen Eisenzeit zugeschrieben wurden. [...] Die fehlenden Strata von ca. 500/600 bis 950 sind die Strata, die dem Megalithikum zugewiesen wurden, das in prähistorische Zeiten datiert worden ist“ [G. 183].

Hier reibt sich der Leser erschreckt die Augen: Es sollen zwar Strata fehlen, aber es gibt sie sehr wohl, weil sie fälschlicherweise viel älteren Zeiten zugeordnet worden sind. Pointierter: Strata fehlen oberhalb der Römer, weil sie in Wahrheit unterhalb der Römer liegen? Demnach wären die römischen Strata nicht als solche erkannt worden? Diese Widersprüche könnten allenfalls mit aussagekräftigen Stratigrafien aus der Welt geschafft werden; sie müssten erkennen lassen, wie Schichten *über* den Römern fälschlicherweise den Zeiten *vor* den Römern zugewiesen werden konnten – was bei einigermaßen gründlicher Ausgräberarbeit nicht möglich sein sollte. Aber Ginenthal bietet keine einzige Stratigrafie und er könnte sie auch nicht bieten. Lieber argumentiert er z.B. mit fehlenden römischen Graffiti an den Sarsen-Steinen von Stonehenge [G. 198] oder mit der Entasis (Schwellung) der dortigen Steine [G. 217], die zwar den klassischen Griechen wichtig war, nicht aber den späten Römern. Er verstopft sich hier leider gründlich.

Zwei archäologische Gegenbeispiele: Tas Silġ und Tressé

Es gibt aber sehr wohl Abfolgen, die beweisen, dass sich Stratigraphie manchmal zwar komprimieren, aber nicht in ihrer Reihenfolge verändern lässt. 1997 habe ich über den Ausgrabungsort *Tas Silġ auf Malta* geschrieben, nachdem ich dort durch und über die Steine gestiegen bin. Er liegt im Südosten der Insel, oberhalb der Bucht von Marsaxlokk. In verbesserter Form

habe ich das 2011 [216 f.] beschrieben, doch leider verstehen weder Ginenthal noch seine Umgebung Deutsch. Hier nur soviel zum Gelände: In Tas Silġ liegen zuunterst typisch megalithisch-gerundete Felsblöcke, zum Teil mit den von den dortigen Tempelanlagen bekannten Ums-Eck-Bohrungen. Direkt auf ihnen finden sich rechtwinklig angeordnete große Steinblöcke aus phönizischer Zeit, darüber ebensolche römische. Auf dem Gelände ist dann eine byzantinische Marienkapelle, noch später die bis heute stehende katholische Kirche errichtet worden. Dazu gibt es schriftliche Quellen über einen phönizischen Astarte-Tempel – in Sichtweite zum ebenfalls ergrabenen Melkart-Tempel – und einen römischen Juno-Tempel. Nachdem man die maltesischen Tempel wegen etlicher Kultstatuetten einer weiblichen Gottheit gewidmet sieht, ist an diesem Ort von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart jeweils die höchste weibliche Gottheit verehrt worden [s.a. Tetzlaff, 180 f.; Cardona].

Nach herrschender Lehre klaffen allein zwischen dem spurlosen Verschwinden der megalithischen Tempelbauer und der Ankunft der Phönizier rund eineinhalb Jahrtausende. Nach einem derartigen Zeitraum hätte sich kein fremder Ankömmling an uralte Kulte erinnert. Insofern belegt Tas Silġ die Notwendigkeit, die Äonen vor der Zeitenwende drastisch 'einzudampfen': Die megalithischen Tempel werden auch noch im -1. Jtsd. gebaut und betrieben, als die Phönizier landen und siedeln [Illig 2011, 174]. Wer dagegen die Schichten wie Ginenthal umdeuten wollte, der müsste auf dieser Insel die Zivilisation mit einem Megalithtempel des +8. Jh. beginnen lassen, gefolgt von keinem phönizischen Tempel, sondern von einer romanischen Kirche, über der kein Römertempel, sondern eine vielleicht renaissancezeitliche Kirche folgt, die von einer Barock-Kapelle abgelöst worden wäre! Ginenthal [G. 396, 418 f.] hat sich auch um Malta bemüht; umso mehr driftet seine These hier ins Absurde. Meine Theorie eines weit ins -1. Jtsd. hineinreichenden Megalithikum ist ihm dagegen keine spezielle Widerlegung wert, obwohl er sie in englischer Fassung kennen könnte.

Ein zweites, von mir 1988 behandeltes Beispiel ist das *Ganggrab von Tressé* [Collum 1935; vgl. Illig 2011, 44-47]. Die englische Ausgräberin Vera Cristina Collum sah es als Begräbnisstätte zu einer Zeit, als die Römer bereits in Frankreich standen. Die zahlreichen Beifunde – Flintwerkzeuge, Glockenbecher, ein späteisenzeitliches Schwert, ein von gallischer Tonware her bekanntes Ornament und eine Münze Domitians (81–96) – zeigten, dass die Megalithbauten keineswegs im -3. Jtsd. enden, sondern hier in Nordfrankreich bis im -1. Jtsd. entstehen, die zugehörigen Funde bis in die Römerzeit hineinreichen können. Aber jeglicher Hinweis auf eine Zeit nach den Römern fehlt auf dem Grabungsgelände.

Liebe sich wenigstens einwenden, dass es Ginenthal nicht nur primär, sondern ausschließlich um Stonehenge geht? Nein, denn er weiß natürlich, dass

er nicht allein das größte und geheimnisvollste Bauwerk der Vorzeit umdatieren kann, sondern dass dafür das gesamte Megalithikum zwischen Schottland und Malta, von Irland bis Japan 'umquartiert' werden muss. Also trifft dieses Schicksal auch die Tempel von Malta und Gozo, umso mehr, als ihm eine Tempelfassade von 16 m Höhe wie die von Ġgantija in der Vorgeschichte eigentlich unvorstellbar sei [G. 418]. Nach seinen Umdatierungen stehen Stonehenge, Ġgantija *und* die Aachener Pfalzkapelle einigermaßen zeitgleich. Aachen hat er zwar nicht beachtet, aber wer die Zeit zwischen 600 und 900 belässt, hat keinen Grund, die dortige Pfalzkapelle umzudatieren. Aachen trotz Eisenringanker, vielfältiger Gewölbe und Mosaikausschmückung auf der technischen Höhe eines urzeitlichen Megalithbaus? So gerät Ginenthals Ansatz immer weiter ins Trudeln.

Auch das Neolithikum erst nach der Römerzeit?

Einmal auf den Geschmack gekommen, will Ginenthal nicht nur das Megalithikum, sondern das gesamte Neolithikum zwischen Römer und Romanik hineinpresse. So beschäftigt ihn das anatolische Çatal Hüyük (heute von -7400 bis -6200 gesehen) genauso wie Göbekli Tepe, das bei -9500 eingestuft ist [G. 389]. Allen Ernstes will er mehr als 7.000 Jahre von zum Teil akeramischer Kultur wie in Göbekli Tepe oder Mehrgarh I innerhalb von 400 bis 500 Jahren *nach* den Römern unterbringen, muss dabei aber übersehen, dass es deutlich länger gedauert haben muss, um auch nur die 28 bekannteren maltesischen Kultstätten auf zwei kleinen Inseln zu bauen und immer wieder umzubauen [Freedon, 31, 204], auf Inseln, die wohl auch damals nur wenig Wasser und wenig Holz geboten haben.

Allein *Skara Brae* auf den windumtosten Orkney-Inseln vor der schottischen Küste – das ihn auf fast 50 Seiten beschäftigt – könnte vielleicht verjüngt werden. In einer Gegend, in der es kaum Bäume gibt, muss jeder Hausbauer ohne Balken und Bretter auskommen. Er muss Trockenmauern legen, falsche Gewölbe errichten und kleine Schränke oder Fächer in die Steinwände einfügen. Wie zuletzt gezeigt [Illig 2013], hat sich das falsche Gewölbe bis in die Gegenwart hinein behauptet, auch wenn bedeutende Bauwerke wohl durchwegs in bester Technik errichtet worden sind, also zeitsprechend mit echten Gewölben, Kuppeln, kühnem Betontragwerk etc. Die acht Häuser des unbedeutenden Weilers *Skara Brae* könnten von da her später errichtet worden sein. Aber es gab dort auch Funde der Glockenbecherkultur, die für Colmum bis zur Römerzeit reichen, aber mit Sicherheit nicht weiter. Insofern war auch *Skara Brae* bei meiner Verjüngung der Vorzeit ohne große Datierungsprobleme unterzubringen. Nur Ginenthal reiht es problemlos *nach* der Römerzeit ein.

Kulturelle Verwirrungen

Äußerst wichtig ist Ginenthal die Pest ab 541, dezimiert sie doch die Bevölkerung nach dem weströmischen Reich von Irland bis China dramatisch [G. 398]. Warum aber ist ihr Wiederaufflackern bis 750 von großer Bedeutung [G. 351] und ein Beweis gegen das erfundene Frühmittelalter? Damals hätte in Europa laut Ginenthals Ansatz niemand geschrieben, sondern nur mit Steinwerkzeug hantiert. Wer hätte da Aufzeichnungen gemacht, aus denen sich später die Chroniken ableiten konnten, die von Epidemien berichten? Unbeeindruckt von solchen Petitesse wird gleich darauf Bischof Cautinus erwähnt, der sich – das ist unproblematisch – 571 zur Pest äußert [G. 353]. Aber auch Paulus Diaconus darf noch kurz vor 800 über die Pest und über die Langobarden berichten [G. 354]; womöglich lebte er nicht nur an König Karls Hof, sondern kurz davor und danach in Hütten der Jungsteinzeit. Die Pest dezimiert in dramatischer Weise die Bevölkerung, die ihre Städte aufgibt und irgendwo die Zivilisation ganz von vorn beginnt [G. 379]. Leider kommt Ginenthal auf den die Pest behandelnden 40 Seiten nicht auf die nahe liegende Idee, dass eine stark dezimierte Bevölkerung, die sich in der Wildnis wiederfindet, größte Probleme mit Nahrungsmitteln hätte, nachdem sie sogar ihre Felder aufgegeben und keine Ahnung mehr davon hat, wie man steinzeitlichen Feldbau betreibt. Für Ginenthal hätte sie ungeachtet drohender Hungersnöte sofort mit einer anstrengenden Serie von Megalithsetzungen begonnen, die bislang über zu viele Jahrtausende gestreckt, aber nun auf zu wenige Jahrhunderte eingedampft wird.

Die Jungsteinzeitler, die jetzt wohl Jüngsteinzeitler heißen müssten, bewegen sehr große Monolithen, ganz offensichtlich ohne römische Technik, wie sie bei Torsionsgeschützen, Belagerungstürmen, Kränen oder bei den drei rund 1.000 Tonnen schweren, rechtwinklig zubehauenen Quadern von Baalbek zum Einsatz kam. Statt dessen wären jetzt Heiligtümer ohne behauene Steine entstanden. Wir müssen uns weiter vorstellen, dass z.B. die gallischen Bistümer der Römerzeit auf einen Schlag verschwunden sind; statt dessen hätten Heiden drei, vier oder fünf Jahrhunderte lang Großsteine aufgetürmt, um unmittelbar danach wieder Kirchen zu bauen. Erst am Ende der Großsteinzeit wäre man der Schriftleere überdrüssig geworden und hätte unmittelbar dort weitergemacht, wo die Römer aufgehört haben. Das alles ist – I am sorry – im Kulturverständnis absurd.

„Auf jeden Fall haben wir gezeigt, dass von Britannien am Atlantik bis nach Japan im Pazifik die meisten der großen Kulturen durch Pestepidemien zerstört wurden und gezwungen waren, zu steinzeitlichen oder fast steinzeitlichen Bedingungen zurückzukehren. Doch mit Heinsohns [stratigraphischer] Methode haben wir gezeigt, dass diese Jahrhunderte nicht

leer waren, sondern von Menschen belebt waren, die sich bemühten, sich mit jedwedem noch vorhandenem Wissen zu unterstützen“ [G. 417].

Hier erntet Heinsohn den zweifelhaften Ruhm, Erfinder einer Methode zu sein, bei der fehlende Schichten durch deutlich tiefer liegende ergänzt werden, obwohl zwischen ihnen Strata mit viel höher entwickeltem Kulturgut liegen.

Ginenthals Kritik am erfundenen Mittelalter

Ginenthal schätzt zwar die von mir aufgezeigte Fundleere, aber meine Thesen zum erfundenen Mittelalter stehen ihm im Wege, weshalb er seine Kritik an ihnen als entscheidend („crucial“) einschätzt [G. 425] – die zum Teil ebenfalls ausführliche Kritik an Emmet Sweeney [G. 424 f.], an manchen Kontrahenten in der SIS [G. 451 ff.] und an Anatolj Fomenko [G. 456-477] konzentriert sich auf Finsternisberichte. In meinem Fall pocht er zuerst auf die irischen *Annalen von Ulster* und das Antiphonar von Bangor [G. 426], die freilich erst später zum Zuge kommen. Er missversteht dann meine Argumentation dahingehend, dass nicht für erfundene, sondern für reale Zeiten die Literatur fehlte, weshalb sie später gefälscht wurde [G. 428] – ohne sich zu überlegen, wie die Himmelsbeobachtungen seiner Jüngsteinzeit ohne schriftliche Fixierung weitergegeben worden wären. Er will dann das Schweigen der jüdischen Autoren wegklären, ohne zu bemerken, dass nicht nur ihre Schriften fehlen, sondern auch neugebaute Häuser, Synagogen und sonstige Kulturgegenstände [G. 429 f.], um sich dann gegen mein Kalenderargument zu wenden. Ginenthal hält dieses Thema für *die* angelsächsische Spielwiese, auf der ein Deutscher nichts zu bestellen habe: „Er scheint uns in unserem eigenen Spiel mit unsere eigenen Handwerkszeug und unseren eigenen Verfahren geschlagen zu haben“, was mir natürlich nicht gelungen sei [G. 435].

Die doppelte Sonnenuhr von Augustus und Domitian auf dem Marsfeld in Rom

Hier ist ein gewichtiger Punkt zum weiteren Verständnis vorzuschicken. Wenn die Äquinoktien zu Cäsars Zeit auf den gleichen Jahreseckpunkten liegen wie seit der Kalenderkorrektur von 1582, dann ist geklärt, dass der Fehler des Julianischen Kalenders nicht erst ab dem Konzil von Nicäa, sondern ab dem Reformjahr -45 aufgelaufen ist, dann liegt Cäsars Kalenderreform nur ca. 1.350 Jahre, nicht mehr als 1.600 Jahre vor 1582. Nun ist das Frühlingsäquinoktium, der Frühlingspunkt ein Streitfall, für den aus Rom sowohl 21. 03. wie 25. 03. überliefert sind [vgl. Illig 1/2011, 67]. Auf jeden Fall ist der 21. 03. alexandrinischen Ursprungs und war schon vor Nicäa bekannt, während die Römer den 25. 03. bevorzugten, wie sie auch für die winterliche Sonnen-

wende den 25. 12. und nicht den 21. 12. wählten. Dieses Datum geht jedoch auf den Mithraskult persischen Ursprungs zurück und ist im westlichen Reich sowohl durch diesen Kult wie durch das davon abgeleitete Fest von Sol Invictus wie dem daraus abgeleiteten christlichen Weihnachtsfest fixiert. Als zusätzliche Klärung zum 21. 03. versuchte ich das damit kommunizierende Datum 23. 09. vor Nicäa nachzuweisen, gehören doch die Jahreseckpunkte 21. März, 21. Juni, 23. September und 21. Dezember zusammen.

Columella

Der Geburtstag des Augustus wurde nach Cäsars Kalenderreform auf den 23. 09. wahrscheinlich umgerechnet, auf jeden Fall festgesetzt, wie mehrere antike Quellen bestätigen. Aber war das auch der Tag der Äquinoktie? Das lässt sich heute durch den Fund von Werner Frank belegen: Der unter Augustus geborene Columella (gest. +70) schrieb zwölf Bücher über Landwirtschaft, Gartenbau und Baum- wie über Bienenzucht. Er berichtet davon, dass die Herbstäquinoktie auf den 23. 09. gefallen ist [Frank 2010]. Wie steht es um die spätere Tradierung dieses Autors? Zwei Codices werden dem 9./10. Jh. zugewiesen, ein Autor hat ihn im 13. Jh. zitiert, 20 Codices des 15. Jh. gehen auf einen Manuskriptfund von Poggio Bracciolini zurück [wiki ↔ Lucius Iunius Moderatus Columella]. Dieser Mann hatte während des Konzils von Konstanz drei Jahre lang die Möglichkeit, in Klöster nördlich der Alpen nach alten Handschriften zu suchen, steht aber unter dem Verdacht, antikes Schrifttum nicht nur gefunden, sondern auch selbst verfasst zu haben. Die Liste der von ihm in Umlauf gebrachten Schriften ist allerdings zu lang, um alle von ihm oder einem seiner Schreiber – es sind nur zwei Namen bekannt – verfasst worden zu sein [vgl. Illig 1/2011, 72 f.]. Bei theologischen Schriften wird der Zweifel immer bleiben, war er doch Sekretär und Schreiber unter mehreren Päpsten. Aber was versteht ein Geistlicher, der immer am kurialen Schreibpult sitzt, von Ackerbau und Viehzucht? Insofern ist diese umfangreiche Schrift Columellas, der nichts Vergleichbares aus dem Mittelalter zur Seite steht, wenn überhaupt, dann nur mit minimalem Fälschungsverdacht behaftet.

Das Horologium in Rom

Vor diesem Fund brauchte es die Sonnenuhr des Augustus, die gemäß ihrem Ausgräber Edmund Buchner mit ihrer Positionierung zur Ara Pacis die Herbstäquinoktie hervorhebt und damit bestätigt, dass der Geburtstag des Augustus am 23. 09. auf die Herbstäquinoktie gefallen ist. Bei ihrer Nutzung als mein Argument wird Ginenthals Ton beschwörend: Ich sei „seriously in error“, sei sogar dreimal „seriously erroneous“ (‘Du musst es dreimal sagen’, damit es auch wirkt), ich erlebe deshalb ein „most disastrous problem“, hätte ich doch eine „totally invalid“ Lösung präsentiert, die „failed on all grounds“

[G. 436-438, 443 f.]. Denn ich schreibe von der Sonnenuhr des Augustus, obwohl es sich in Wahrheit um die von Domitian handle.

Aber es brauchte nicht einen Jonathan Edmondson, dem das erst 2007 auffiel [G. 436], sondern Buchner diskutiert das bereits in seinem Bericht von 1982 und ich habe es nicht verheimlicht. Er hatte eine Gleichung mit lauter Unbekannten zu lösen: Wo stand der Obelisk, wie hoch war er, wie groß war der angenommene Ekliptikwinkel (wurde er am Obelisk gemessen oder der aus der Literatur bekannte, aber falsche Winkel übernommen [ebd. 21]), wie groß war das Zifferblatt, was war auf ihm abzulesen, wie verband sich die Anlage mit den anderen Augustus-Bauten auf dem römischen Marsfeld? Buchner fand den Standort, bestimmte die Obeliskenhöhe, rekonstruierte die Anlage, um dann auf diesem heute völlig zugebauten Gelände zu graben und zu bohren. Und er fand tatsächlich den Meridian mit Beschriftungen in vergoldeten Bronzebuchstaben. Er lag 1,60 m höher als erwartet, weil sehr wahrscheinlich Domitian das erneuerte Zifferblatt deutlich höher legen ließ, aber den Obelisk am Ort beließ. Buchner wies Fundamentausbruchsgräben der tieferen Uhr [ebd. 59, 62] ebenso nach wie den Zweitgebrauch der augustäischen Metallbuchstaben [ebd. 79].

Damit hat Buchner zwei Uhren nachgewiesen: Die Konstruktion der Augustus-Uhr *und* den Neubau wohl unter Domitian [ebd. 77]. Bereits Plinius d. Ä. wusste vor +79, dass die Uhr nicht mehr richtig ging, hatte sich doch der Obelisk an einer Ecke um 5 cm abgesenkt, was seine Spitze um 35 cm aus dem Lot brachte [ebd. 13, 66]. Hier dürfte ein Erdbeben schuld gewesen sein; der Hauptgrund dürfte aber m.E. gewesen sein, dass der ungestüme Tiber bei jeder seiner Überschwemmungen die riesige Fläche mit Wasser und Schlamm bedeckte, weshalb man sich zu einem um 1,60 m angehobenen Neubau entschloss. Der Obelisk blieb jedoch auf seinem ursprünglichen Standort, verlor also an Höhe. So ist das Zifferblatt wegen des nun niedrigeren Schattenwerfer etwas kleiner geworden, in der Nord-Süd-Ausrichtung von ca. 75 auf 72 m gekürzt [ebd. 68]. Unverändert geblieben ist der Standorts des Obeliskens, womit auch die Meridianlinie unverändert blieb. Die rechtwinklig zu ihr verlaufende Äquinoktiallinie rückte jetzt ein wenig näher an den Obeliskens heran. Für Domitian war es weniger wichtig, ob sie noch präzise auf das Tor der Ara pacis zulief. Für mein Anliegen war das ebenfalls gleichgültig, weil es mir um die ursprüngliche Augustus-Konstruktion geht.

Die Uhr scheint übrigens bereits unter den nachfolgenden Kaisern aufgegeben worden zu sein. M.E. brachte der Tiber immer neue Schlammanlagerungen, von denen man auch das erhöhte Zifferblatt nicht lange freihalten konnte. Das von Augustus liegt fast 8 m, das von Domitian 6,30 m unter dem heutigen Niveau [ebd. 63], das nur dank enormer Ufermauern vor Hochwasser geschützt ist. Die Titularkirche S. Lorenzo in Lucina steht mit einem Seiten-

schiff auf dem Gelände des Horologiums. Für diese Benutzung öffentlichen Grundes war um 450 das Einverständnis von Kaiser Valentinian III. notwendig. Unter dem kirchlichen Hauptraum, außerhalb der Sonnenuhr, liegen verschiedene ältere Gebäude aus dem 2., 3. und 4. Jh. Für die Papstwahl vom 01. 10. 366 wird bereits eine Kirche erwähnt. Gefunden wurde ein Mosaik aus dem 2. Jh., separat ein frühchristliches Baptisterium, das noch dem 2. Jh. zugehören könnte, ein mehrschiffiger Bau des 4. Jh. und die gut ergrabenen Kirchenüberreste des 5. Jh., darüber der Neubau des 12. Jh. nach der Normannenzerstörung von 1084 [wiki und it.wiki → Basilica di San Lorenzo in Lucina]. Auch diese Vielfalt an Bauten durch die Jahrhunderte spricht zuverlässig gegen eine gigantische Überflutung des Marsfelds um 230 mit ersten Neubauten im 10., ja 11. Jh. [vgl. Heinsohn 2012, 350; Illig 2012, 396-399].

Zur Präzision der Sonnenuhr

Wie lang oder ob überhaupt die Uhr jemals richtig ging, wissen wir nicht. Die angegebenen astrologischen Tierkreiszeichen stimmten auch damals nicht mit den Sternbildern überein, weil die Astrologen bereits deren Himmelspositionen trotz ihres präzessionsbedingten Wanderns festgeschrieben hatten (heute beträgt die Differenz ein volles Zeichen!) [Buchner, 13]; außerdem verändert die Präzession im Lauf der Zeit die Höhe des Sonnenstands [ebd. 21], und das Absinken einer Obeliskenecke muss irgendwann zwischen -11 und +79 passiert sein [ebd. 13]. Außerdem war beim Bau der Sonnenuhr der Kalender um drei Tage aus dem Lot (s.u.).

Nicht rastender Menscheng Geist hat nachgerechnet, dass der Schatten zwar in Richtung Ara Pacis gelaufen ist, aber mangels intensivem Schattenwurf nicht in ihn hineingelaufen wäre. Außerdem hätte es keine Stundenanzeigen gegeben, weshalb man heute lieber von einem Meridian-Instrument spricht [wiki → Solarium Augusti; contra Buchner, 23, 51]. Wortführer für die neue Interpretation ist Michael Schütz. Er moniert zu Recht, dass Buchner von Teilen des Liniennetzes in oder unter der Kirche S. Lorenzo in Lucina ausging. Es gibt jedoch nur literarische Hinweise, ausgehend von Pomponius Laetus im 15. Jh. Ihnen ist auf jeden Fall zu entnehmen, dass die Kirche teilweise auf dem Horologium stand [Schütz, 439 f.]. So das Zifferblatt nur aus einer Nord-Süd-, also einer Meridianlinie bestand: Warum wäre man 80 m vom schattenwerfenden Obelisk und 45 m vom Meridian entfernt noch immer auf dem Horologium gestanden? Auf einer leeren Fläche ohne irgendwelche Linien?

Es dürfte sehr wohl etwas auf dem Boden zu sehen gewesen sein. Buchner wird außerdem angekreidet, dass er die Äquinoktiallinie im dicht bebauten und deshalb schwer erforschbaren Marsfeld nicht explizit nachweisen konnte. Fast selbstverständlich beharrt Schütz darauf, dass 23. 09. und Herbstäquinoktie nicht zusammengehörten; vielmehr ging es um „das von Caesar vorge-

sehene Datum 25. 9. = VII Kal. Oct.“ [Schütz, 448] – doch ohne Begründung und Quelle.

Für meine eigene Interpretation ist es nachrangig, ob Facundus Nov(i)us als Mathematiker des Augustus [Buchner, 13] alle seine Berechnungen und Absichten tatsächlich realisieren konnte und ob das anfängliche Zifferblatt als Meridian oder als Sonnenuhr, reich illustriert oder eher arm ausgestattet war. Mit ging es ‘lediglich’ darum, dass die Anlage zwangsläufig die Äquinoktien hervorhebt – denn nur an diesen beiden Tagen läuft der Schatten nicht in einer Kurve, sondern auf einer Geraden, hin zur Ara pacis – und damit den Geburtstag des Augustus zur Herbstäquinoktie – bis auf eine Haaresbreite [Illig 1999, 51] – bestätigt, fast so gut wie Columella.

Ginenthals sonstige Argumente

Ginenthal kämpft unbeirrbar gegen die Sonnenuhr an und lässt Katherine Volk lang und breit erklären, die Römer wären aus astrophysikalischen Gründen gar nicht in der Lage gewesen, die Äquinoktien exakt zu bestimmen, um dann nüchtern festzustellen, dass sie es laut Lynn Rose und Sir Fred Hoyle doch konnten [G. 437 f.]. Direkt anschließend folgt der ‘Standardfehler’: Der Papst selbst habe 1582 vom Bezug zum Konzil von Nicäa gesprochen! Das Argument hat Werner Frank [2002; 2005] widerlegt; wenn unsere britischen Kollegen beteuern, dass ihre sprachlichen Fähigkeiten die Lektüre deutscher Texte nicht ermöglichen [G. 433], dann könnten sie zumindest die *Proceedings of the Vatican Conference* lesen [Coyne et al. 1983], in denen im Vatikan klargestellt worden ist, dass die zwangsläufig dann notwendige Kalenderkorrektur zu Nicäa nicht vorgenommen worden ist.

Mit seinen Einwänden glaubt Ginenthal gegen die Sonnenuhr bewiesen zu haben, dass „keine 300 Jahre im Kalender fehlen, wie Illig uns erzählt hat“ [G. 438] und bekräftigt sein peinliches Umkrempeln des Sachverhalts – m.E. fehlen nicht 300 Jahre im Kalender, sondern er enthält 300 Jahre zu viel – mit tradierten Sonnenfinsternissen. Er bezieht sich auf die *Annalen von Ulster*, die zwar erst Ende des 15. Jh. geschrieben seien, aber 18 Finsternisse und Kometenbeobachtungen aus der Zeit von 496 bis 884 enthalten [G. 439]. Er verschwendet keinen Gedanken daran, wie diese von ihm als präzise geschilderten Beobachtungen von seinen Steinzeitmenschen des 6. bis 9. Jh. gemacht und schriftlos tradiert worden wären. Ihm genügt ihre Existenz, die zwingend gegen mich zeuge. Es bleibt auch sein Geheimnis, wie damalige Kometenbeobachtungen sogar auf Tag und Stunde mit den Rückrechnungen moderner Astronomen übereinstimmen können [G. 439], nachdem nur die wenigsten früher berichteten Kometen mit heutigen Beobachtungen in Verbindung gebracht werden können.

Wesentlich ist, dass er eine entscheidende Erklärungsmöglichkeit nicht berücksichtigt hat: Es liegt außerhalb seiner Vorstellungen, dass Himmelsbeobachtungen in der Spätantike präzise tradiert und dann um 297 Jahre zeitversetzt in dieser Chronik festgehalten worden sind. Zeit für die Umplatzierung gab es genug, da die Chronik erst rund 600 Jahre nach der letzten Beobachtungen kompiliert worden ist. Insofern hat sich „die Herausforderung für Illig oder seine Unterstützer, präzise wissenschaftliche Evidenz zu präsentieren, um diese Daten zu widerlegen“ [G. 442] bereits erledigt, ist doch auch dieser Gedankengang von uns längst publiziert worden.

Eine weitere Widerlegung findet Ginenthal in dem Umstand, dass die Pestepidemie von 541 nicht nur 75 Jahre 'laut Illig', sondern rund 200 Jahre gedauert habe, weil andere Epidemien zu ganz anderen Zeiten auch so lange gedauert hätten [G. 442]. Bei dieser dürftigen Argumentation übersieht er erneut, dass es, je stärker die Pest gewütet hat, für die verbliebene Restbevölkerung um so unmöglicher geworden ist, alle jungsteinzeitlichen Gemäuer von -9500 bis ca. -2000 in der Zeit von vielleicht 550 bis 950 zu errichten. Da kann Ginenthal leicht eine souveräne Attitude einnehmen:

„Gegenwärtig können wir mit vollständiger Sicherheit sagen, dass Illigs Thesen rundum fehlgeschlagen sind. Sein Gebrauch des Horologium von Augustus war ein Irrtum. Die Extrapolation/Retrokalkulation durch Gregor XIII. erklärt, warum dem Kalender 1582 nur zehn Tage *hinzugefügt* worden sind. Wir haben auch die Stratigraphie der Bevölkerung aus diesen [erfundenen] Jahrhunderten, ihre Häuser, Felder, Begräbnisse und Kunstwerke. So haben wir Illig in allen Belangen geantwortet“ [G. 444; Hvhg. III].

Das „rundum“ ist mindestens genauso falsch wie seine Behauptung, im Kalender von 1582 seien nicht zehn Tage übersprungen, sondern *hinzugefügt* („were added“) worden! Keine meiner Thesen hat Ginenthal widerlegen können.

Es schließen sich bei ihm langatmige Untersuchungen über Rückrechnungen an, in denen vor allem Lynn Rose verteidigt wird, der von der Gegenwart bis ca. -300 jede Phantomzeit verteuelt, aber dann – wiederum per Rechnung – die 12. Pharaonen-Dynastie um 1.477 Jahre verjüngt [G. 453].

Wenig erfreulich ist der Umstand, dass nach Fomenko ein Abschnitt [G. 478-488] mit der Überschrift folgt: „Gunnar Heinsohn's two phantom centuries“ [G. 478]. Hier geht es um die Zeit von -400 bis -200, also um die Zeit Alexanders d. Gr. und allgemeiner um hellenistische Zeit. Die zugrunde liegenden Gedanken habe ich 1994 bis 1996 in sechs Aufsätzen in den *Zeitensprüngen* entwickelt [u.a. Illig 1994; 1995]. Diese von mir nicht weitergeführten Gedanken – 1996 setzte mit Macht die Mittelalterdebatte ein – hier nun unter

anderem Namen zu finden [Heinsohn 2009], enttäuscht einigermaßen. Heinsohn hat mir später en passant erzählt, er habe meine einstigen Ergebnisse 2009 auf der Konferenz vorgetragen; dies ist offenbar so erfolgt, dass man im angelsächsischen Raum von seiner zweiten Phantomzeit spricht.

In Ginenthals Buch folgen darauf die knappen *Conclusions*. Zwangsläufig bemerkt er auch hier die Verstiegenheit seiner Steinzeit = Mittelalter-These nicht. Wenn er indirekt von meinen Unterstützern und von mir spricht, charakterisiert er in Wahrheit seine eigene Arbeit:

„Sie werden zweifellos fortfahren, vergeblich Millionen von Seiten zu füllen, um eine These auf eine andere zu setzen, da sie sich in einem endlosen Kampf befinden, um Geschichte wissenschaftlich zu machen – ohne Rückgriff auf die Wissenschaft [...] sie werden fortfahren, historische Chronologie auf Fundamenten zu ‘kreieren’, die nirgends in der Realität existieren“ [G. 490].

Nach diesem harten Rundumschlag eines Autors, der im Glashaus sitzt, folgen Anhänge, die keinen Zusammenhang mit der sonstigen Thematik erkennen lassen, so von Lewis M. Greenberg: „The »Land of Punt« Redux“ [G. 491-505] und vom selben Autor zusammen mit Ralph E. Juergens: „A linguistic note on the »Land of Punt«“ [G. 506-520], also Überlegungen zu Velikovskys Gleichsetzung der Salomo besuchenden Königin von Saba mit der Pharaonin Hatschepsut. Sie erklären sich damit, dass der Foliant zugleich vier Nummern des Jahrgangs 2012 der Zeitschrift *The Velikovskian* verkörpert und deshalb auch andere Forschungen wiedergeben soll.

Der begleitende Aufsatz von Lynn E. Rose

Eine Zwitterstellung nimmt der Aufsatz von Lynn E. Rose ein: „Astronomy and the short Chronology“ [G. 521-582]. Hier finden wir seine durchaus beeindruckende Umdatierung der 12. Dynastie in die Zeit von -502 bis -331. Weissgerber hat wenig überzeugend in seinem Ägypten-Zyklus die 12. Dyn. aufgeteilt in einen Abschnitt von 892–800 und in einen zweiten, zum Teil mit der 18. Dynastie identischen, den er in den Jahren 750–547 findet [vgl. Weissgerber, 263]. Nachdem Heinsohn und ich die 12. Dynastie erst mit Alexander beendet sehen [Heinsohn/Illig, 454, 457] – 1990 noch ohne jede Zweifel an Alexander d. Gr. geschrieben (vgl. ab S. 562) –, liefert nun Rose passende Detailangaben. Dieser Ansatz wird separat zu würdigen sein.

Im selben Buchkapitel attackiert Rose auch das erfundene Mittelalter. Seine Einwände beginnen mit: „Wir wissen bereits, dass Illig sich irrt“ [G. 523] Das bezieht sich wohl auf den Ginenthal-Text und wird nun um Betrachtungen zur fehlerhaften Schaltregelanwendung nach Cäsar ergänzt. Diese Praxis hat mich schon deutlich vor Rose beschäftigt, nämlich 1992. Es geht darum,

dass die uns vertraute Schaltregel 'Nach jeweils drei Jahren ein Schaltjahr' sofort nach Caesars Tod missverstanden worden ist als 'jedes dritte Jahr ein Schaltjahr'. Das ist so praktiziert worden bis -9 (s.o.). Dann hat Augustus in einem Dekret verfügt, auf mehrere Schaltungen zu verzichten; so war der Kalender im Jahr +4 wieder im Lot [vgl. Illig 1992, 20]. Als ich das geschrieben hatte, gab es *Wikipedia* noch nicht; heute steht es so auch in der englischen *Wikipedia* (hier ausnahmsweise auf Englisch, weil für Ginenthal und Rose bestimmt):

„After 36 years, this resulted in three too many leap days. Augustus remedied this discrepancy by restoring the correct frequency. He also skipped three leap days over 12 years in order to realign the year“ [en.wiki ↔ Julian calendar].

/ Nach 36 Jahren ergaben sich drei Schalttage zu viel. Augustus behob diese Diskrepanz, indem er die korrekte Schalthäufigkeit wieder herstellte. Außerdem ließ er drei Schalttage in den nächsten 12 Jahren aus, um das Kalenderjahr wieder auf Linie zu bringen. /

Das heißt auch: Vermutlich führte das Aufstellen des Obeliskens im Jahr -10 und die sich anschließenden Vermessungsarbeiten für die Sonnenuhr zur Aufdeckung des Schaltfehlers. Paradox: Bis ins Jahr +4, bis zur Entfernung der überzähligen Schalttage ging die neue Uhr um bis zu drei Tage falsch. Aber um den Sachverhalt nicht unnötig zu verwirren, habe ich dieses nicht weiterführende Detail später weggelassen. Nun glaubt Rose [G. 525], die drei fraglichen Tage mit den anfänglichen Schaltfehlern motivieren zu können; ihm ist entgangen, dass unter Augustus die drei zuviel erfolgten Schalttage wieder eliminiert worden sind. Unkenntnis ermöglicht forsche Formulierung:

„Illig ist besessen von diesen drei Tagen. Er hat keine Vorstellung, woher sie kommen. Wie wir sehen, hat er es verabsäumt, die fehlerhaften Schaltpraxis in Rechnung zu stellen, die von -41 bis -8 betrieben worden ist“ [G. 525].

So misstönig klingt es, wenn sich Amerikaner auf ihrem eigenen Spielfeld mit ihren eigenen Verfahren hervortun. Das ist in der Sache bedauerlich und ihr wenig dienlich. Rose schreibt übrigens in korrekter astronomischer Manier z.B. -8, wenn er das Jahr 9 v. Chr. meint, schiebt doch die Zunft ein Jahr Null ein, um sauber über die Zeitenwende hinweg addieren und subtrahieren zu können. Hier im Heft ist es fast seit Anbeginn Usus, für das Jahr 9 v. Chr. einfach -9 zu schreiben. So macht das der weit verbreitete *Kulturfahrplan* schon viel länger. Der Vorteil ist, dass altvertraute Jahreszahlen wie -333 oder -753 samt ihren Merkversen erhalten bleiben, da sie nicht zu -332 oder -752 verformt werden.

Fazit

Um auf Ginenthals Verlegung von Megalith- und Jungsteinzeit ins frühe Mittelalter zurückzukommen: Es muss verzweifelt um Velikovskys kosmische Katastrophen stehen, wenn sie auf derartige Weise gestützt werden müssen (vgl. ab S. 653). Die gesamte Chronologie-Kritik wird dadurch desavouiert.

Weitere Literatur

- Buchner, Edmund (1982): *Die Sonnenuhr des Augustus*; Mainz (Das Buch besteht aus zwei nachgedruckten Zeitschriftenartikeln von 1976 und 1980 und einem Nachtrag über die Ausgrabung von 1980/81)
- Cardona, David (2013): Tas Silġ · From prehistoric temple to Byzantine church; *Current World Archaeology*, 04. 06.;
<http://www.world-archaeology.com/features/tas-silg-malta/#.UkyI977wBmo>
- Collum, Vera Cristina C. (1935): *The Tressé Iron-age Megalithic Monument ...*; Oxford · London
- Coyne, G.V. / Hoskin, M.A. / Pedersen, Olav (1983): *Gregorian Reform of the Calendar. Proceedings of the Vatican Conference to commemorate its 400th Anniversary 1582 - 1982*; Città del Vaticano
- Frank, Werner (2010): Bemerkungen zur Gregorianischen Kalenderrestitution und zu den Jahreseckpunkten unter Augustus; *Zeitensprünge* 22 (2) 457-464
- (2005): 21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des I. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; *Zeitensprünge* 17 (1) 4-14
 - (2002): Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen? *Zeitensprünge* 14 (4) 646-655
- Freedon, Joachim von (1993): *Malta und die Baukunst seiner Megalith-Tempel*; Darmstadt
- Heinsohn, Gunnar (2012): 230er Reichskatastrophe im Imperium Romanum und in Aachen; *Zeitensprünge* 24 (2) 345-369
- (2011): Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde? *Zeitensprünge* 23 (1) 164-193
 - (2009): Phantom Periods and Astronomical Retrocalculation; *Chronology & Catastrophism Workshop 2009:3*
 - (2004): Säulen der Vergangenheit; *Zeitensprünge* 16 (1) 36-38
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (2003): *Wann lebten die Pharaonen?* Gräfelting
- Illig, Heribert (2013): Kraggewölbe bis zur Gegenwart [Rezension zu Renate Löbbbecke]; *Zeitensprünge* 25 (2) 335-341
- (2012): Auch Phantomzeit kann fiktiv sein. Eine Antwort auf Gunnar Heinsohns doppelte Phantomzeit; *Zeitensprünge* 24 (2) 394-419
 - (2011): *Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Gräfelting¹1988, Frankfurt
 - (1/2011): Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre. Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter; *Zeiten-*

- sprünge* 23 (1) 65-76
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*; München
 - (1997): Prähistorisch-christliche 'Netzwerke'. Kultkontinuität in Europa; *Zeitensprünge* 9 (1) 38-49
 - (1995): Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende. Eine Skizze; *Zeitensprünge* 7 (3) 269-287
 - (1994): Abschied vom großen Alexander oder Der eigentliche Alexanderroman; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 24-39
 - (2/1992): Der Meridian des Augustus. Die Sonnenuhr des Augustus war keine Stundenuhr; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 16-25
 - (2/1991): Augustus auf dem Prüfstand; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (2) 43-49
- Otte, Andreas (2012): Electric Universe Conference 2012. The Human Story 2012; *Zeitensprünge* 24 (1) 212-228
- Schütz, Michael (1990): Zur Sonnenuhr des Augustus auf dem Marsfeld. Eine Auseinandersetzung mit E. Buchners Rekonstruktion und seiner Deutung der Ausgrabungsergebnisse, aus der Sicht eines Physikers; *Gymnasium* Jg. 97, 432-457
- Stein, Werner (Hg. 1987): *Der große Kulturfahrplan · Die wichtigsten Daten der Weltgeschichte bis heute in thematischer Übersicht*; München (damals 625. Tausend)
- Tetzlaff, Ingeborg (1986): *Malta und Gozo*; Köln
- Weissgerber, Klaus (2012): Die Pharaonen bis Alexander; *Zeitensprünge* 24 (2) 262-265 (Hg. H. Illig)
- wiki = *Wikipedia · Die freie Enzyklopädie* ↔ Artikelbenennung (en.wiki = englische Version)

Wie gingen die Uhren in England?

Steve Mitchells Phantomzeiten

Eine Rezension von Heribert Illig

M. = Mitchell, Steve (2013): Dark Earth: a challenge to the chronology of Britain in the first millennium AD; *Chronology & Catastrophism SIS Review* 2013, 2-28

Prolog

Die frühe Christenheit war in Gestalt ihrer großen Denker ständig darauf aus, ihrem Herrn und Heiland ein Schnippchen zu schlagen. Hatte er verkündet, seine Jünger wüssten so wenig wie er selbst Tag oder Stunde seiner Rückkehr [Mt 24,36; 25], so versuchten immer wieder listige Rechner, den Zeitpunkt des Jüngsten Gerichts vorauszuberechnen. Wie andernorts ausgeführt [Illig 1999, 132-137], sah man Analogien zwischen Schöpfungsbericht und Weltgeschichte. Die Erschaffung des Menschen am 6. *Schöpfungstag* bringt die Geburt Jesu Christi in den 6. *Welttag*, der für Menschen 1.000 Jahre dauert, d.h. zwischen 5000 und 6000 *nach Schöpfung*. Zunächst definierte man das Jahr 5500, dann 5200 und schließlich das Jahr 5000 n. Sch. als Geburtsjahr des Herrn. In allen drei Fällen dräute das Weltgericht bald danach: um 500, um 800 und um 1000 n. Chr. Erst nach dem ersten Millennium löste sich die Christenheit von dem bald zu erwartenden Weltende und ließ den sechsten Welttag über die 1.000 Jahre hinaus wachsen. Die rechnerischen Spekulationen verblassten, regten sich aber noch einmal vor dem Jahr 1500.

Erst nach 1000 lassen sich auch andere Schöpfungsdaten erwarten. Bekanntlich bestimmte 1650 Bischof Ussher als Schöpfungsjahr 4004 v. Chr.; das bringt die Geburt Christi auf 4004 n. Sch., also an den Beginn des 5. Welttages. Joseph Justus Scaliger (1540–1609) hatte sich auf 3950 v. Chr. festgelegt. Ein fast identisches Ergebnis – sogar Ende des 4. Welttags – hatte Beda Venerabilis mit 3952 v. Chr. errechnet [wiki → Ussher-Lightfoot-Kalender].

Aber Beda soll bereits 735 n. Chr. gestorben sein, 850 Jahre vor Scaliger. Bei dieser Lebenszeit hätte er als einziger Mensch vor dem Jahr 1000 die Fesseln des 6. Welttags für Christi Geburt abgestreift – doch keiner ist ihm darin bis 1000 n. Chr. gefolgt, obwohl gerade sein Werk die Datierung „n. Chr.“ im Karolingerreich propagiert haben soll. Es gibt erneut nur eine Schlussfolgerung: Beda hat nach 1000 n. Chr. geschrieben. Dementsprechend vorsichtig muss mit seinen Schriften und ihrer Einordnung ins 8. Jh. umgegangen werden. Mitchell gehört zu den Verteidigern des frühmittelalterlichen Bedas.

Steve Mitchells frühere Arbeiten

Der englische Autor hat im Jahr 2001 gewissermaßen meinen Fehdehandschuh aufgenommen, den ich mit der These vom erfundenen Mittelalter auch nach Großbritannien geworfen habe. Dort fand man ihn selten des Aufhebens wert. Aber Andreas Otte [126 f.] konnte ab da eine lange Liste mit Mitchell-Arbeiten zum frühen Mittelalter zusammenstellen und besprechen, nämlich 21 Artikel von 2001 bis 2011.

Mitchell selbst ist der Meinung, er habe 2004 gezeigt, dass ich mit den 300 Jahren fiktiver Geschichte zwischen 614 und 911 im Irrtum sei [M. 13]. Hierauf ist kurz einzugehen, damit erkennbar wird, warum Mitchell hier überhaupt weitergearbeitet hat. Es ging auch ihm um die Sonnenuhr des Augustus. Er ist bei ihr 2004 auf meinem naiven Stand von 1991, als ich noch glaubte, die Identität des Datums 23. 09. und des Herbstäquinoktiums sei für die Zeit von Cäsar respektive Augustus gesichert [Mitchell 2004, 6]. Meine Korrektur folgte ein Jahr später [Illig 1992]. Zum anderen will Mitchell [2004, 9] nicht ausschließen, dass auf dem Konzil von Nicäa drei Tage Korrektur erfolgt wären – eine Denkmöglichkeit ohne Realbezug. Indem er nun für einige Kalkulationen auf Beda zurückgreift, ergibt sich für ihn eine Phantomzeit von 256 Jahren, die irgendwo zwischen +200 und +730 liegen könnte. 2005 war er noch der Meinung, dass man für diese Leerzeiten noch Evidenz finden werde, und: „Beda wusste nicht, in welchem Jahr er lebte, und auch sonst wusste es niemand genau“ – so seine Vortragsprotokollantin Birgit Liesching [273], die schon damals (wie Amy Acheson) darauf hinwies, dass Beda bei einer linearen Verschiebung von 297 Jahren anno 1028 geschrieben hätte.

Heute sucht Mitchell nach einem früheren Intervall, und England wird ihm gewissermaßen recht geben. In seiner Schlussfolgerung fügt er eine eher dunkle Spekulation an: Dieser Artikel

„legt den Schluss nahe, dass es Ereignisse gegeben hat, die genügend Spannung erzeugt haben, um den realen Erzählungsfluss der Geschichte zu zerreißen, und dass sich diese Ereignisse zwischen dem 5. und 11. Jahrhundert verteilen. Es wird außerdem nahegelegt, dass – falls sich ‘Phantomperioden’ innerhalb der konventionell erzählten Geschichte verbergen – sie in mehr als einer Zeitspanne liegen, möglicherweise so, dass die längste zwischen 384 und 640 fällt. Die vereinigte Länge dieser individuellen Zeitspannen ist erst zu ermitteln“ [Mitchell 204, 10; Übers. HI].

Damit hält sich Mitchell alle Möglichkeiten offen. Auf jeden Fall basiert sein früherer Ansatz für die Phantomzeit auf von Beda angestellten Überlegungen.

Heuer hat sich Mitchell, der in den SIS-Heften als Archäologe (wohl nicht professioneller) vorgestellt wird, mit dem archäologischen Befund zur britan-

nischen Römerzeit und danach gründlich auseinandergesetzt. Es handelt sich um eine weitere und ganz neue Antwort auf meine These des erfundenen Mittelalter. Seine Feststellung, ich sei 2011 bei fast gleichem Denken zu anderen Schlüssen als in meinen Büchern gekommen [M. 26, Fn. 61], weist allerdings einmal mehr darauf hin, wie schwierig es ist, ohne hinreichende Sprachkenntnisse fremdsprachige Bücher richtig zu beurteilen.

Mittlerweile, also 2013 beschäftigt Mitchell wie Ginenthal die Fundsituation im 1. Jtsd. Ich zitiere aus seinem *abstract* [M. 2]:

„Ein archäologisches Puzzle, das als ›dark earth‹ bekannt ist, liegt über den römischen Städten in Britannien. Ihr Auftauchen signalisiert oft eine verwirrende Lücke in der chronologischen Abfolge von 500 oder noch mehr Jahren. Das Auftreten von ›dark earth‹ wird in einer Anzahl von römischen Stadtzentren geprüft, insbesondere im römischen Leicester und London, wobei das letzte veröffentlichte wie unveröffentlichte Zeugnis benutzt wird. Die Unterbrechung (›hiatus‹) und das Auftreten von ›dark earth‹ werden durch katastrophischen Meeresspiegelanstieg und Wühlarbeit von Schweinen erklärt. Es wird ein Ansatz gemacht, die Grenzen der chronologischen Lücke zu bestimmen, die durch ein auffälliges Fehlen von Funden charakterisiert wird – im Weiteren ›evidential gap‹ genannt – und die Probleme mit der wissenschaftlichen Methodik herauszustellen, die für die Messungen benutzt wird. Es wird eine Theorie vorangetrieben, die den ›evidential gap‹ als mögliche ››phantom‹ period‹ von mindestens 150 Jahren erklärt, die in der historischen Chronologie versteckt sind“.

Ihm geht es um den Abstand zweier Schichten, den er für Leicester so fasst:

„1) Spätromisch, nicht später als Mitte des 5. Jh., obwohl die Evidenz des 4. Jh. in Leicester ‘schwer erfassbar bleibt’, und 2. Spätes Angelsächsisch, gegen 900 startend“ [M. 4].

Er steuert also hier auf eine Phantomzeit von mindestens 150 Jahren zu, wobei die von Grabungsort zu Grabungsort differierenden Fundlücken, die ‘evidential gaps’ auch viel länger sein können.

Seine erste Station ist **Leicester**. Die heute 330.000 Einwohner zählende Stadt gehört zu den ältesten auf der Insel. Sie liegt am Fosse Way, einem alten Verteidigungswall, der das frühe Britannien vor den keltischen Barbaren im Nordwesten schützte; er zieht vom Severn-Ästuar an der Westküste hinauf zum Humber-Ästuar an der Ostküste. Für diese Ansiedlung nennt er in einer Grafik einen 460 Jahre langen ›evidential gap‹ von 440 bis 900, wobei für die Zeit von 700 bis 900 vielleicht eine Tonscherbe zeuge. Für die Zeit von 440 bis 700 bürden weniger als 100 Artefakte, weswegen diese Lücke als „*The Leicester norm*“ bezeichnet wird. Obwohl er über zehn dortige Ausgrabungen berichtet, gibt es für dark earth nur wenige Referenzen [M. 3]. Die Münzprä-

gungen enden 409 abrupt und verschleiern damit die nächsten Jahrzehnte, in denen sie vielleicht noch in Umlauf waren, eine Zeit, die nicht unbedingt durch eine sächsische Invasion, sondern vielleicht durch friedliche Migration gekennzeichnet war [M. 5 f.]. Probeweise setzt er die Zeit zwischen 450 und 650 als vollständig oder teilweise fiktiv an [M. 6]. Wie wäre dann die dark earth zu interpretieren, die in Leicester kaum, im 120 km entfernten St. Albans (Verulamium) dagegen an vielen Grabungsstätten in einer Stärke von bis zu 1 m auftritt?

In *London* gelten die 190 Jahre zwischen 430 und 620 als „*London gap*“, der allerdings auf 140 Jahre (ab 480) verkürzt werden könne. An den acht behandelten Grabungen fällt dark earth in einer Stärke von bis zu 3 m auf, möglicherweise noch von 1 m Schlick begleitet [M. 8]; die dunkle Erde ist allerdings einmal auf einer Seehöhe von 15 m, dann von 8 m und von 3 m gefunden worden. Bei 22 m NN liegt eine dicke Ablagerungsschicht mit Keramik aus der Zeit von 250 bis 400 [M. 9].

Mitchell erkennt hier – das ist eine echte Neuigkeit – eine Normal-Null-Schwankung von 23 m und mehr, weil römische Werften noch in einer heutigen Wassertiefe von ca. 3 m Funde hinterlassen haben. So erklärt sich für ihn der vergleichsweise frühe Abzug der römischen Garnison, 380, mit stetigem Meeressanstieg (bedingt durch ein zeitweiliges Abtauchen Englands, ein Mechanismus, der Mitchell hier nicht beschäftigt). Je nach Grabungsort stehen ca. 3 m dark earth oberhalb der römischen Überreste für eine Lücke von 500 oder 550 Jahren [M. 11].

Zunehmend beschäftigt ihn die vielfach gefundene dark earth. Die gerade erwähnte Keramik liegt sowohl in den Schichten von 250 wie in denen von 400, diese „legen extensives Umarbeiten nahe“, wobei es sich gemäß samenkundlichen Studien nicht um Gärten oder Waldungen, sondern um städtische Brache handelt [M. 11]. Das Umarbeiten interpretiert Mitchell als langes Durchwühlen durch Schweine (während es Ginenthal, Charles Darwins letztem Buch von 1881 folgend, auf Regenwürmer zurückführt). Die Schweine halten sich nahe menschlicher Behausungen auf und suhlen sich gerne bei steigenden Wasserspiegeln: „Sie sind die Urheber der dark earth“ [M. 14]. Mitchell legt Wert darauf, dass die Bildung der dark earth mit der von Basil Cracknell so genannten „romano-britischen Transgression zwischen 300 und 600“ zusammenhängt [M. 14].

Im römischen Londinium lassen sich nach 410 keine Artefakte mehr finden. Damals war die Stadt leer, nur auf dem St. Martins-Friedhof wurde noch bestattet; bei den naturgemäß tiefliegenden Werften endigt der Handel bereits nach 280. In dieser Stadt ist das Ansteigen des Meeresspiegels bis auf 20 m NN gut zu verfolgen. Nach Abbrechen des dortigen Lebens scheint sie sich ab 820 wieder zu beleben [M. 15]. Dazwischen dürfte es nur dicht bei Londinium

zwei ländliche Ansiedlungen im 5. und 6. Jh. gegeben haben, wohlgemerkt über der 25 m-Höhenlinie [M. 15].

Nunmehr sucht Mitchell den weiteren Kontext, indem er andernorts die Ansiedlungen auf Siedlungslücken, dark earth und Meeresanstieg prüft. Deshalb beschäftigt ihn als nördlichste Ansiedlung *York (Eboracum)*. Für diese Stadt gibt es keine zeitgenössischen Berichte zwischen 314 und 627, die Massenproduktion von Tonwaren, Glas, Metallarbeiten und Ähnlichem endigt im 5. Jh. Danach herrscht Dunkel, zumal die eindringenden Angelsachsen zunächst keine Spuren hinterlassen. „Es gibt große Lücken in unserem Wissen über York nach den Römern“ [M. 18].

Von da geht es an den Severn Ästuar, nach *Caerleon (Isca Augusta)* und *Deerhurst*, wo den Autor Meeresablagerungen in Folge des Meeresanstiegs interessieren, während dark earth allenfalls mit Fragezeichen registriert werden kann. Für römische Aktivitäten wird die Zeitobergrenze bei 400 gesehen [M. 19].

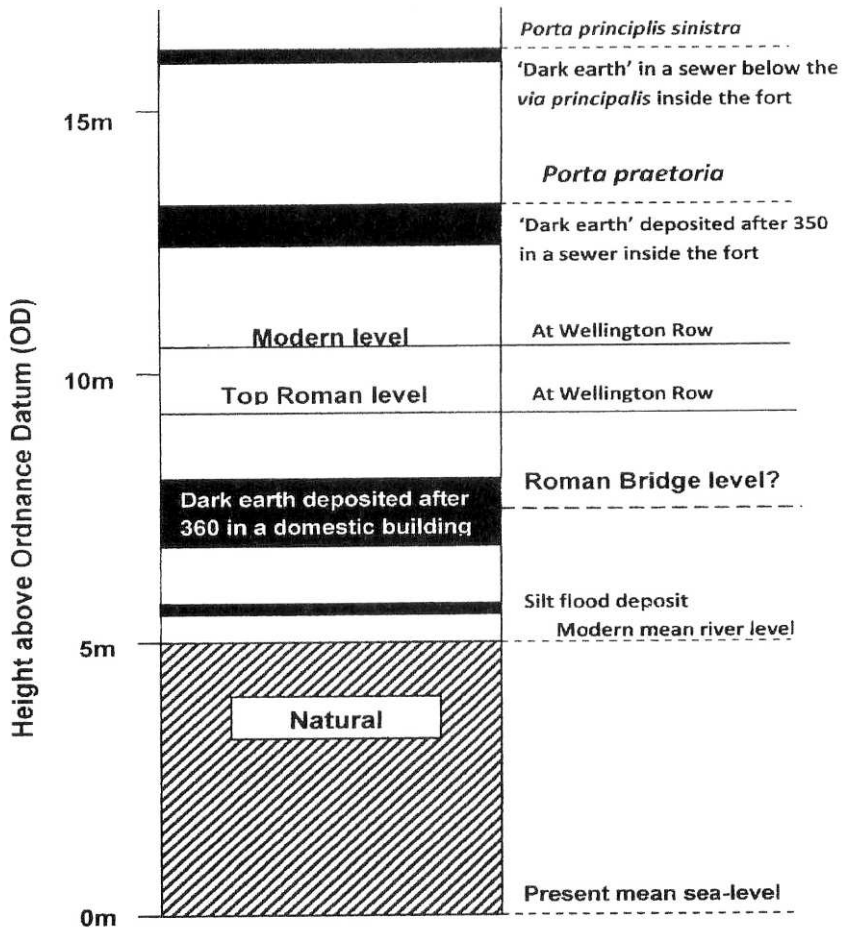
Nun wechselt er nach Kent, insbesondere nach *Canterbury (Durovernum Cantiacorum)* und die *Isle of Thanet*. Erneut tritt die Lücke auf, hier von ca. 400 bis 550, auch hier wohl verursacht durch das Ansteigen des Flussniveaus.

Indem er über die ersten angelsächsischen Ansiedlungen nachgrübelt, findet er zu in sich widersprüchlichen Ergebnissen. In West Stow, nahe Bury St. Edmunds in Suffolk, gibt es nach 350 keine römischen Artefakte und Münzen mehr, außer einigen englischen Sceattas, die nach 700 geprägt worden sind. Seine Folgerung, es handle sich nicht um frühes Angelsächsisch, sondern um Spätromisch, ist schwer nachzuvollziehen [M. 22].

Gewichtig ist sein Befund, dass dark earth in zwei Formen aufzutreten scheint: „silty“, als Schlamm und Schlick, und „non-silty“; im ersten Fall ist Wasser hinzugetreten. Schlamm und Schlick, nicht Lehm findet sich etwa in London in den Anschwemmungen, andernorts Vermischungen von Schlick und Erdkrume. Die Vermischung sieht er als starkes Indiz für das Wühlen und Suhlen von Schweinen [M. 23]. Die Untersuchungen der Zusammensetzung all dieser Ablagerungen dauern noch an. Um das Problem noch komplexer zu machen: Deutlich über einem Maximum der Seehöhe bei 30 m NN findet sich meist dark earth oder, bei den angelsächsischen Ansiedlungen, auch keine entsprechende Ablagerung. In Leicester findet sich jedoch bei 60 m sowohl schlammige wie auch gärtnerische Ablagerungen; hier wäre „silty“ oberhalb der Reichweite des Meeres entstanden. Er sieht dies als Indiz für ansteigendes Meeresniveau, das für das 6. Jh. an der ostschottischen Küste bis zu 30 m höher gelegen sein dürfte als heute [M. 23].

Die zugehörige Geschichtsschreibung sieht er so entstehen [M. 24]:

„Möglicherweise war es so: Der durch den gesellschaftlichen Zusammenbruch ausgelöste Hiatus erlaubte die Erfindung von Gründungsmythen,



„Grafik 10: eine schematische X-Sektion des römischen York (nach Ottaway). Eine Reihe von dark-earth-Ablagerungen an verschiedenen Orten in verschiedenen Höhen. Alle enthalten schlammiges organisches Material, zwei enthalten datierbare Keramikfragmente. Die beiden oberen Ablagerungen fanden sich in den Abflüssen unter der römischen Festung, die untere Ablagerung in den Fundamenten eines Privathauses am Westufer. Ein Anstieg des Meeresspiegels um 17 m wäre ausreichend, um die Siedlungsniveaus auf beiden Ufern der Ouse einschließlich des Legionärsagers zu überfluten. Siehe P. Ottaway, Roman York. Tempus 1993, pp. 26, 140-141“ [M. 17]

bei denen die falschen dynastischen Zeitskalen gedehnt wurden. Als die Archäologen damit begannen, ihre Funde zu interpretieren, akzeptierten sie die falsche Geschichte und die Chronologie als Tatsache und mussten eine Periode von bis zu 200 Jahren 'erfinden', um die Lücke zu füllen“.

Insofern unterscheiden sich die Interpretationen auf beiden Seiten des Kanals nur unwesentlich. Die Länge der Lücke könnte je nach Grabung und Örtlichkeit auch deutlich mehr als 200 Jahre betragen. Allerdings hat Mitchell die Kritik von Lars-Åke Larsson vor Augen: Der schwedische Forscher hat gezeigt, dass in den Baumringsequenzen, wie sie M. Baillie und J. Pilcher vorgelegt haben, eine Lücke von mehr als 200 Jahren klafft. Erst im März 2013 haben sie detaillierte Graphiken gepostet, die klar anzeigen, dass ein Fehler von 218 Jahren in jener Periode steckt, die Mitchell die Leicester Norm genannt hat [M. 26, Fn. 42]. Bemerkenswerterweise ist dieser Fehler bei dem Versuch aufgedeckt worden, die These vom erfundenen Mittelalter zu widerlegen. Man darf gespannt sein, was noch aufgedeckt werden kann, da nun die Daten von Baillie öffentlich gemacht worden sind.

Kritik

Aus Sicht des Skeptikers bleiben bei der dark earth noch fast alle Fragen offen. Nachdem sie sich auf dem Kontinent auch in großem Abstand zu Meeresküsten und deutlich über örtlichen Flussniveaus findet – etwa in der Nordostecke des Regensburger Römercastrum –, muss diese Schichtung auch ganz ohne Grundwasseranstieg oder dergleichen entstanden sein. Könnte es sein, dass auf derartigen Terrains Schweine nicht in Koben, sondern freilaufend gehalten worden sind? Wären die Ansiedlungen jahrhundertlang unbewohnt geblieben, hätte es für Wildschweine nur zu Beginn der Wüstung einen kurzzeitigen Anreiz gegeben, das aufgegebenes Gebiet zu durchwühlen. Zu klären wäre auch, wie viele der Römersiedlungen nach diesen rätselhaften Unterbrechungen (angeblich) neu besiedelt worden sind. Weiter sind Untersuchungen abzuwarten, die jeweils klarstellen, ob Süß-, Salz- oder Brackwasser eingedrungen ist und die Schlick- und Schlamm bildung verursacht hat. Mitchells Thesen sollten in eine detaillierte Karte münden, die das Küstenniveau der relativ flachen Insel bei einem um 20 m gestiegenen Meeresniveau zeigt (vgl. S. 675). Damit wäre wohl leichter eine Erklärung für das Absinken und Wiederaufsteigen der Insel zu finden.

Vielleicht ist Mitchell einem gegenläufigen Mechanismus auf die Spur gekommen, der die Auswanderung vom (heute dänischen) Jütland nach England begünstigt oder sogar erzwungen haben dürfte.

„Die heutige Topographie ist aber noch nicht alt, da sich Jütland entlang einer diagonal verlaufenden Kippachse im nordöstlichen Teil immer noch

(10 mm/Jahr, ursprünglich 75 mm/Jahr) hebt und im Südwesten senkt“
 [wiki → Jütland].

Wenn Jütlands westliche Küste früher pro Jahr um 7,5 cm abgesunken ist, dann ergibt das binnen 100 Jahren beachtliche 7,50 m, was für Häfen und ähnlich küstennahe Ansiedlungen bedrohlich gewesen wäre.

So sich Mitchells Befunde bestätigen, könnte England eine ähnliche Drehbewegung um eine ungefähr in Nord-Süd-Richtung verlaufende Achse begonnen, aber sich nach +600 zurückgedreht haben. Der Ursache für eine derartige Bewegungsumkehr wäre ebenfalls nachzugehen.



England und Wales: Land höher als 30 m NN. Das Meeresniveau zwischen 500 und 700 wird durch die zusätzlichen Küstenlinien gezeigt. Namen von gefluteten Orten sind kursiv gesetzt [M. 2]

Wenig fair ist die Art, wie Mitchell mit der Anregung für erfundene Zeit umgeht. Zunächst hat er sich mit einigen Kalenderargumenten von mir beschäftigt. So will nicht bemerkt haben, dass den Dreh- und Angelpunkt meiner Überlegungen der unauflösbare Widerspruch zwischen mittelalterlichen Schriften und archäologischen Befunden bildet. Insofern bemerkt er auch nicht, dass seine Sichtung archäologischer Befunde nicht völlig unabhängig von meinen vorausgehenden Ideen stattfindet, auch wenn er alten Chronikeinträgen noch ohne größeres Misstrauen begegnet.

Im letzten Heft habe ich einmal mehr darauf hingewiesen, dass die in England gut mit Münzen belegte Zeit von 750 bis 911 nicht einfach zur Phantomzeit erklärt werden kann, weil diese Münzen zahlreiche Namen der in den Chroniken geführten Königen der sieben Reiche zeigen.

„Die einzige Alternative ist das Veralten (von Teilen) dieser Heptarchie in die Zeit vor 614||911. Dazu wurden von mir bereits Vorschläge gemacht [Illig 2011]. Insbesondere ist die Zeit nach Abzug der Römer erstaunlich lange münzleer, obwohl anschließend römische Prägungen als erste Vorbilder genommen werden“ [Illig 2013, 414].

Die Konsequenz: Bleibt die Zeit von 614 bis ca. 750 erfunden, dann ist die Zeit von 750 bis 911 bei linearer Verschiebung zwischen 453 und 614 anzusetzen. So ergäbe sich eine englische Phantomzeit von 453 bis 750. Eine erste Probe aufs Exempel kann gemacht werden: Für die zwischen 680 und 750 angesetzten Sceattas habe ich die Zeit von 500 bis 600 vorgeschlagen. Vor ihnen, aber nach den römischen Prägungen bleibt noch ausreichend Zeit, um Brakteaten und Thrymsas unterzubringen [Illig 2011, 353].

Weitere Literatur

Darwin, Charles (1881): *The Formation of Vegetable Mould through the Action of Worms, with Observations on their Habits (Die Bildung der Ackererde durch die Tätigkeit der Würmer)*; London

Illig, Heribert (2013): Unvereinbare Königskinder; *Zeitensprünge* 25 (2) 413 f.

- (2011): Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz; *Zeitensprünge* 23 (2) 339-354

- (2/1992): Der Meridian des Augustus. Die Sonnenuhr des Augustus war keine Stundenuhr; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 16-25

Liesching, Birgit (2005): „Anomalous Eras - Best Evidence: Best Theory“ · Konferenz im Gladstone Hotel in Toronto vom 28. - 30. Juni 2005; *Zeitensprünge* 17 (2) 270-274

Mitchell, Steve (2004): Lifting Bickerman's veil; *Chronology & Catastrophism Review SIS* 2004 (3) 4-12

Alle weiteren Artikel Mitchells in den SIS-Publikationen siehe A. Otte

Otte, Andreas (2011): SIS und die Phantomzeit; *Zeitensprünge* 23 (1) 107-128

wiki = *Wikipedia · Die freie Enzyklopädie* → Artikel

Vielleicht ein Versuchsballon?

Rezension von H.-E. Korths Buch durch H. Illig

K. = Korth, Hans-Erdmann (2013): *Der größte Irrtum der Weltgeschichte*; Leipzig, Engelsdorfer Verlag, 334 S. mit Abbildungen

Korth hat von 2002 bis 2007 in den *Zeitensprüngen* geschrieben. Nach seinen Hypothesen [zuletzt Korth 3/2007] wurde eine Standortbestimmung für die Chronologiekritik notwendig [Illig 2008]. Weil diese zuungunsten von Korths Position ausfiel, wollte er seine Sicht sogar übers Bayerische Pressegesetz ins Heft drücken, was nicht gelungen ist. Nun liegt ein Buch von ihm vor, das seinen gesamten Ansatz präsentiert. Bereits der Umschlag macht nachdenklich: als Hintergrund ein fast unleserliches Pergament und der Titel: *Der größte Irrtum der Weltgeschichte*. Das erinnert an ein 17 Jahre älteres Werk mit dem Untertitel: *Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; auf seinem Umschlag als Hintergrund ein fast unleserliches Pergament. 1996 wollte der Econ Verlag den Haupttitel *Das verschwundene Mittelalter*. Es gelang mir, gegen die Düsseldorfer Marktstrategen *Das erfundene Mittelalter* durchzusetzen, musste aber nach dieser Richtigstellung den peinlichen Superlativ im Untertitel und das verwaschene Titelbild akzeptieren. Nun fand jemand beides nachahmenswert.

Neu dazu gekommen ist ein roter Eye-catcher: „Von Isaac Newton 1689 entdeckt - bis heute unvorstellbar -“. Es geht im Buch über eine Lücke im frühen Mittelalter, aber Newton hat etwas ganz anderes festgestellt: Die älteste Geschichte der Griechen sei drei- oder vierhundert Jahre älter als in Wahrheit [HEK 8, 80], wobei Korth Newtons Begründung weglässt: Für den alten Physiker haben die Griechen Regierungszeiten und Nachfolgen mit Generationen gleichgesetzt und drei Generationen mit 100 oder auch mit 120 Jahren gerechnet, womit der Krieg um Troia oder der Argonautenzug 300 oder auch 400 Jahre zu früh angesetzt worden sei [Newton, 3]. Mit seinem unvollständigen Zitat will Korth begründen, warum sich ein Fehler von 297 Jahren vom Mittelalter zurück durch alle Zeiten ziehe. Das erinnert an Uwe Toppers einstige Bemühungen, mir die Idee der erfundenen Jahrhunderte zu entwinden und sie Oswald Spengler oder Ignazio Olagüe zuzuschreiben [Niemitz], was nicht gelungen ist.

Früher wollte Korth meine Phantomzeit von 297 durch eine von 299 Jahren toppen, so in dem Vortrag von 2006: „299 Jahre?“, eine rhetorische Frage, die er bejahte und bald darauf bestätigte:

„Im Lichte der Phantomzeitthese stellt sich die Situation anders dar: Falls

die von mir vermutete Zeitverschiebung um 299 Jahre zutrifft (dies wurde u.a. anhand von Dendrochronologiedaten und Eiskernen recht zuverlässig ermittelt [Korth 2006a])“ [Korth 1/2007, 148],
ergäbe sich eine Alternative zu meinen Thesen.

Damals verhielt er sich so, als könne er dank seiner physikalischen Berechnungen die gesamte Phantomzeitthese mit allen Vorarbeiten vereinbaren, wenn er ihre Länge um zwei Jahre korrigiere. Die jetzige Korrektur seiner Vorgabe von 299 nach 297 erfolgt trotz aller naturwissenschaftlichen Daten stillschweigend.

Vor Jahren blieb ein Buchtext Korths unpubliziert, weil u.a. meine Vorarbeiten radikal ausgeblendet worden waren. Weiterhin scheint er nur ungern korrekt zu zitieren. Dass er es kann, zeigt er bei peripheren Sachverhalten, z.B. „E. Peterich, 1961, Italien II, 124, 130f“ [K., 31, Fn. 1]. Aber sonst? Selbst bei seinem Vorwortschreiber Wilhelm Kaltenstadler steht als Fußnote ein Satz wie „Warum eigentlich ‘julianisch’ nach der Familie der Julier? Cäsarischer Kalender hätte doch wesentlich näher gelegen“ [K., 47, Fn 1]. Er wird weder als Aufsatztitel noch als mündliche Äußerung ausgewiesen. Im vorliegenden Buch gibt es (nur) zehn Fußnoten zu meinen Arbeiten:

- 1 Fußnote zu einer Arbeit, die das Lit.verzeichnis nicht ausweist [K. 22];
- 1 Fußnote, zu der sein Buchtext fehlt [K. 43];
- 1 Fußnote, die Heinsohn zusteht [K. 126];
- 1 Fußnote, die Topper allein zusteht [K. 287];
- 2 Verweise auf ein Buch, die ohne Seitenzahl wertlos sind [K. 232, 249];
- 4 korrekte Fußnoten [K. 28, 101, 106, 234].

Das vielleicht entscheidende Buch – *Das erfundene Mittelalter* – wird weder im Literaturverzeichnis geführt noch zitiert, allerdings ‘unverbindlich’ auf S. 9 genannt und durch die grafischen Anleihen von seiner Titelseite gewürdigt. Immerhin dankt mir Korth [K. 107, 320], weil ich die Wissenschaft auf das Problem aufmerksam gemacht und mit dieser Zeitschrift ein Forum geschaffen habe, in dem Forscher vielfältige Aspekte der Chronologie ausleuchten konnten. Ich wiederum fände es dankenswert, wenn ein Forscher, der dieses Forum intensiv genutzt hat, auch den Großmut hätte, bei allen ihm nützlichen Argumenten ihre Herkunft anzugeben. So hätte mich Korth auf vielen Seiten zitieren können und müssen, wenn es um die Grundlagen der These geht, etwa bei einer seiner grundsätzlichen Feststellungen:

„- Ein signifikanter Mangel an sicher datierbaren Bodenfunden aus dem ‘Frühmittelalter’ (im Vergleich zu allen anderen Zeiten).“ [K. 27]

Oder bei meinem ureigenen Thesen-Anschlag, von ihm grau unterlegt:

„So verbleibt nur eine weitere Möglichkeit:

Die Zeitspanne zwischen Augustus und Gregor war rund 300 Jahre kürzer als es die Jahreszahlen vermuten lassen“ [K. 39].

Er steuert viele weitere Kalkulationen zu Jahresrechnungen, Indiktionsangaben oder zu jüdischem Mondkalender, zu Sabbatjahren und doppelten Zählweisen bei. In diesem Zusammenhang stellt Korth [88-92] auch die Datierung von Nikolai Morosow für die Apokalypse des Johannes vor. Der russische Universalgelehrte verschob sie innerhalb der Kirchengeschichte von 100 nach 400 und sah Johannes Chrysostomos (349-407) als ihren Autor. Vor sechs Jahren schrieb Korth, um diesen Patriarchen als Autor zu retten:

„Illig hat sich deshalb dafür entschieden, Morosows Datierung der Offenbarung als astronomische Rückrechnung für richtig zu halten, nicht aber Morosows Verschiebung der Offenbarung innerhalb der Kirchengeschichte und die Gleichsetzung der beiden Johannes-Personen, weil sie ihm argumentativ schwächer vorkamen [Illig 1999, 181-184]. Wenn man aber auch Morosows zweite Aussage für richtig erachtet, dann müsste die geschichtlichen Überlieferungen zwei unterschiedlichen Jahreszählungen folgen. Dies wird zu prüfen sein“ [Korth 1/2007, 150].

Mittlerweile hat er geprüft, sieht Morosows zweite Aussage als falsch, bleibt aber bei unterschiedlichen Jahreszählungen [K. 92]:

„Der Kirchenvater Johannes (Chrysostomos) von Antiochia ist demzufolge wohl nicht mit dem Johannes der Offenbarung identisch. Aber auch er scheint in dem Kirchenvater Johannes (Chrysorrhoas) von Damaskus – vermeintliche drei Jahrhunderte später – einen Doppelgänger zu besitzen“.

Dieser „Doppelgänger“ lebt ca. 350 Jahre später (* zw. 690/700 – † um 754; allerdings höchst unsichere Datierungen, aus ‘der’ Phantomzeit). So entsteht für ihn ein ‘Dreiklang’: 95, 400 und 730.

Auf derartigen Doppelgängern baut Korth nun ab S. 109 seine neue Chronologie auf. Die Idee ist nicht neu, von vermeintlichen Doppelgängern war längst im „Forum“ die Rede, insbesondere auch bei Fomenko [1994], für den der Zeitabschnitt 910–1210 in immer neu erfundenen, gleichlangen und personell variierten Zeitabschnitten wiederholt wird.

Korth beginnt mit den Parallelen zwischen Konstantin d. Gr. und Herakleios [K. 110-116], wie sie seinen Lesern schon bekannt sind [Korth 2/2007, 727 f.]. Ab da findet er zahlreiche Doppelgänger auf eine Distanz von 297 Jahren, aber auch in anderen Abständen, die sein Schema zerfasern. So wird Karl d. Gr. mit nur 114 Jahren Abstand zum Doppelgänger von Karl dem Einfachen [K. 175], den Heinsohn ursprünglich als einzige reale Person sah, später dann jedoch als multiple Person (hier nennt Korth die Quelle seiner Überlegungen). Korth sieht den großen Karl schließlich als „Mischwesen, dem die zu etlichen realen Herrschern gehörigen Überlieferungen angedichtet wurden“ [K. 269], nämlich die von Austrapius, Càrolus IV. Nazon, Chlodwig d. Gr., Chlothar II., Karl dem Einfachen, Theoderich und Otto I. So wäre Karl d. Gr. dann doch ein Mischwesen oder eine „Legende“ [ebd.]. Es scheint auch für

Korth nicht nur doppelt geführte Persönlichkeiten zu geben, sondern daneben auch erfundene.

Seine Argumentation bleibt nach wie vor dunkel und unklar: Auf der einen Seite spricht er im Buch immer wieder von 297 oder auch 300 Jahren Abstand oder Differenz; es gibt aber kein Streichintervall von 297 Jahren, sondern zwei gleichzeitig verwendete Zeitrechnungen mit diesem Abstand. Sie seien unabsichtlich verwirrt, keineswegs gezielt manipuliert worden. Die naturwissenschaftlichen Daten, die so oft danebenliegen, könnten gerade aus diesem Grund mal die eine, mal die andere Zeitrechnung bestätigen.

Korths Hauptargument gegen meine These – sein Vorwortverfasser Wilhelm Kaltenstadler stößt ins gleiche Horn [K. 9 f.] – sei meine „verhängnisvolle Abkehr von der Naturwissenschaft“ [K. 101]: „*mussten* folglich die naturwissenschaftlichen Datierungen aller davor liegenden Ereignisse fehlerhaft sein!“ [K. 102; Hvhg. HEK], weshalb es auch keine wissenschaftliche Akzeptanz der These gegeben habe. Deshalb zieht er auf S. 107 einen Strich: vor ihm meine naturwissenschaftliche Fehleinschätzung und meine missglückte These, nach ihm seine naturwissenschaftliche Aufklärung aller Sachverhalte.

Der Diplom-Physiker Korth lässt allerdings weder die vorliegenden Dendro-, noch die C14-Daten noch ihre Kalibrierung gelten, sondern sieht am Beginn dieser Methoden wesentliche Fehlannahmen und bei der Anwendung daraus resultierende, durchgehende Fehldatierungen [Korth 2006, 171-176] – anders, aber doch ähnlich wie wir. Seine Kritik wird im Buch erneut vorgebracht [K. 178-208] und zeigt damit, dass sich trotz einiger Überzeugungsarbeit in den letzten Jahren weder Dendrochronologen noch Radiokarbonspezialisten von seinen Analysen haben überzeugen lassen.

Für ihn ist nur noch das 9. Jh. als 6. Jh. verdoppelt worden, gleichzeitig werden beide nach unterschiedlichen Zeitären gerechnet [K. 257]. 7. und 8. Jh. gelten ihm als imaginär und deshalb mit Erfindungen gefüllt [ebd.]. Gleich darauf dreht sich der Befund um: Das 6. Jh. ist real, die Doppelgänger treten im 9. Jh. auf. Nun haben die Chlodwig d. Gr.

„nachfolgenden Merowinger [...] stets einen Doppelgänger im 9. Jh. u.Z. Mit anderen Worten: Im 9. Jahrhundert verbleibt keine Zeitspanne, in der die Menapier als Karolinger große Teile des Frankennreichs als König oder gar Kaiser beherrscht haben könnten!

Das bedeutet natürlich nicht, dass Karolinger als Hausmeier ihres Königs keine Macht gehabt oder gar, dass sie überhaupt nicht existiert hätten“ [K. 259].

All das soll sich lösen, weil einmal ab dem Jahr „Null“ und dann wieder ab „297 n.Chr.“ datiert wird, beide Male nach der Geburt Jesu Christi. Dem Rezensenten wird das Zusammenspiel verschiedener Zeitskalen über Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinweg nicht klar, ebenso wenig wie die Zusammenge-

hörigkeit von Jahrhunderten und Personen, die mal unreal wirken, aber dann doch wieder real sind. Eine Auflösung der Widersprüche scheint nicht recht gelingen zu wollen.

Nach mehrmaligem Studieren von Korths Buch komme ich zu dem Schluss, dass er in einem Bezahl-Verlag einen Versuchsballon gestartet haben könnte. Das Buch soll ihm Aufschluss geben über Resonanz und mögliche Hilfestellung, mit der er den technischen Apparat des Buchs systematischer anlegen und die zahlreichen Fehler ausmerzen könnte, um es dann 'richtig' drucken zu lassen. Nachdem ich seiner Meinung nach meine These grundfalsch angelegt habe, wage ich es nicht, mich an dieser Fehlersuche zu beteiligen. Nur drei Details abseits der eigentlichen Problematik: Der wie so viele andere im Register fehlende Günter Lüling erhält von Korth einen eigenen Absatz als einer der Chronologiekritiker des 20. Jh. [K. 93 f.]; dagegen dürfte sich der Jubilar genauso entschieden verhalten wie auch Hans Constantin Faußner [K. 94 f.]. Korths Desinteresse an den Wurzeln seiner Arbeiten – er selbst nennt es „hohe Wertschätzung“ [K. 320] – zeigt sich z.B. daran, dass er Hans-Ulrich Niemitz und Uwe Topper zu Gründungsmitgliedern des vor 35 Jahren gegründeten *Vereins zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte e.V. (GRMNG)* macht [K. 97], obwohl gerade Topper erst 1993 zu der Gruppierung gestoßen ist, fünf Jahre *nach* Auflösung dieses Vereins.

Literatur

- Fomenko, Anatolj (1994): *Empiro-Statistical Analysis of Narrative Material and its Applications to Historical Dating* (2 Bände); Dordrecht u. a.
- Illig, Heribert (2008): Standortbestimmung für die Chronologiekritik in Abstimmung mit Gunnar Heinsohn und Konsultation von Jan Beaufort und Andreas Otte; *Zeiten-sprünge* 20 (1) 193-205
- (2007): Einwendung des Herausgebers [zu Korths Morosow-Artikel]; *Zeiten-sprünge* 19 (1) 151
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; München
- Korth, Hans-Erdmann (3/2007): Chronologie und Naturwissenschaft. Wie weit trägt die Phantomzeit-These? *Zeiten-sprünge* 19 (3) 744-766
- (1/2007): Morosow: Die Offenbarung Johannis. Anmerkungen zum 100-jährigen Erscheinen; *Zeiten-sprünge* 19 (1) 134-150
 - (2006a): Zur Chronologie des Abendlandes; *Zeiten-sprünge* 18 (1) 164-184
 - (2006b): *299 Jahre?* Tagungsvortrag auf dem *Zeiten-sprünge*-Jahrestreffen in Kasel, 01. 10. (unpubliziert, aber durch Korth 1/2007, 150, bestätigt)
- Newton, Isaac (1728): *The chronology of ancient kingdoms amended*; London (Reprint 1988, London)
- Niemitz, Hans-Ulrich (1998-2000): Mündliche Mitteilungen an den Verfasser.

Industrielle Revolution im Mittelalter

Mühlen, Hämmer und Kanäle

Heribert Illig

Die zweite industrielle Revolution

Die moderne Welt, stolz auf sich selbst, zählt nur ihre eigenen industriellen Revolutionen: die erste mit Dampfkraft ab dem 18. Jh., die zweite mit Strom ab der Zeit um 1900 (so Georges Friedmann) und die dritte, elektronische ab ca. 1975 (so Daniel Bell). Aber es gab auch frühere: Die erste industrielle Revolution fand bereits zu Zeiten der alten Römer statt, die zweite im Mittelalter ab 1000, so dass wir heute bereits bei der fünften sind. Natürlich sind all das keine 'Revolutionen', die binnen Tagen oder Wochen alles umgestürzt haben, sondern sie brauchten ihre Zeit. Doch nach ihnen sah die Welt jeweils ganz anders aus. Dies muss deutlich gemacht werden, damit klar wird, was im frühen Mittelalter geschehen sein kann und geschehen ist.

Die industrielle Revolution *Nr. 1* setzt ungefähr um -100 ein. Damals haben die Römer die Wasserkraft für erste Mühlen genutzt und diesen Antrieb rasch verbessert. So war schließlich vom Ende des +3. bis Anfang des 5. Jh. in Barbegal nahe Arles eine Großmühle mit 16 Mühlsteinen in Betrieb, die während eines zehnstündigen Arbeitstages 28 Tonnen Mehl erzeugen konnte [Gimpel, 14]. Das entsprach der Leistung von nahezu 750 Sklaven. Derartige Effizienz wurde jedoch nur in wenigen Ausnahmefällen geduldet. Vielmehr war dem römischen Prinzipat das Problem der Arbeitsplatzvernichtung bewusst, schreibt doch Sueton bereits dem Kaiser Vespasian (70–79) eine entsprechende Äußerung zu:

„»Als ein Ingenieur ihm einen Plan unterbreitete, dank dem mit geringen Kosten mächtige Säulen zum Kapitol hätten gebracht werden können, beschenkte er diesen fürstlich, verzichtete aber auf die Anwendung der Erfindung, indem er bemerkt: Gestattet mir, die Armen zu nähren.« Dabei dachte er nicht an Sklaven, sondern an freie römische Bürger“ [Sueton, *Vespasian* 18, gemäß Gimpel, 15].

Vielleicht war dies tatsächlich ein plausibler Grund dafür, dass es im römischen wie im byzantinischen Imperium zumeist bei Getreidemühlen geblieben ist, auch wenn späte Ausnahmen wie die wassergetriebene Gattersäge [vgl. Illig 2012, 158–160] bekannt geworden sind. (Ähnlich liegt vielleicht der Fall bei den Chinesen, die zahlreiche ihrer Erfindungen nie im größeren Maßstab genutzt haben [Gimpel, 19].) Erst die Ostgoten erzwangen im 6. Jh. eine maschinelle Neuerung, als sie Rom 537 belagerten. Nach Zerstörung eines Aquädukts

wurden in der Not Wasserräder an Kähne montiert; so entstanden auf dem Tiber schwimmende Mühlen, wie sie bis ins hohe Mittelalter hinein betrieben worden sind. Erst mit wachsender Nutzung der Wasserkraft ging im Mittelalter die Zahl der Sklaven zurück [Gimpel, 15]. Laut Guy Bois [1993, 25-49] bestand noch um das Jahr 1000 eine regelrechte Sklavenhaltergesellschaft in Europa, die in den zeitgenössischen Berichten über 'karolingisches' Wirtschaften nicht deutlich werden will – es gibt nur einzelne Berichte, in denen etwa ein Sklavenhändler aus Verdun slawische Sklaven (lange Zeit ein Pleonasmus; man denke an Venedigs Riva degli Schiavoni direkt beim Dogenpalast) an andalusische Mauren verschacherte. Aber gerade Verdun war ab dem 10. Jh. ein Umschlagplatz im Sklavenhandel [Schieffer, 86] – kann also rückprojiziert worden sein.

Wasserantrieb und Fallhammer

Nach 1000 beginnt die Industrierevolution Nr. *2*. Damals wuchs die Zahl der Mühlen exponentiell. So gab es im heutigen Departement Aube (östlich der Île-de-France) im 11. Jh. 14, im 12. Jh. 60, im 13. Jh. dann 200 und mehr Mühlen [Gimpel, 16].

Das von den normannischen Eroberern bis 1086 erstellte *Domesday Book* verzeichnet in den 34 Grafschaften des damaligen Englands zusammen bereits 5.624 Mühlen [Gimpel, 16]. Im Zusammenhang mit den wassergetriebenen Fallhämmern ist besonders bemerkenswert: Es werden zwei Mühlen in der Grafschaft Somerset erwähnt, „deren Abgaben in Form von Eisen entrichtet wurden. In ihnen wurde die Drehbewegung mit Hilfe einer Nockenwelle in ein Auf und Ab des Fallhammers umgesetzt“ [Gimpel, 18]. So resümiert auch Bayerl [13]:

„Mit Einführung der Nockenwelle vervielfachten sich die Anwendungsmöglichkeiten der Mühle, die nun zunehmend – neben der Mahlmühle – als Gewerbemühle an Bedeutung gewann.“

„Dank der Nockenwelle konnte vom 10. Jahrhundert an eine ganze Reihe von Arbeitsgängen [...] maschinell vorgenommen werden“ [Gimpel, 19]. In der Oberpfalz wird bereits 1010 ein Ort namens Schmidmühlen urkundlich erwähnt; seine Bezeichnung verweist auf einen Fallhammer. Insofern ist die Oberpfalz sogar früher, als allgemein gedacht, zum Ruhrgebiet des Mittelalters geworden.

In und bei Regensburg fließen nacheinander Schwarze Laaber, Naab und Regen in nur sechs km Abstand in die Donau. 160 km weiter nördlich mündet die Vils in die Naab, weitere 14 km oberhalb die Lauterach in die Vils. An dieser Einmündung der Lauterach gab es seit alters her eine Querung der Vils und eine Ansiedlung mit dem sprechenden Namen 'Schmi(e)dmühlen':

„erste urkundliche Erwähnung im Jahr 1000; daneben als »smidmuln« (erwähnt 1010) als Eisenhammer, von Bedeutung: erstes urkundlich genanntes Eisenhüttenwerk Deutschlands mit Wasserantrieb; 1311 eine der größt. Bayern“ [Pfistermeister, 148].

„Am linken Lauteracharm befanden sich *Obere* und die *Untere Mühle*, am rechten Arm des Flussdeltas ursprünglich mehrere Schmieden, die sich zu bedeutenden Hammerwerken entwickelten“ [wiki ↔ Schmidmühlen].

Wenn man der Datierung jener Urkunde traut, dann setzt Gimpel [19] zu Recht die Erfindung der wassergetriebenen Schmiede mit Nockenwelle schon um oder sogar dicht vor 1000 an. Im 11. Jh. wird die Nockenwelle auf jeden Fall vorausgesetzt [wiki ↔ Nockenwelle]. Von da her können die stahlharten Eisenanker im Kernbau des Aachener Münster tatsächlich Ende des 11. Jh. eingezogen worden sein, doch auf Grund ihrer Qualität kaum früher.

Die nockenwellenerzeugte Bewegung wurde gleichermaßen für das Hanfbrechen (Rhône-Alpes, 1040), für das Walken von Stoffen (Normandie, 1086), für das Häutegerben (Île-de-France, 1138) und für das Zerstoßen von Zuckerrohr (Normandie, 1176) eingesetzt [Gimpel, 19]. Damit wird einmal mehr belegt, dass der Fallhammer weder den Römern noch den Karolingern zur Verfügung stand; beide kannten die Nockenwelle nicht und fertigten keine großen, belastbaren Eisenteile. Die Archäologen haben zu deren Zeiten weder große, hartgeschmiedete Eisenteile noch Großschmieden gefunden; Römer und Karolinger haben auch keine dargestellt [Kretzschmer].

Ab dem Millennium waren die Europäer unentwegt auf der Suche nach neuen Energiequellen. Neben den Flüssen wurden bald auch die Gezeiten für Mühlen benutzt – also nicht erst ab 1967 im bretonischen Gezeitenkraftwerk Rance, sondern ab 1044 in den adriatischen Lagunen [Gimpel, 29], bald auch an der Kanalküste. Das 12. Jh. brachte dann die drehbare Windmühle mit senkrecht angeordnetem Windrad [Gimpel, 31].

Mit den stärkeren Energiequellen konnten Erze ausgebeutet werden. So wurde der **Bergbau** intensiviert und in neuen Dimensionen betrieben. Er begann mit Silberfunden 968 im Harz, deren Abbau aber erst im 11. Jh. „in vollem Gang“ war [Gimpel, 45]. Nachdem es in Frankreich keine „Silbervorkommen von einiger Ergiebigkeit“ gab [ebd. 48] und Deutschland die seinen bis dahin nicht kannte, waren erst jetzt die Silbermengen zugänglich, die Karl d. Gr. für seine reine Silberwährung benötigt hätte. Die zugehörige Währungsreform wird mittlerweile bei 794 angesetzt, doch bereits sein Vater Pipin habe 755 eine reine Silberwährung eingeführt [vgl. Illig 1996, 161-166, speziell 164] – doch all das ohne entsprechenden Silberabbau, weshalb die Forschung notgedrungen davon ausgeht, im Frankenreich habe man arabische Dirhems eingeschmolzen und daraus fränkische Denare geprägt.

Die retardierte Revolution in der Landwirtschaft

Für die Agrarrevolution mussten mehrere Erfindungen und ihre Durchsetzung zusammentreten, um dann umso größeren Fortschritt zu ermöglichen. 'Dreh- und Angelpunkt' bildete das Pferd, als Zug- wie als Reittier.

Pferdestärken

Bis dahin wurde Zugkraft fast ausschließlich von Ochsen aufgebracht, die allerdings langsam sind und trotzdem viel Heu benötigen. Um das Pferd so nutzen zu können, wie es uns selbstverständlich erscheint, brauchte es

- a) eine bessere Anschirrung, das Kummer,
- b) einen besseren Hufschutz, das genagelte Hufeisen,
- c) Hafer und Gerste als Futter, und dafür
- d) einen intensiveren Ackerbau, die Dreifelderwirtschaft,
- e) einen verbesserten Eisenpflug,
- f) für die Reiter einen festen Sattel mit Steigbügeln.

Gerade hier ist die Chronologie durcheinander gekommen, weil bereits der Karlszeit diese Neuerungen zugeschrieben worden sind, ohne dass sie der Archäologie bestätigen könnte und ohne dass es nach der Karolingerzeit auf dem unterstellten Entwicklungsniveau weitergegangen wäre. Das wurde von Hans-Ulrich Niemitz und mir bereits 1991 'angedacht' und kann nun, dank vorangeschrittener Forschung, im Einzelnen ausgeführt werden:

a) Das **Kummer** (Kumt) besteht aus einem gepolsterten Ring, der den Pferdehals umgibt und auf den Schulterknochen aufliegt. So wird der Fehler antiker Anschirrung vermieden, die dem Tier Hauptschlagader und Luftröhre abschnürt und die Zugleistung beeinträchtigt. Mit dem Kummer konnte das Pferd mit der Kraft der Ochsen konkurrieren und war obendrein deutlich schneller. So konnte das Pflügen intensiviert werden. „Das Kumtgeschirr wurde bereits um 500 v. Chr. in China erfunden. Es erreichte Europa aber erst um 1000 n. Chr.“ [wiki ↔ Geschirr (Zugtiere)]. Dagegen sahen Gimpel [1980, 261] und ihm folgend Bayerl [2013, 49] die Einführung bereits „ca. 800“ bzw. „im 9. Jahrhundert“, weil in Darstellungen und Berichten das Kummer vorkommt, ohne vom Archäologen bestätigt werden zu können.

b) Zur „Erfindung des Kummets musste, um Pferde wirklich erfolgreich einsetzen zu können, auch noch das Hufeisen kommen“ [Bayerl, 49]. Denn der empfindliche Pferdehuf benötigt Schutz. Die Römer hatten dafür die sog. Hippo-Sandale, einen überstülpbaren Metallschutz. Ob sie bereits genagelte **Hufeisen** kannten, ist nach wie vor umstritten [vgl. Wandruszka]. „Viele Historiker datieren die Erfindung des genagelten Hufeisens ins frühe Mittelalter“ [wiki ↔ Hufeisen]. Gimpel [261] vertraute 1975 noch 'seinen' Karolingern, von

denen man erste Hufeisen noch im 9. Jh. zu finden glaubte. Gemäß Waurick [1992, 90] treten sie erst ab 1000 häufig auf; seit dem 11. Jh. sind Hufnägel fast überall in Gebrauch [Gimpel, 57]. Aktuell gilt immer noch Gimpels Fehleinschätzung:

„Der Zeitpunkt der Erfindung des Hufeisens liegt im Dunkel der Geschichte, sicher belegt sind sie für den westeuropäischen Raum seit dem letzten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts“ [Bayerl 2013, 49].

Das ist der bislang letzte Versuch, wenigstens den spätesten Karolingern noch Hufeisen zuzuschreiben. Die schweren Reiterheere von Karl Martell und vor allem von Karl d. Gr. bleiben jedoch ohne Beschlag und damit unreal. Was ein Hufeisen von 895 von einem aus dem frühen 10. Jh. unterscheiden würde, dürfte schwer klarzustellen sein. Auch die keramischen Begleitfunde zeigen dieselben Typen, so dass man diese wenigen Funde problemlos im realen 10. Jh. ansetzen kann.

c / d) In der Antike ließ man das Ackerland in jedem zweiten Jahr brach liegen. Die **Dreifelderwirtschaft** kannte die Brache nur noch jedes dritte Jahr, unterstützte aber die Regeneration der Böden durch intensiveres Pflügen und Düngen. Bei den jeweils zwei von drei bewirtschafteten Äckern wurde zwischen Wintersaat (Weizen oder Roggen) und Sommersaat (Hafer, Gerste, Erbsen, Linsen, Bohnen) gewechselt [Bayerl, 51]. Mit der Sommersaat konnten nun auch Pferde hinreichend ernährt werden; für Gimpel [59] ist der vermehrte Haferanbau sogar die Ursache für „die allmähliche Einführung der Dreifelderwirtschaft“. Ihre Datierung ist wegen der Karolinger schwierig.

„Für die Dreifelderwirtschaft gibt es schon relativ frühe Belege, eine Verdichtung der Belege jedoch gegen Ende des 8. Jahrhunderts. Allerdings verschwindet die Zweifelderwirtschaft erst allmählich, sodass sie noch im Hochmittelalter des Öfteren zu finden ist“ [Bayerle, 50].

Die früh eingeführte, aber dann kaum vorankommende Intensivierung der Landwirtschaft hat uns schon bei den allerersten Überlegungen zum erfundenen Mittelalter beschäftigt. Hans-Ulrich Niemitz stellte damals unter der Abschnittsüberschrift „Landwirtschaft“ folgende drei Zitate ein und desselben Autors gegeneinander:

„»Die *Dreifelderform des Fruchtwechsels* ist der größte Fortschritt der westeuropäischen Landwirtschaft im Mittelalter genannt worden. Sie *steht gegen Ende des 8. Jahrhunderts mit einem Mal vor uns*. Ihr erstes gesichertes Auftreten stammt aus dem Jahre 763, das nächste aus dem Jahre 783, das dritte aus dem Jahre 800. Danach sind die Belege so zahlreich, daß diejenigen Geschichtsforscher, die durchaus an dem Dogma festhalten wollen, im ländlichen Leben könne es nie einen schnellen Wandel geben, zu der *Annahme genötigt sind, die Dreifelderwirtschaft sei eine ältere*

Erfindung, die es fertig gebracht habe, jeder urkundlichen Erwähnung zu entweichen« (White 1968, 63).

»Die Frage nach der Ausbreitung der Dreifelderwirtschaft von ihrem Ursprungsgebiet im Fränkischen Reich zwischen Seine und Rhein ist noch nicht planmäßig untersucht worden. [...] Selbst in Deutschland, wo auf diesem Gebiet mehr getan worden ist als sonst irgendwo, kann bisher niemand mehr aussagen, als daß *die Ausbreitung seit ihrem Beginn, kurz vor 800, mehrere Jahrhunderte in Anspruch genommen hat. Ungarn ist rätselhaft*: Eine Abtei scheint im Jahre 1086 auf ihren Gütern Dreifelderwirtschaft betrieben zu haben. Dann ist von Dreifelderwirtschaft keine Rede mehr, bis zum Jahre 1355 (White 1968, 66 f.).

»Bis zum Ende des Mittelalters hat sich eine klare und feste Verbindung zwischen der Dreifelderwirtschaft und dem Gebrauch des Pferdes in der Landwirtschaft herausgebildet. Vielleicht kann *der dreihundertjährige Verzug vom Auftreten der neuen Anschirrung bis zum umfassenden Einsatz des Pferdes* für nichtkriegerische Zwecke mit den Schwierigkeiten erklärt werden, die bei der Umstellung eines Dorfes vom zweijährigen auf den dreijährigen Umlauf sicher zu überwinden gewesen sind« (White 1968, 66).

Die Kursivsetzungen durch den Verfasser (ni) sprechen für sich“ [Niemitz in Illig/Niemitz 1991, 43 f.; fettkursive Hvhg. aktuell von HI].

Auch in den seitdem vergangenen 22 Jahren konnten die Fachleute die überaus zögerliche Einführung einer revolutionären Errungenschaft nicht besser erklären, zumal ein Walter of Henley erst um 1280 die Vor- und Nachteile der beiden Fruchtwechselfolgen untersucht hat [Gimpel, 62]. Einmal mehr läßt sich das durch erfundene Jahrhunderte erklären, in die spätere Entwicklungen vorverlegt worden sind.

Exkurs zur Verwaltung

Das illustriert die Verwaltung der karolingischen Landgüter aufs Beste, deren Anachronismus heute noch deutlicher gezeigt werden kann. In dem berühmten *Capitulare de villis* geht es primär nicht um die Bepflanzung von Apothekergärten mit 73 ganz speziellen Pflanzen, sondern um die Führung der Königshöfe. Im Artikel 62 wird geregelt, dass der Amtmann jährlich Rechnung über mehr als 50 Produkte und Lieferungen abzulegen hätte, wobei er z.B. Beerenwein, Branntwein, jungen und älteren Wein unterscheiden musste. Da es Hofgüter ohne Weinanbau gab, mussten die Amtmänner untereinander Ausgleich schaffen, indem sie rechtzeitig ihre Ernte abschätzten und gegebenenfalls Zukäufe anmeldeten, damit schließlich alle Güter gleichmäßig mit dem edlen Tropfen versorgt waren – eine verwaltungstechnisch anspruchsvolle Aufgabe, die sogar dezentral gelöst werden musste. Außerdem war der

dem Kaiser zustehende Wein an höfische Kellereien zu liefern, obwohl bis heute derartige Zentrallager unbekannt geblieben sind. In Artikel 55 steht Folgendes:

„Wir wollen, daß die Amtsmänner alles, was sie für unsere Hofhaltung lieferten oder beim Palastdienst verbrauchten oder für uns aussonderten, in einem Buche, und das, was sie zur Bewirtschaftung des Hofgutes verwendeten, in einem zweiten Buch zusammenstellen lassen, und uns über den Umfang des verbliebenen Restes schriftlich berichten.“

Das klingt so, als ob damals bereits detaillierte Buchhaltung gefordert worden wäre, rund 700 Jahre vor Luca Pacioli's Beschreibung der doppelten Buchhaltung im Jahr 1494. Der Eindruck verstärkt sich durch eine Verordnung von Karl von 795, der zufolge Krongüter und Reichshöfe einen umfassenden Jahresabschlussbericht zusammen mit einer wohlgeordneten Vermögensaufstellung auf kirchlich erprobten Musterformularen bewerkstelligen müssen. Aber das älteste erhaltene Kaufmannsdokument nördlich der Alpen stammt von einem Lübecker Tuchhändler aus dem Jahr 1180 [wiki → Buchhaltung].

Jean Gimpel trägt ungewollt zur zeitlichen Einordnung der karolingischen 'Verwaltungsorgien' bei, denn er findet im späteren 13. Jh. in England landwirtschaftliche Traktate von *Walter of Henley*, *Robert Grosseteste* und von anonymer Hand.

„In ihnen werden Ratschläge zur Führung eines Landwirtschaftsbetriebes erteilt, und – **aus einem sehr fortschrittlichen Blickwinkel heraus** – die Anwendung von **vergleichsweise sehr modernen** Versuchsmethoden und die Führung einer exakten, durch Experten jährlich kontrollierbaren, Buchführung empfohlen“ [Gimpel, 61; Hvhg. HI].

Aus dieser Perspektive heraus kommen die Erlasse Karls d. Gr. um volle 500 Jahre zu früh, wobei es gleichgültig ist, ob einige Spezialisten das *Capitulare de villis* nicht Karl selbst zuschreiben, sondern es erst später, in der ersten Hälfte des 9. Jh. unter Ludwig dem Frommen ansetzen. Gimpel konnte zu seiner Wertung nur kommen, weil er die avantgardistischen, nein: anachronistischen Erlasse Karls ignoriert – mit Recht! Zurück zum Pferd.

e) Die Entwicklung des Pflugs ist mit der **Dreifelderwirtschaft** untrennbar verbunden. Die Römer kannten den leichten Pflug (aratrum), dessen Pflugschar symmetrisch geformt war, damit er am Ende der Furche einfach in der Gegenrichtung gezogen werden konnte, und der leichte Böden voraussetzte. „Der neuartige Pflug ist ein äußerst zweckmäßiges Gerät, das sich aber erst im Laufe des 11. Jahrhunderts verbreitete“ [Gimpel, 64]. Er besitzt zwei Räder (von denen eines kleiner sein kann, weil es auf dem noch ungepflügten Gelände läuft), vor der eher horizontal schneidenden eisernen, asymmetrischen Pflugschar ist noch das Pflugmesser (Sech) angeordnet, das die Gras-

narbe senkrecht durchtrennt. Die Wirkung der Pflugschar wird durch das Streichbrett oder -blech noch verstärkt, weil so die aufgebrochene Erde zur Seite gebracht wird. Derartige Pflüge brauchten mehr Spanntiere und mussten am Feldende wenden, weshalb die Parzellen größer und vor allem länger wurden [Gimpel, 64 f.], dagegen entfiel das Querpflügen [Bayerl, 48]. Hinzu kam erstes Düngen mit Mergel und mit Stroh, das auf den Feldern verfaulte [Gimpel, 66].

Die Kombination aus neuartigem Pflug mit Eisenteilen, dem Pferd als Zugtier, das jedoch Kummet, Hufeisen und Hafer oder Gerste benötigt, und der Dreifelderwirtschaft samt Düngung setzte sich langsam ab 1000 durch. Die Karolingerzeit wird ganz zu Unrecht diesem Entwicklungsprozess 'vorgeschaltet'. Dementsprechend spricht Bayerl [48] von einer Vermutung: „Der schwere Räderpflug (»Beetpflug«) war vermutlich bereits seit dem 6. Jahrhundert nördlich der Alpen bekannt.“ Er selbst stellt anschließend fest, dass die eiserne Pflugschar erst im 10. Jh. hinzutrat und dass der schwere Pflug Pferde als Zugtiere benötigte. Derartige Widersprüche in sich entfallen jetzt.

f) Pferde taugen nicht nur für den Pflug, sondern auch als *Reittier* für Krieger [vgl. Illig 1996, 116-120]. Solche hätten die Karolinger gebraucht, wenn sie tatsächlich so Krieg geführt hätten, wie es etwa Notker der Stammler um 883 rückblickend beschrieben hat: Ein eisenstarrendes Heer wälzt sich aus den Alpentälern gegen das langobardische Pavia, allen voran der von Kopf bis Fuß in Eisen gekleidete Karl d. Gr. Dieses wildromantische Bild wird durch den Archäologen vollständig entzaubert: Es gibt keine Funde von zeitgenössischen Helmen, Harnischen, Beinschienen, Schildern oder Lanzen, nur von Schwertern. Doch die tragen vom 8. bis zum 11. oder gar 12. Jh. Namen wie Ulfberht, Leutfrid oder Ingelii, als hätte es damals bereits Manufakturen und Markennamen gegeben, die für Jahrhunderte Bestand gehabt hätten.

Auf jeden Fall brauchten derart gepanzerte Reiter mit Lanzen einen sicheren Sitz; der verlangt einen hinten hohen Sattel und Steigbügel. Letztere werden in Mitteleuropa ab dem letzten Drittel des 6. Jh. gefunden. Während der eigentlichen Karolingerzeit sind sie extrem rar, um ab dem 10. Jh. in steigender Anzahl aufzutauchen. Außerdem brauchen Reiter ein Pferd, doch: „Vom 5. bis 11. Jahrhundert fand man das Pferd in Westeuropa eher selten“ [Ohler, 36]. Auch Karl d. Gr. hätte wohl sein Königreich für ein Pferd geboten.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Landwirtschaft ist im Mittelalter enorm intensiviert worden. Aber diese Entwicklung setzte nicht im 8. Jh. ein, sondern erst Ende des 10. Jh.; gegen 1100 hatte sich die Dreifelderwirtschaft durchgesetzt [wiki ↔ Dreifelderwirtschaft]. Damit erledigt sich ein in sich widersprüchlicher Satz wie der folgende aus derselben Quelle:

„Im Hochmittelalter wurde dann, ausgehend von karolingischen Klöstern,

nach der Einführung der neuen Gerätschaften des 11. Jahrhunderts flächendeckend das Dreifeldsystem eingeführt“ [ebd.].

So wäre die Entwicklung von karolingischen Klöstern ausgegangen, denen wohl schon die Gerätschaften des 11. Jh. zur Verfügung gestanden hätten, um damit zügig in den Jahrzehnten bis 1100 die landwirtschaftliche Revolution durchzuführen. Solange den Mediävisten hier keine Zweifel kommen und sie dem Gedanken an erfundene Jahrhunderte nicht näher treten wollen, solange bewahrt sie nichts vor solchen Widersprüchen.

Kanalbau und Fossa Pseudo-Carolina

Es gibt Neuigkeiten zur Fossa [vgl. Illig 1996, 104-112], die blindergebene Verteidiger eines fatalen Karlskanals nicht gerne lesen und deshalb bekämpfen werden. Zuvorderst ist hier Ralf Molkenthin zu nennen, der ein Buch zum Thema geschrieben hat und seinen Gegner frontal angeht:

„Auch der zur zweifelhaften Berühmtheit gelangte Zeitfälschungstheoretiker Heribert Illig will die bei Treuchtlingen gelegenen ruinösen Überreste nicht mit der Fossa Carolina identifizieren. Da seine Argumentation aber auf einer methodisch unzulässigen Grundlage beruht, kann sie nicht ernstgenommen werden“ [Molkenthin 2006, 57].

Selbstverständlich bringt er, der schon als Verfälscher bezeichnet werden musste [Illig 2007], hierzu keinen Literaturverweis, weder zu meinen Texten noch zu dem von Amalie Föbel, die 1999 feststellte, dass ich nicht die richtige Methodik anwende. Es passt ins Bild, dass Molkenthin sich unter verschiedenen Pseudonymen in unsere Diskussionen einmischt und stets darauf achtet, dass bei ihnen kein Wissenschaftler ungnädig oder gar despektierlich behandelt wird. Andreas Otte und Jan Beaufort fanden heraus, dass er sich (auch) unter den Bezeichnungen Altfrid II. und Liudger123 einklinkt. Der heutige Lehrer war früher an der Universität Bochum. Mitglieder des dortigen Lehrkörpers lassen es sich angelegen sein, die meiner Person gewidmete *Wikipedia-Seite* zu kontrollieren und möglichst nichts Positives dort zu dulden, sondern nur ihre eigenen Fehlurteile. (Bei den Artikeln zu Karl d. Gr. und zum Hl. Benedikt wird überhaupt keine Kritik an ihren Helden geduldet. Hier rächt es sich, dass *Wikipedia* selbst keinen direkten Einfluss auf den Inhalt zu nehmen behauptet und deshalb laut richterlichem Spruch für Inhalte nicht haftbar gemacht werden kann. Wie bewertet man dann eine Henriette Fiebig, die als Autorin und Administratorin einen regelrechten Kreuzzug gegen das erfundene Mittelalter führte – so vom *Spiegel* dargestellt – und damals Angestellte bei *Wikimedia Deutschland e.V.* war [vgl. Illig 2010]?)

Dabei müsste Molkenthin [53] nur seinem Wissen trauen, um sich stillschweigend von der eigenen Position zu verabschieden:

„Eine besondere Stellung unter den Wasserstraßen nehmen die von Menschen geschaffenen Wasserwege, die Kanäle ein. Für das frühe und hohe Mittelalter ist da nur ein einziger zu nennen. Dies ist die Fossa Carolina. Sie blieb als Versuch, eine Wasserscheide mittels eines Kanals zu überbrücken singulär. Erst im späten 14. Jahrhundert ist mit der unter der Regie der Hansestadt Lübeck gebauten »Steckenitzfahrt«, die die Trave mit der Elbe verbinden sollte, wieder ein Kanal auszumachen.“

Er meint zuletzt eigentlich einen Scheitelkanal, wusste aber möglicherweise tatsächlich nicht, dass schiffbare Kanäle schon früher gebaut worden sind: Als erstes europäisches Kanalprojekt seit der Römerzeit wurde der Naviglio Grande von Mailand zum Lago Maggiore gegraben, von 1177 bis 1257, also nicht nur einen Herbst lang wie unter Karl. Für Molkenthin liegt demnach Karl rund 500 Jahre antizipatorisch in Führung, für Kenner immer noch über 360 Jahre. Jeder außer Molkenthin käme hier ins Grübeln.

Er weiß, dass der große Karl z.B. nahe der Pfalz Salz an keiner Kaimauer anlegen, sondern nur am flachen Ufer anlanden konnte:

„Solche Kaimauern, wie sie in der römischen Epoche auch nördlich der Alpen verbreitet waren, scheinen während des frühen Mittelalters wieder in Vergessenheit geraten zu sein“ [Molkenthin, 39].

Das bestätigen die gegenwärtigen Grabungen bei Bad Neustadt an der Saale, ebenfalls eine Karlspfalz, die weiterhin gesucht wird:

»Sicher ist, dass es eine ottonische Pfalz am Veitsberg gab, datiert auf das 10. Jahrhundert«, so weit wagte sich Professor Peter Ettl von der Universität Jena mit seinem Resümee zu den diesjährigen Ausgrabungen vor“ [Kritzer/Chellouche].

Das ist zugleich das Resümee für die seit 2009 laufenden Ausgrabungen nahe Bad Neustadt, auf die mich Monika Falkenrath, Bundorf, hingewiesen hat. Demnach ist von der in den Chroniken genannten Karlspfalz noch nichts gefunden worden. Weil sie berichten, Karl nutzte seine Pfalz 790 als zeitweilige Residenz und reiste per Schiff an, möchte man in einigen Kilometer Entfernung wenigstens ihren Hafen finden. Dabei „handelt es sich um eine Anlegestelle, die ein etwas flacheres Ufer aufwies. »Da wurden die Schiffe an Land gezogen und festgemacht«“ [ebd.]. Hier herrscht Zuversicht: „Es gibt für den Experten keinen Zweifel für frühere seichte Stellen am Saale-Ufer, die auf einen Hafen hindeuten“ [ebd.]. Da musste Karl durchs Wasser stiefeln.

Prof. Christoph Zielhofer von der Uni Leipzig begann 2012 ein Forschungsprojekt, das auch die Häfen des Fossa-Kanalsystems erforschen soll:

„Bisher liegen keine gesicherten Erkenntnisse zur Funktionsweise und Nutzungsgeschichte des Kanals vor“ [Zielhofer].

Es gibt bereits zwei Zwischenergebnisse:

a) Scheitelkanäle müssen mit Wasser versorgt werden. Deshalb wurde der Fossa Carolina ein Damm bei Dettenheim zugerechnet, der für ein Wasser-rückhaltebecken gedacht gewesen sein soll. Doch seit kurzem ist klar, dass er keineswegs aus der Karolingerzeit, sondern aus der frühen Neuzeit stammt [Schreg 2012; Leithold/Zielhofer 2012]. Und b):

„Postuliert wird nun, dass es sich nicht um einen Kanal, sondern um eine Kette wasserführender Becken gehandelt hat, über die die europäische Hauptwasserscheide mit Booten überwunden werden konnte“ [Schreg].

Dieses Ergebnis ist keines. Warum sollte man Boote benutzen, wenn die Wasserbecken in verschiedenen Höhen angelegt waren? Dann mussten die Boote für eine Strecke von lediglich 2, vielleicht auch 4 Kilometern mehrmals auf das nächsthöhere oder -tiefere Boot umgeladen werden, haben doch nicht einmal Mediävisten gewagt, Karl bereits Schleusen zuzutrauen (erste deutsche Schiffsschleuse 1325). In Anbetracht des flachen Geländes wäre es viel einfacher und nützlicher gewesen, nur einmal auf Karren zu verladen oder eine Schleifbahn für die Boote zu bauen, auf der sie ohne Umladen gezogen werden konnten. Dafür hat es ein Vorbild gegeben: Die alten Griechen benutzten seit ca. -600 eine mehr als 6 km lange Schleifbahn (Diolkos), um den Isthmus von Korinth und nicht 7, sondern rund 70 Höhenmeter zu überwinden. So könnte die Becken- oder Teichkette in eine ganz andere Richtung weisen.

Derartige Teichketten wurden von den frühen Spezialisten für wassertechnische Anlagen, von den Zisterziensern angelegt. Sie haben nicht nur Kanäle durch Felsgestein geschlagen, um etwa die Abtei Obazine im Limousin über 1,7 km Entfernung mit Wasser zu versorgen; sie haben auch für das Kloster Maubuisson in der Île-de-France eine Kette von vier Teichen angelegt, mit deren Füllung u.a. eine Mühle betrieben werden konnte, bevor das Wasser in die Oise lief [Leroux-Dhuys, 47].

Bei ähnlicher Situation am Dorf Graben (413 m über NN) ließe sich dort eine ehemalige Mühle oder Hammermühle vermuten. Aber es ließe sich noch mehr mutmaßen, fehlt doch bislang jede Deutung der überhohen Wälle zu Seiten des Kanals oder der Teiche. Werner Benecken [2004] erklärte immerhin die ‘ausgefranzte’ Oberkante der Wallüberreste mit parallel geführten Aufzugsystemen.

Hier wird ein neuer Vorschlag gemacht: Die angeblich im Jahr 793 immer wieder abrutschende Erde steht noch heute bis auf 428 m über NN an, das sind 6,50 m über dem Niveau der europäischen Wasserscheide in dieser Gegend: je nach Messung 420 oder 421,50 m über NN. Insofern könnte in diesem Bereich ein hochgelegenes Staubecken versucht worden sein, um es nach beiden Seiten ablassen zu können. Demnach wäre das Wasser auf dem Sattel zwischen den Anhöhen – etwa dem Nagelberg mit seinen 542 m –

gesammelt worden, um je nach Bedarf nach Süden zur Altmühl oder nach Norden zur Schwäbischen Rezat abzufließen. In diesem Fall wären die Wälle eigentlich Deiche, die aber bei starker Befüllung Gefahr liefen, durchweicht zu werden, was dann das Projekt zur Aufgabe gebracht hätte. Nachdem 1169 erstmals ein Ortsadelsgeschlecht Liutfrid zu Graben bekannt ist (Graben als Ortsteil von Treuchtlingen [*treuchtlingen*]) und Eckehard von Altaich um 1140 die Gegend um den Kanalbau näher beschrieben hat [vgl. Illig 1996, 107], könnte das Teichprojekt dem späten 11. oder frühen 12. Jh. entstammen.

Medizin, Musik und Wissenschaftstheorie

Jean Gimpel dehnte seine Betrachtungen zur industriellen, mittelalterlichen Revolution auf weitere Gebiete aus. So stellt er fest:

„Die **Pestzüge** sollten erst im 14. Jahrhundert wiederkehren, wobei ihr Verlauf und Wiederverschwinden in eigentümlicher Weise an den Zyklus des 7. Jahrhunderts erinnert“ [Gimpel, 80; Hvhg. HI].

Die justinianische Pest brach 542 aus, sie raffte ein Viertel der Einwohner Konstantinopels hinweg und wurde vom Kaiser, der selbst die Krankheit überlebt haben soll, 544 für beendet erklärt.

„Diese brach jedoch 557 erneut aus, kehrte im Jahre 570 nochmals wieder und trat bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts in etwa zwölfjährigem Rhythmus immer wieder in Erscheinung“ [wiki → Geschichte der Pest].

Man könnte nun schließen, dass die Erfahrungen aus dem 14. Jh. zurückgespiegelt worden sind. Doch das käme für die Abfassung jener Berichte, die das 7. und 8. Jh. wiedergeben, aller Wahrscheinlichkeit nach zu spät. Wahrscheinlich ist das tatsächlich beobachtete Wiederaufflammen der Jahre 557, 570, ca. 582 einfach in die erfundenen Jahrhunderte fortgeschrieben worden, um sie zu füllen. Im *Großen Kulturfahrplan* von 1987 wird zum Jahr 542 vermerkt, die Pest „wirkt verheerend in Europa bis ≈ 600“ [Stein, 542]. Die ungefähr zwölf weiteren Pestschübe wären demnach erst jüngster Forschung zu verdanken.

In Gimpels Zeittafel findet sich außerdem folgender Eintrag:

„ca. 1030 System der »**Neumen**«, eingetragen in waagrechten, parallelen Linien, um den Ton anzugeben“ [Gimpel, 261; Hvhg. HI].

Das mag sich auf den 1050 verstorbenen Guido von Arezzo beziehen. Allerdings wurden die ältesten Neumen, also grafische Zeichen für die melodische Gestalt und die Interpretation ohne derartigen Linien angegeben. Die einschlägigen drei ältesten Handschriften entstammen dem frühen 10. Jh. Dessen ungeachtet gilt, dass sie

„seit dem 9. Jahrhundert zur Notation der melodischen Gestalt und der intendierten Interpretation des Gregorianischen Gesangs und gelegentlich

auch für das Aufschreiben weltlicher und religiöser Melodien außerhalb der Liturgie verwendet wurden“ [wiki → Neume].

Für das frühe 9. Jh. braucht es keinen materiellen Nachweis, gibt es doch bei den späteren Biographen Karls einen unbezweifelbaren Hinweis: So

„befahl er, eine besondere Notenschrift einzuführen, jene Neumen, aus der sich die späteren mittelalterlichen wie die modernen Noten entwickelt haben“ [Braunfels, 73; vgl. Illig 1996, 78].

Es ging hier insbesondere um den gregorianischen Choral, zu dem bereits Niemitz [Illig/Niemitz 1991, 46] der Hinweis in einer *Musikgeschichte* aufgefallen ist, den er so kommentierte:

„Papst Gregor der Große (540 - 604) gründete nicht nur um 575 ein Kloster [...], sondern reformierte die Meßzeremonien und (vielleicht) den kirchlichen Gesang. »Viele Jahrhunderte lang blieb das große Buch, das sein Lebenswerk darstellte, mit einer Kette am Sankt Petrus Altar befestigt« (Pahlen o.J., 36). Ausgerechnet in den nachfolgenden Jahrhunderten der Wirren und Plünderungen Roms hätte sich eine derartige Aufbewahrungsart bewährt?“

Gregor I. ist als Urheber dieser Choräle mehr als zweifelhaft geworden. Die Historiker vertreten verschiedenen Theorien, denen zufolge die Musik auch erst um 670 oder nach 754 in Rom oder im Frankenreich erfunden worden wäre. Die Benennung nach Gregor entstammt dem Cantatorium von Monza, das von einem Gregor spricht, wohl um eine entsprechende Autorität aufbieten zu können. Tatsächlich ist nicht einmal Rom als Ursprungsort sicher, wird doch dort noch im 11. Jh. altrömischer Gesang notiert, der dem gregorianischen vorausging [wiki → Gregorianischer Choral].

Ein weiterer Anachronismus zeigt sich bei der **wissenschaftlichen Theoriebildung**. Theoretische Unterstützung insbesondere für die Technikbegeisterung der 1098 gegründeten Zisterzienser gab es bald durch Hugo von St. Victor, der um 1128 in seinem *Didascalicon de studio legendi (Anleitung zum Studium des Lesens und Auslegens)* den sieben Freien Künsten – Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik – die sieben Künste der Mechanik anfügte:

„Lanificium (Textilwesen), Armatura (Waffenkunst, Geräteherstellung, Bau- und Schmiedearbeit), Navigatio (Schifffahrt und Handel), Agricultura (Landwirtschaft), Venatio (Jagd, Fischfang, Ernährung), Medicina (Heilkunde) und Theatrica (Darstellende Kunst)“ [Bayerl, 22].

Mit Hugo von St. Victor begegnen wir jenem Mann, der gemäß Ivan Illich den revolutionären Schritt vom Lesetext für murmelnde Mönche hin zu einem wissenschaftlich zu nennenden Text getan hat:

„Das neue Seitenbild, die Kapiteleinteilung, Distinktionen, das konsequente Durchnumerieren von Kapitel und Vers, die neue Inhaltsangabe für das ganze Buch, die Übersichten zu Beginn eines Kapitels, die dessen Untertitel benennen, die Einführungen, in denen der Autor erklärt, wie er seine Darlegung aufbauen wird, sie sind alle Ausdruck eines neuen Ordnungswillens“ [Illich, 110],

der sich auch in nach dem ABC geordneten Registern zeigt.

Dagegen hat sich Arno Borst entschieden ausgesprochen. Er tat dies in seinen Plinius-Betrachtungen [1994], aber mit keinem Wort mehr in der *karolingischen Kalenderreform* [1998], in der es genau um diese Problematik gegangen wäre. Leider ist bereits dieser Titel gründlich irreführend, haben doch selbst für Borst die Karolinger nicht den Kalender reformiert, sondern nur seine Schriftform. Dort steht indirekt, dass all die – von Illich zusammengestellten – Kriterien bereits im Lorscher Reichskalender von 789 erfüllt seien. Leider hat Borst nicht bedacht, dass danach die Literatur keineswegs auf diesem neuen Stand bleibt, sondern sofort wieder zurückfällt, auf dass Hugo von St. Victor diesen Schritt ein zweites Mal – nein, natürlich zum ersten Mal machen kann. So blieb es bei 864 Seiten Irreführung.

Nachtrag zur Architektur

Als ich mich mit den Anachronistischen Bauteilen der Aachener Pfalzkapelle beschäftigt und 24 von ihnen herausgearbeitet habe, da gab es als vierten Punkt: „Spiralig steigende Tonnengewölbe“ [Illig 1996, 229]. Die Kritik an dieser Überschrift war richtig: Es handelt sich um zwei Wendeltreppen im Westbau, die sich wie alle anderen ihrer Art keineswegs spiralig zusammenziehen, sondern ihren Durchmesser beibehalten. Mein Fehler nimmt seinen Ausgang bereits bei Plinius d. Ä., der mit dem griechischen Wort für Schöpflöffel: *cochlea* den spiralig geführten Gang eines Schneckenhauses bezeichnet hat. Im Mittelalter wurden dann auch Wendeltreppen mit *cochlea* bezeichnet. Sie werfen das technische Problem auf, dass die aufsteigenden Tonnengewölbe gleichzeitig als Überdeckung wie als Auflager dienen [ebd.] und ganz oben zu einer sphärischen Gewölbeform führen. Als ein Kenner der Materie hat Albert Verbeek betont, dass auch derartige Wölbformen erst nach 1000 wieder auftreten [vgl. Illig 1996, 230].

In Saint-Gilles-du-Gard steht eine der schönsten romanischen Kirchenfasaden Frankreichs. Nicht alle Besucher bemerken, dass hinter dem heutigen Chorhaupt noch Ruinen des früheren romanischen Chors erhalten sind, vor allem ein berühmter Mauerrest, der *Vis de St-Gilles*:

„So heißt die Wendeltreppe, die in einem spiralförmig geführten tonnengewölbten Gang nach oben führt. Die einzelnen Steine dieser Treppe

mußten dafür so zugerichtet werden, daß diese komplizierten sphärischen Formen – mehrere leicht konvex und konkav gekrümmte Flächen – zustande kamen. Diese Steinbearbeitung gehört zu den Spitzenleistungen mittelalterlichen Bauens. Zahlreiche Baumeistergraffiti im Inneren belegen, daß noch im 17. Jahrhundert diese Wendeltreppe als Meisterleistung der Stereotomie besucht und bewundert wurde“ [Freigang, 127].

Die Wissenschaft ist sich noch uneins, ob Chor und Vis de St-Gilles nun vor oder nach 1150 errichtet worden ist. Auf alle Fälle ist die Konstruktion der von Aachen überaus ähnlich, auch wenn hier die Mittelspindel deutlich massiver ausgeführt worden ist. Somit wäre der Aachener Bau auch mit seiner Wendeltreppe dem übrigen Europa um gut 300 Jahre voraus, sofern seine Datierung auf ca. 800 berechtigt wäre.

Literatur

- Bayerl, Günter (2013): *Technik in Mittelalter und Früher Neuzeit*; Stuttgart
- Benecken, Werner (2004): Der so genannte Karlsgraben; *Zeitensprünge* 16 (2) 279-308
- Bois, Guy (1993): *Umbruch im Jahr 1000. Lournand bei Cluny - ein Dorf in Frankreich zwischen Spätantike und Feudalherrschaft*; Stuttgart
- Borst, Arno (1998): *Die karolingische Kalenderreform*; Hannover
- (²1995): *Das Buch der Naturgeschichte. Plinius und seine Leser im Zeitalter des Pergaments*; Heidelberg
- Brandsch, Heinz (Hg. 1990): *Capitulare de villis vel curtis imperii caroli magni / Die Landgüterverordnung Kaiser Karl des Großen*; Berlin
- Braunfels, Wolfgang (¹1994): *Karl der Große*; Reinbek
- Föbel, Amalie (1999): *Karl der Fiktive? Damals* (8/1999) 20 f., München
- Freigang, Christian (2012): Text zu Rolf Toman (Hg.): *Provence · Kunst · Landschaft · Architektur*; Potsdam
- Gimpel, Jean (1980): *Die industrielle Revolution des Mittelalters*; Zürich · München (¹1975)
- Illich, Ivan (1991): *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos [von St. Viktor] »Didascalicon«*; Frankfurt/M.
- Illig, Heribert (³2013): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelting
- (2011): *Capitulare de villis als Verwaltungssorgie*; *Zeitensprünge* 23 (2) 295-304
- (2010): *Abwehrk(r)ämpfe bei Wikipedia. Wissenschaftler diffamieren inkognito*; *Zeitensprünge* 22 (3) 694-704
- (2007): *Ein Verfälscher am Werk. Replik auf Ralf Molkenhins Kritik*; *Zeitensprünge* 19 (2) 511-526
- (1997): *Arno Borst contra Ivan Illich*; *Zeitensprünge* 9 (3) 330-343
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf, dann München, danach Berlin
- Illig, Heribert / Niemitz, Hans-Ulrich (1991): *Hat das dunkle Mittelalter nie existiert? Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (1) 36-49

- Kretzschmer, Fritz (o.J., 1993): *Bilddokumente römischer Technik*; Wiesbaden
- Kritzer, Stefan / Chellouche, Brigitte (2013): Karl der Große und ein Hafen an der Saale. Ausgrabungen auf dem Veitsberg bei Bad Neustadt – Kaiserpfalz-Anlage wurde wohl per Schiff versorgt; *Mainpost*, Regionalteil *Bote vom Haßgau*, 09. 10.
- Leitholdt, Eva / Zielhofer, Christoph u.a. (2012): Fossa Carolina: The First Attempt to Bridge the Central European Watershed - A Review, New Findings, and Geoarchaeological Challenges; *Geoarchaeology* 27, 88-104 (doi 10.1002/gea.21386).
<http://www.uni-leipzig.de/geographie/phygeo/files/2010/06/Leitholdt-Zielhofer-et-al.-2012.pdf>
- Leroux-Dhuys, Jean-François (1998): *Die Zisterzienser. Geschichte und Architektur*; Köln
- Molkenthin, R. (2006). *Strassen aus Wasser: Technische, wirtschaftliche und militärische Aspekte der Binnenschifffahrt im Westeuropa des frühen und hohen Mittelalters*; Berlin
- Ohler, Norbert (1991): *Reisen im Mittelalter*; München
- Pahlen, Kurt (o.J. = 1958): *Musikgeschichte der Welt*; Zürich
- Pfistermeister, Ursula (1984): *Burgen und Schlösser der Oberpfalz*; Regensburg
- Schieffer, Rudolf (¹⁰2005): *Die Zeit des karolingischen Großreichs 714–887* (Gebhardt · Handbuch der deutschen Geschichte, Bd 2); Stuttgart
- Schreg, (2012): Kein Kanal, sondern eine Kette schiffbarer Becken – neue Studien zur Fossa Carolina; eingestellt am 16. 01.
<http://archaeologik.blogspot.de/2012/01/kein-kanal-sondern-eine-kette.html>
- Stein, Werner (1987): *Der große Kulturfahrplan*; München · Berlin
treuchtlingen = <http://www.treuchtlingen.de/Ortsteile.101+M5e8e2058042.98.html?&cHash=9532db31cc4fbb39c47b8dfdd863a84a>
- Wandruszka, Nikolai (2004): Der erste Hufschmied; *Zeitensprünge* 16 (1) 104-124
- Waurick, Götz (Hg. 1992): *Das Reich der Salier 1024–1125*. Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz in Speyer; Sigmaringen
- White Jr., Lynn (1968): *Die mittelalterliche Technik und der Wandel der Gesellschaft*; München
- wiki = *Wikipedia Die freie Enzyklopädie* ↔ entsprechender Artikel
- Zielhofer, Christoph (2011): Forschung Fossa Carolina/ Research Fossa Carolina. Fossa Carolina: Bindeglied der Hafennetzwerke an Rhein und Donau. Studien zur Überwindung der Europäischen Hauptwasserscheide im Mittelalter;
<http://www.uni-leipzig.de/geographie/phygeo/forschung/forschung-fossa-carolina/>

Vom Großinquisitor und von den Karolinger

Ein Literaturfund von Heribert Illig

In seinem Roman *Die Brüder Karamasow*, abgeschlossen erst im Jahr vor seinem Tod, lässt Fjodor Dostojewski (1821–1881) die Brüder über christliches Handeln und Empfinden sprechen. Nachdem es um grausames Unrecht ging – ein General hetzte Jagdhunde auf einen Knaben und ließ ihn zerfleischen – erzählt Iwan für Alioscha die Geschichte des Großinquisitors. In ihr kehrt Jesus noch einmal auf die Erde zurückkehren, ins Spanien der Inquisition. Der greise Großinquisitor lässt Jesus verhaften und führt mit ihm einen Monolog, denn Jesus spricht kein Wort mit ihm. Danach wird er den nochmals Auferstandenen richten und auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, „als den böartigsten aller Ketzler“, denn Jesus habe der eigenen Sache geschadet. Warum?

Nun, der Großinquisitor zeigt, dass die Kirche – nicht unbedingt Jesu Kirche – das genaue Kehr Bild der Liebesbotschaft Jesu darstellt, indem er äußerst kasuistisch die ursprünglichen Herren-Sätze in ihr Gegenteil verkehrt. Er demonstriert das ausführlich an Jesu Versuchung durch den Satan während seines vierzigjährigen Wüstenaufenthalts. Der stellte dem Hungernden drei Forderungen:

„Wenn du Gottes Sohn bist, so befiehl, daß aus diesen Steinen Brot wird. [... Dann stellte er ihn oben auf den Tempel:] Wenn du Gottes Sohn bist, so stürz dich hinab; denn es heißt in der Schrift: Seinen Engeln befiehlt er, dich auf ihren Händen zu tragen [...] er zeigte ihm alle Reiche der Welt mit ihrer Pracht und sagte zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest“ [Mt 4, 3-9].

Nun erklärt der Großinquisitor gnadenlos, wie er und seine Kirche sich nach dem Satan orientieren und sagt es Jesus ohne Umschweife:

„Das, was ich Dir zu sagen habe, ist Dir längst bekannt; ich lese es in Deinen Augen. Oder soll ich vor Dir unser Geheimnis verbergen? Vielleicht willst Du es gerade aus meinem Munde vernehmen? So höre denn: Wir halten es nicht mit Dir, sondern mit I h m , das ist unser Geheimnis! Schon lange halten wir es nicht mir Dir, sondern mit I h m , schon acht Jahrhunderte. **Rund acht Jahrhunderte** sind vergangen, seit wir von Ihm das nahmen, was Du voll Verachtung ablehnst, jene letzte Gabe, die er Dir anbot, als er Dir alle Königreiche der Welt zeigte. Wir haben von Ihm Rom und das Schwert Cäsars genommen, und haben uns zu Königen der Erde erklärt, zu den einzigen Königen, wenn wir auch bisher unser Werk noch nicht zur Vollendung gebracht haben. Doch wer ist schuld? Oh, die-

ses Werk steht bisher nur in den Anfängen, aber es hat angefangen. Lange wird es dauern, bis es vollendet sein wird, und viel wird noch die Erde erleiden müssen; aber wir werden es erreichen, und werden Cäsaren werden, und dann werden wir die allgemeine Weltbeglückung ins Auge fassen. Und damals hättest Du das Schwert Cäsars nehmen können. Warum hast Du diese letzte Gabe abgelehnt? Wenn Du diesen dritten Rat des mächtigen Geistes angenommen hättest, so hättest Du alle Wünsche erfüllen können, die der Mensch hat auf Erden; er hätte jemand gehabt, vor dem er sich verneigen, jemand, dem er sein Gewissen überliefern kann, und er hätte die Möglichkeit gesehen, daß sich schließlich alle zu einem gemeinsamen Ameisenhaufen vereinigten; denn das Bedürfnis einer Weltvereinigung ist die dritte und letzte Qual der Menschen. [...]

Wenn Du die Welt und Cäsars Purpur angenommen hättest, so hättest Du ein Weltreich begründen und den Weltfrieden bringen können. Wer soll denn über die Menschen herrschen, wenn nicht die, die ihr Gewissen beherrschen und in deren Händen ihr Brot ist? Wir haben das Schwert Cäsars genommen, aber indem wir es nahmen, haben wir natürlich Dich verleugnet und sind I h m nachgefolgt.“ [Dostojewski, 413 f.; Hvhg. HI]

Nun zu der Zeitangabe, die Iwan für die Zeit des Großinquisitors gibt:

„Fünfzehn Jahrhunderte sind vergangen, seit E r versprochen, ›wiederzukommen in Macht und Herrlichkeit‹“ [ebd. 397].

Das wäre nach damaliger Rechnung – mit Kreuzigung und Auferstehung im Jahr 33 – ungefähr das Jahr 1533. Gemeint war aber wohl eher das Jahr 1559, als der inquisitorische Wahnsinn in der Zeit Philipps II. seinen Höhepunkt unter Fernando Valdez, Großinquisitor und Erzbischof von Sevilla, erlebte [Koch]. Von diesem Jahr aus liegt der Griff der Kirche zum Schwert „rund acht Jahrhunderte“ zurück. Das ergäbe bei präziser Angabe das Jahr 759 und somit die ersten Regierungsjahre Pippins d. J. als Frankenkönig. Er hatte 751 mit ausdrücklicher Billigung des Papstes den letzten Merowingerkönig Childerich III. abgesetzt und übergab dafür dem Papst das eigentlich den Byzantinern gehörende Langobardengebiet und damit den späteren Kirchenstaat. Und im Jahr 800 übernimmt Karl der Große gewissermaßen das Schwert Cäsars, das ihm der Papst durch die Krönung in die Hände legt.

Wir sehen, dass dieser finster-dramatische Moment des Übergangs vom Reich Christi zum satanischen Reich regel- und kunstgerecht erzeugt werden musste, zumal er nach den alten Zukunftsberechnungen am ersten Tag des Jahres 801 (für uns der erste Weihnachtsfeiertag des Jahres 800) stattzufinden hatte. Dostojewski hätte natürlich auf die byzantinischen Kaiser zurückgreifen können, die jeweils zugleich Oberhaupt der orthodoxen Kirche waren. Aber er brauchte für den Großinquisitor den westlichen Gegenspieler, den Papst.

Die Kirche sprach über ihr seelenrettendes Wirken mit Hilfe der Scheiterhaufen natürlich in ganz anderer Weise.

Übrigens hat sich bereits 100 Jahre vorher Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) Gedanken zum Übergang vom Guten zum Bösen gemacht: in seinem *Faustfragment*. Dort [II. Dritte Szene des zweiten Aufzugs] sucht Faust den schnellsten von sieben Teufeln. Schon der vierte ist so schnell wie das Licht, doch damit viel zu langsam für Faust: „Oh ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden –“. [Bereits um 1670 hatte Ole Rømer die Lichtgeschwindigkeit bis auf ca. 20 % genau bestimmt.] Schließlich tritt der siebte Teufel vor.

„**Faust:** So sage, wie schnell?

Der siebente Geist: Nicht mehr und nicht weniger als der Übergang vom Guten zum Bösen. –

Faust: Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der Übergang vom Guten zum Bösen! – Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der!“

Literatur

Dostojewski, Fjodor Michailowitsch (o. J., ca. 1925): *Die Brüder Karamasow*. Roman, übersetzt durch Reinhold von Walter; Berlin · Leipzig [Der Roman entstand ab 1866, insbesondere aber in den Jahren 1879/80]

Koch, Dieter (2010): Dostojewskis Legende „Der Großinquisitor“; Vortrag von Pfarrer Dr. Dieter Koch, am 09.11.2010

Lessing, Gotthold Ephraim Lessing (1884): *Lessings Werke. Zweiter Band. Dramatische Fragmente. Faust*; Leipzig

riedenberg = http://www.ev-kirche-riedenberg.de/fileadmin/mediapool/gemeinden/K_G_riedenberg/Dostojewskis_Legende_Der_Grossinquisitor_03.pdf

Dietrich von Bern und die Markgrafen von Hachberg

Georg Dattenböck

142 Jahre, 5 Generationen, liegen zwischen 472, dem Todesjahr des römischen Heermeisters Ricimer (= Dietrich v. Bern), und 614|911. In diesen 142 Jahren wurde in der mündlichen Tradition der toten Helden der Völkerwanderungszeit von den Barden an den Höfen gedacht. Aus dieser Zeit sind uns keine Aufzeichnungen von Heldensagen überliefert. In dieser Zeitspanne wurden auch die politische Geographie und Machtverhältnisse in Europa grundlegend neu geordnet. Der Arianismus als Religion der Vandalen, Goten und Langobarden wurde ausgerottet, Vandalen und Ostgoten verschwanden als Völker durch deren militärische Vernichtung aus der Geschichte. Der angebliche „fränkische Gelehrte Einhard“, welcher angeblich die *Vita Karoli Magni* verfasste, die in *Wikipedia* als „literarisches Kunstwerk der mittellateinischen Literatur aus der karolingischen Renaissance“ bezeichnet wird, schrieb im Kapitel 29 über „barbarische (d. h. germanische) und sehr alte Heldenlieder, in welchen die Taten und Kriege alter Könige besungen wurden“. Es wird gleich stark einschränkend dazu mitgeteilt:

„Außer bei Einhard ist diese offenbar zu Karls Privatgebrauch angefertigte Sammlung jedoch nirgends belegt. Wenn es sie also überhaupt gegeben hat, dann wird sie irgendwann zusammen mit dem Privatarchiv der karolingischen Kaiser untergegangen sein. Karls Sohn Ludwig der Fromme ist in der Neuzeit gelegentlich zu Unrecht für den Verlust der Heldenliedersammlung seines Vaters verantwortlich gemacht worden; tatsächlich gibt es aber nicht den geringsten historischen Beleg dafür, dass Ludwig der Fromme jemals irgendwelche Schriften hätte vernichten lassen“ [wiki → Heldenlieder].

Mysteriös: Der so kulturbewusste Großkarl, ständig auf Reisen durch seine Dutzende von Pfalzen und sein riesiges Imperium, fand auch noch die Zeit, sich „privat“ in mittellateinischer Sprache verfasste Heldenlieder vorlesen zu lassen. Doch kam es, wie es kommen musste: „irgendwann“ verschwanden dieselben „zusammen mit dem Privatarchiv“ für immer im ‚schwarzen Loch‘ einer ‚schwarzen Zeit‘!

Der Forscher Wim Rass grubelte intensiv in seinem Buch [2000, 172] über die Frage: „Wie kann denn ein König Karl eine ihm gemäße Version der Dietrich-Sage überhaupt durchgesetzt haben?“ und kam zur Erkenntnis, dass dieser Karl „drakonisch über den ganz normalen ‚Rechtsweg‘“ und mittels

des „königlichen Bann“ seine Untertanen in Europa im totalen Griff hatte. Karl konnte laut Rass diktatorisch befehlen:

„Wer diesem Befehl nicht nachkam, mußte eine besonders hohe Strafe zahlen“ (Nitschke, S. 298). So etwas begünstigt natürlich eine Atmosphäre, wie sie in der jüngeren deutschen Geschichte nicht nur einmal erlebt wurde: Spitzel und Zuträger allenthalben. Nicht von ungefähr spricht Herm in diesem Zusammenhang von einem ‚Hauch von Polizeistaat‘ (S. 213), wobei dies allerdings wohl mehr als nur ein ‚Hauch‘ gewesen sein dürfte.“

Dass Großkarl ein Sammler, Volkskundler, Mythologe, Lateiner, Germanist, Kulturschöpfer, Kirchenbauer, Gesetzgeber und hunderterlei mehr war, ist an sich nicht neu. Neu ist mir die umwerfende Erkenntnis, dass Karl durch seine „allenthalben“ lauenden „Spitzel und Zuträger“ der „jüngeren deutschen Geschichte“ in Gestalt der Gestapo und Stasi ein leuchtendes Vorbild für die Bekämpfung des Volks- bzw. Klassenfeindes war. Ich kann mir deshalb gut vorstellen, dass diese Finsterlinge wohl beim Studium von Karls Bespitzelungstaktik und Spitzelakten vor Ehrfucht und Neid erblassten!

„In der ältesten Zeit ist die deutsche Literatur nur eine Wiederholung der lateinischen geistlichen. Diese immerhin verheißungsvollen Anfänge verlaufen fast spurlos, weil im 10. Jahrhundert die deutsche Dichtung verstummt und im 11. Jahrhundert zum zweiten Male neu begründet werden muß.“ [Golther, Vorwort, 1922]

*

„Lamparten“, die Lombardei, wird in den Heldensagen über Dietrich erwähnt. Somit müssen diese mündlichen Überlieferungen Jahrzehnte nach dem im Jahre 568 erfolgten Einzug der Langobarden nach Norditalien, nachdem sich die anfänglich chaotischen Verhältnisse einigermaßen in Ordnung und Recht verwandelt hatten, kodifiziert worden sein. Die erste bruchstückhaft und zufällig erhaltene Niederschrift des Dietrich-Sagenkreises ist das *Hildebrandslied*, aufbewahrt in der Universitätsbibliothek in Kassel.

„Die Entstehung des ursprünglichen Hildebrandsliedes wird, da in der gotischen Sprache die im Langobardischen nachgewiesene Namenendung auf »-brand« fehlt, in Oberitalien angesetzt. Von den Langobarden kam das Hildebrandslied vermutlich in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts (770–780) nach Bayern und von dort nach Fulda. Helmut de Boor fasste den Weg der Überlieferung zusammen und folgerte, dass anhand der Grundlage einer gotisch-langobardischen Originalschrift eine altbairische Eindeutschung erfolgte. Nach der Übernahme in Fulda erfolgte die alt-sächsische Einfärbung und hiernach die heute überlieferte letzte Eintragung“ [wiki ↔ Hildebrandslied].

Dieser Weg des *Hildebrandsliedes*, von der Lombardei bis nach Fulda, führte, nicht nur geographisch bedingt, zwangsläufig über Baiern und muss eindeutig in das 10. Jh. datiert werden. Fulda und die dortige Michaelskirche samt Kloster sind für die Katholisierung Deutschlands von Bedeutung. Erwähnenswert ist jener als Rekluse in der Michaelskapelle von 1058 bis 1069 lebende Geschichtsschreiber Marianus Scotus († 1086), welcher ein *Chronicon der Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahr 1082* schrieb [*Michaelskirche*]. In das 10. Jh. muss ebenso jenes von einem Mönch Ekkehard im Kloster St. Gallen verfasste lateinische Epos *Waltharius* datiert werden. Ekkehard schmückte die ihm bereits vorliegenden Heldenlieder dichterisch weiter aus und fand für seinen Helden Walther, wohl als dessen historisches Vorbild, den Ostgotenkönig Wallia, welcher die Tochter von Flavius Honorius (weströmischer Kaiser, 395–423) namens Placidia, entführt hatte [Tischner]. Wallia war auch meiner These – *Heinrich von Haag/Ofterdingen · Verfasser des Nibelungenliedes!* [2013] – nach der Großvater (von Mutters Seite) des Dietrich von Bern.

Im bischöflichen Passauer Archiv wurde unter Fürstbischof Otto v. Lonsdorf, Blutsverwandter des Heinrich v. Hag, 1254 eine lateinische *Nibelungias* im Bestand der vorhandenen Handschriften aufgeführt: „Item Attilia versifice“ [Heuwieser 1943, 58]. Dies zeigt, dass Passaus Bischof Pilgrim (971–991) sehr zielstrebig „Beweise“, sogar in Form der Nibelungensagen, dafür sammelte, dass Ungarn angeblich seit jeher der Kirche Passau unterstand. Pilgrim gehörte ohne Zweifel zur Führungs- und Fälscherelite von Deutschland in der Ottonenzeit: Er fälschte sechs Papsturkunden, königliche Urkunden und erfand die „Lorcher Tradition“, welche Besitzansprüche des Bistums Passau im Osten beweisen sollte [Deutsche Biographie ↔ Pilgrim]. Der Hinweis Heuwiesers auf eine lateinische *Nibelungias* im Archiv Passaus ist für die Forschung überaus wertvoll.

Wenden wir uns nun der historischen Person des *Dietrich von Berne* zu: Keine geschichtliche Persönlichkeit der Völkerwanderungszeit hatte über Jahrhunderte hindurch eine derartige Beliebt- und Bekanntheit im deutschen Volk als Dietrich von Bern. Noch um das Jahr 1000 schrieb ein Mönch in Quedlinburg über Thidrek v. Berne: „Von dem die puren [Bauern] singent – der wonte dicke [oft] zu Berne, davon gewan er den nammen von Berne“ [Uhland, 340]. Auch das älteste Züricher Jahrbuch berichtet:

„Anno domini CCCCC, umb daz selbe zit richsnôte Dietrich von Bern, von dem die püren singent, wie er mit den wurmen hab gestriten und mit den helden gefochten“ [Uhland 1873, 340; desgleichen Vetter 1908].

In den Heldengedichten selbst, in „Dietrichs Flucht“, ist zu lesen: „daz ist der Bernäre, der mit maniger manheit alliu diu wunder hât bejeit, dâvon man sin-

get unde seit“. Niederdeutsche und skandinavische Romfahrer wussten von Standbildern Dietrichs in Romaburg zu berichten [Vetter, 11].

Mit diesem Berne ist in der gesamten Literatur das „Dietrichs- oder Welsch-Berne“ gemeint, im Gegensatz zum deutschen Bern in der Schweiz. „Fundata est Berna civitas“ lautet die Nachricht vom schweizerischen Bern aus dem Jahre 1191, als die Stadtgründung durch Berthold V. von Zähringen erfolgte, der als ein „Mäzen mittelalterlicher Dichter“ bezeichnet wird. Im Kapitel über Hartwig von dem Hage in meinem Buch dokumentiere ich, dass Bertholds Gattin, Clementia v. Auxonne, bei Hartwig das Gedicht *Die Leiden der Heiligen Margareta* in Auftrag gab. Diese Tatsache zeigt die enge Bindung der Sippe v. Hag an die Zähringer, auf die ich noch eingehen werde.

„Berne (althochd.: Berna) war, wie niemand bestreitet, im späteren Mittelalter der deutsche Name, die deutsche Aussprache für den italienischen Stadtnamen Verona: Selbst der Italiener Thomasin im 13. Jh. gibt in seinem deutschen Gedicht der italischen Stadt den deutschen Namen:

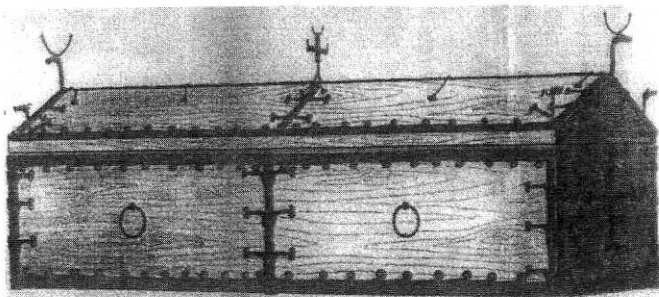
„Gedenke wol [...] daz Berne an ère truoc den kranz; ir türne, ir hiuser wären ganz: diu sint bestreuwet ûf der ert; ir pris ist worden ouch unwert.“

Und noch im 17. Jh. machte der Italiener Dr. Guarinoni seine Romreise von Trient an zu Schiffe über Rovereit nach Bern“ [Vetter, 5]. Verona-Berne war, zur Zeit der Gründung des Schweizer Bern,

„eine halb deutsche Stadt; 7 Bischöfe von Verona, die sich von 1070 bis 1140 in ununterbrochener Reihe folgen, werden ausdrücklich als Deutsche bezeichnet“ [Vetter, 11].

Wie erwähnt, wurde wohl von unbekanntem Langobarden das „Hildebrandslied“ erstmals niedergeschrieben. Bekannt ist die ursprünglich sehr enge politisch-personelle Verbindung der Langobarden zu den Baiern. Das enge Verhältnis und das Ineinanderfließen der Territorien und Siedlungsgebiete im Süden Tirols ist ebenfalls belegbar. Z.B. verlangten noch im Jahre 1166 die Bewohner von Fersen (Pergine) im Suganertal, nach langobardischen Gesetzen behandelt zu werden [Kink 1852, 15].

Im Langobardischen Fürstengrab von Zivernach (Civezzano), nordöstlich von Trient gelegen, ist eine mehrfache Verquickung christlicher und heidnischer Tierornament-Symbole festzustellen (S. 705). Enge wirtschaftliche Beziehungen nach Norden lassen sich in den Grabbeigaben nachweisen: Der im Sarg gefundene Gürtel mit Nebenriemen ist besonders auch in alamannischen Gräbern vorhanden. Besondere Bedeutung haben die eisernen Sargbeschläge: In Form von Widderprotomen hatten sie unheilabwehrenden Charakter, man findet sie besonders gerne in der germanischen Mythologie [Wieser, Taf. 1-5; s.a. den 1991 entdeckten „Langobardischen Goldmünzschatz bei Aldrans“ (Wikipedia-Artikel) in Tirol aus dem letzten Drittel des 6. Jh.; Teßmann 1950/51/52; 1954; Schaffran 1950].



Monte Baldo Felsen von San Marco Val Lagarina Felsen bei Monte
Festung Rivoli ehemaliger Seeboden Ceraino an der Klausen

Langobardischer Fürstensarkophag, Rekonstruktion

Veroneser Klausen [satgeo]

Zeitensprünge 3/2013 S. 705

Im Zeitalter der Ottonen entfaltete sich zwischen den Lombarden und dem Reich ein machtpolitischer Konflikt:

„Markgraf Berengar I. von Friaul († 924), der 915 römischer Kaiser wurde, verlegte seinen Herrschaftsmittelpunkt nach Verona und begründete damit die Marca Veronensis et Aquileiensis. Diese erstreckte sich über ganz Venetien (ausgenommen Venedig) und das heutige Friaul-Julisch-Venetien mit der Mark Aquileia, sowie Istrien, im Nordwesten war die Grafschaft Trient Teil des Markengebietes. Nach der Niederlage des italienischen Königs Berengar II., des Enkels von Berengar I., im Jahr 951 gegen Otto I. wurde diese Mark 952 auf dem Reichstag zu Augsburg vom italienischen Königreich abgetrennt, als Markgrafschaft Verona dem Herzogtum Bayern angegliedert und Herzog Heinrich I. zu Lehen gegeben. Das bayerische Herzogshaus war trotz familiärer Bindungen an das sächsische Königshaus im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts an allen Aufständen im Heiligen Römischen Reich beteiligt. So kam es, daß unter dem bayerischen Herzog Heinrich II., genannt der Zänker, der Streit mit Kaiser Otto II. eskalierte. Nach Heinrichs Niederlage im Jahre 976 führte dies zur Verkleinerung des Herzogtumes Bayern. Otto erhob Kärnten zum selbstständigen Herzogtum und übergab die Markgrafschaft Verona, mit samt den Marken Istrien und Krain (Krain war bis 1040 bei Kärnten), dem neuen Herzog als Lehen. Von nun an waren nicht mehr die Herzöge von Bayern die amtierenden Markgrafen, sondern die Kärntner Herzöge, welche die Markgrafschaft von nun an in Personalunion regierten. 1004 wurde von Kaiser Heinrich II. die Grafschaft Trient aus der Mark Verona ausgegliedert und als Hochstift Trient dem Bischof von Trient überantwortet“ [wiki ↔ Markgrafschaft Verona].

Man beachte auf S. 707 in der Karte Worms (ital.: Bormio). Sollte die Heldensage dieses Worms meinen, müsste diese insgesamt neu interpretiert werden. Franz Josef Mone bemerkte bereits 1836 in seinen *Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage* [38], dass

„die Edda nämlich nichts von Worms weiß, nur die Wilkina-Saga berichtet im cap. 319 »á thessum tima i Niflungalandi i theirri borg, er heitir Verniza, thár rædur fyrir Gunnar kongr oc med honum hans brothir Havgni.« Daß unter Verniza Worms verstanden sey, ist kein Zweifel, aber daß es im Nibelungenlande liegt, widerspricht der teutschen Sage. Dazu kommt die Form ‚Verniza‘, die sich nicht von Worms herleiten läßt. Es muß eine Verwechslung vorgefallen seyn, denn -niza stimmt eher mit Nutia, Nussia, Nuxia, Niusa überein, d. i. Neuss bei Düsseldorf, dessen Namen auch mit Tultium (Deuz bei Kōn) verwechselt wurde, sodaß die Wilkina Saga mit ihrem verdorbenen Namen auf Neus, Cōln und Worms zugleich hindeutet und Verwirrung verursacht. Bormio liegt auf dem Gebirgsrücken, der ins

Heinrich Ludwig Lehmann [1798, 164] berichtete, dass

„in einer wilden Ebene, Campo di Lucco genannt, man viele alte Waffen und Kriegsgeräthe, auch Menschenknochen gefunden hatte, und behauptet, daß sie von einem, den Arianern zu Zeiten des H. Ambrosius gelieferten, Treffen herrühren“.

Dies basiert auf historischem Hintergrund: Mit der Vernichtung des arianischen Vandalenreiches durch Belisar 533 in Nordafrika wurden zugleich die Daheimgebliebenen, die 406 nicht fortzogen, ebenfalls als Arianer vernichtet. Trotzdem blieb es durch Überlebende ein „Ketzergebiet“. 1635 wurde in Bormio die Gründung eines Jesuiten-Kollegiums versucht. Das Wormser- oder Wurmserjoch, der heutige Umbrailpass, wurde bereits 1332 in einem Rechtsstreit erwähnt, und der Schweizer Humanist Ägidius Tschudi verfasste 1538 eine erste historisch-geographische Beschreibung mit Landkarte und zeichnete in jener das Wormserjoch mit Worms ein [*Jahrbuch des Schweizer Alpenclub*, 5, 9].

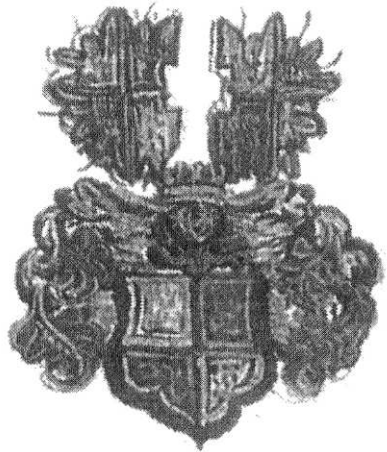
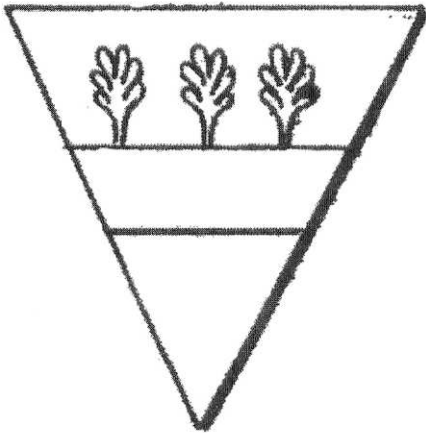
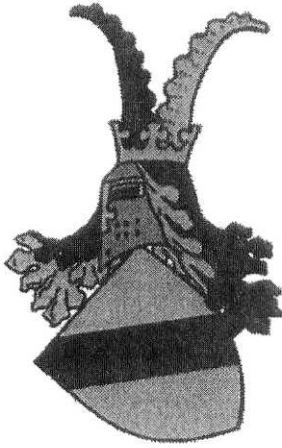
Die von der Mark Verona abgetrennte Grafschaft Trient hatte als Südgrenze die damalige ungefähre Sprachgrenze. Diese Abtrennung hatte nicht nur machtpolitische Motive, sondern wurde auch vom wirtschaftlichen Eigentum bestimmt: Kaiser Friedrich Barbarossa überließ dem Bischof Konrad v. Trient und dessen Nachfolgern im Jahre 1189

„alle Bergwerke auf Silber, Kupfer, Eisen und andere Erze, welche im Herzogtum oder Bistum Trient gefunden wurden oder noch gefunden werden, mit Ausnahme jener, welche sich auf den Alloden der Grafen v. Tirol und Eppan vorfinden. Bischof Friedrich v. Trient aus dem Hause der Edlen v. Wanga ließ auf Grund der Bergwerksrechte und -gebräuche in seinem Stifte zwischen 1208-1214 eine Bergwerksordnung verfassen, welche die älteste in Deutschland ist.“ [Zösmair, 302]

Der Kaiser erhielt die Hälfte des Gewinns aus dem Erlös der Silberschätze. Auch die Goldgrube zu Tassol bei Metz im Nonstal muss hier im Kontext erwähnt werden (s. u. die Herren v. Metz).

Vandalen, Goten, Rugier und Langobarden blieben in der Lombardei und in Venetien immer in der Minderheit und wurden von der Mehrheit in wenigen Generationen aufgesogen. Im Bergamasker Dialekt und im Friaulischen erhielten sich sprachliche Spuren. Nur in vielen Tälern und Ausläufern der Alpen waren die ethnischen Verhältnisse umgekehrt, dort hatte die Germanen/Deutschen die Mehrheit. Dies ergibt der Namensbestand der Orte und Personen des Hochstiftes Trient, dokumentiert im erwähnten *Codex Wangianus*, den Zeitraum 1081–1282 umfassend. Die eigentliche Sprachgrenze war für lange Zeit die „Berner Klaus“, 20 km nördlich Veronas im Etschtal gelegen, wie es sich u.a. aus folgender Urkunde von 1203 [Kink, 153] ergibt:

„Die Brüder Nikolaus und Heinrich von Egna übergeben dem Bischofe



Nr. 1+2: Wappen der Markgrafen v. Baden-Hachberg [wiki ↔ Baden-Hachberg]; in Nr. 2 erinnert das rotweiße Rautenmuster an das kroatische Wappen 3: Ältestes Wappen der Aspan v. Hag [Siebmachers Wappenbuch]; 4: Späteres Wappen der v. Hag (sog. Geyllersche Wappen), in gleicher Farbe und Geviertung wie jenes von Hachberg.

Konrad v. Trient das alte Schloß Egna, welches bisher ihr und ihrer Vorfahren Allod [germ.: eigener Besitz] gewesen war. Der Bischof ertheilt ihnen hierauf dasselbe Schloß wieder zu Lehen, auf ihre männlichen und weiblichen Deszendenten, doch sollen letztere sich nicht von der Veroneser-Klause abwärts verheiraten“.

Urkundlich heißt es am 16. 8. 1198 [Kink, 135]:

„Brianus, Sohn Aldrighets v. Castelbarco, verkauft dem Bischofe Konrad v. Trient für 2200 Pfund Berner sein Schloß zu Castelbarco und sein Haus zu Pratalia. Der Bischof ertheilt ihm beide wieder zu Lehen, für ihn und seine männlichen Nachkommen, und in deren Ermangelung auch für die weiblichen, woferne sie nicht nach der Lombardei oder Veroneser-Mark heiraten. In Ermangelung aller Nachkommenschaft fällt das Lehen von Castelbarco auf die Schwestern des Brianus und deren Erben, woferne auch diese nicht nach der Lombardei oder der Veroneser-Mark heiraten; Pratalia aber fällt dem Bisthume anheim“.

Diese immer wiederkehrenden offiziellen Verbote: Höfe, Burgen, Besitz an die „Welschen“ zu veräußern und deren Frauen zu ehelichen, finden sich zahlreich und sind durch die großen politischen Spannungen mit den Lombarden erklärbar. Die Kaiser hatten großes Interesse daran, dass die Bischöfe von Trient jene für das Reich lebenswichtige Straße durch das Etschtal, mit der „Berner Klause“ als Sperrfestung, beherrschten. Der *Codex Wangianus* [Vorwort, XII] berichtet dazu:

„Um den Bischof von Trient an seinen Grenzen mehr zu sichern, übertrug ihm der Kaiser das feste Schloß Garda unter der Bedingung, keinem Lombarden oder Veronesen die Obhut desselben anzuvertrauen“.

„Garda“ geht auf die altgermanische Wurzel „Warte“ zurück und ist auch ein Ort am Ostufer des Gardasees (s. o. Karte). *Wikipedia* berichtet über Garda:

„Reste von Pfahlbauten zeugen von einer sehr frühen Besiedlung. Verbürgt ist, dass hier Theoderich, der König der Goten, im 5. Jahrhundert eine Burg – die Rocca di Garda – auf einem Felsplateau hoch über dem Ort errichten ließ. Sie galt lange als uneinnehmbar – sogar Kaiser Barbarossa gelang es nicht, sie einzunehmen. In der mittelalterlichen Literatur wurde diese Burg ‚Ze Garten‘, also ‚der Garten‘ genannt. Fünf Jahrhunderte später herrschte hier der Langobardenfürst Berengar II., bis er von König Otto dem Großen besiegt und lebenslänglich in Bamberg eingekerkert wurde“.

Erklärbar ist, warum diese von Theoderich errichtete Burg mit jener viel älteren Sperrfestung im Etschtal, der „Berner Klause“, im Laufe der Zeit verwechselt wurde: Burg Garda und „Berner Klause“ liegen auf gleicher Höhe und nur 10 km voneinander entfernt! Ebenso sind die zwei historischen Per-

sonen: Theoderich der Große und Dietrich v. Bern/Ricimer, in der Geschichtsschreibung ineinandergeflossen, bzw. wurde Ricimer durch Theoderich verdrängt. Wenig, was in der Dietrich-Sage berichtet wird, trifft historisch auf Theoderich zu, jedoch vieles auf Ricimer, den „Kaiser von Rom“, wie er von seinen germanischen Zeitgenossen genannt wurde. Die gotische Sage über Dietrich meint wohl nicht die Stadt Verona selbst, sondern die „Berner Klause“, welche für die Geschichte von Vandalen, Goten und Langobarden große Bedeutung hatte.

Der bedeutendste Sagenforscher, Karl Felix Wolff [1913,555 ff.], unterstützt meine These:

„Die Klause liegt nicht weit von Verona, das in der deutschen Heldensage ‚Berne‘ genannt wird; darum heißt sie bei den Deutschen ‚Berner Klause‘, bei den Italienern ‚Chiusa di Verona‘. [...] Darum fühlen wir uns, wenn wir die Klause betreten, vor allem mit Dietrich v. Bern verbunden. [...] Auf dieser (westlichen) Seite der Schluchten befindet sich eine feste Burg, die im Spätmittelalter als mächtige, runde Bastei ausgebaut worden ist und heute noch ungebrochen dasteht. Diese – oder die von ihr nicht weit entfernte ‚Burg ze Garte‘ am Gardasee – muß Arnold v. Lübeck gemeint haben, als er im 12. Jhd. seine Slawenchronik schrieb und bemerkte, daß bei der ‚Veronensium Clusa‘ ein ‚Castrum firmissimum‘ (ein sehr starkes Bollwerk) stehe, das vor uralten Zeiten her als der Sitz Hildebrands bezeichnet wurde“.

Holthausen [1884, 25] wunderte sich deshalb: „Wunderlich ist der Hof Her, unweit Bern, wo Hildebrands Gattin wohnt. Der Name klingt nicht italienisch und ich weiß nichts damit anzufangen.“ Das Rätsel dieses Hofes Her wäre gelöst mit der „Berner Klause“ auf germanischem Gebiet! Die strategische Wichtigkeit der „Berner Klause“ ist nach *Meyers Konversationslexikon* [*1885-1892] evident:

„Berner Klause (Chiusa di Verona), ein pittoresker Engpaß, östlich vom Gardasee, oberhalb Rivoli, den sich die Etsch durch den Felsen gebrochen, und durch welchen die Straße von Tirol in die Lombardei und nach Verona führt. [...] Der Paß ist seiner Wichtigkeit wegen durch zahlreiche Forts befestigt. Hier schützte Otto von Wittelsbach als kaiserlicher Bannerträger im September 1155 das von einem Hinterhalt der Veroneser bedrohte rückkehrende Heer Friedrich Barbarossas. Die Engstelle hat in vielen Kriegen eine wichtige militärische Rolle gespielt. Sie war schon beim Einfall der Kimbern und Teutonen Schauplatz von Kämpfen. [...] Im Ersten Weltkrieg wurden an der Klause die verschiedensten Forts zur Sicherung des Weges durch das Etschtal gebaut“.

Prinz Eugen kämpfte hier 1701 gegen die Franzosen, Napoleons Armee schlug dort am 14. 1. 1797 in einem blutigen Kampf das österreichische Heer

und konnte folgend bis Leoben in der Steiermark vordringen [*Oesterreichische National-Encyklopädie*]. *Wikipedia* berichtet über die Markgrafschaft Verona:

„Im Jahre 1056 wurde Konrad III. [aus dem Geschlecht der Ezzonen] Herzog von Kärnten und Markgraf von Verona. Dieser war gebürtiger Franke und es gelang ihm als Landesfremdem nicht seine Herrschaft anzutreten. So fiel die Markgrafschaft nach seinem Tod 1061 bereits an Herzog Berthold I. aus dem Geschlecht der Zähringer“.

Bereits Wilhelm Wackernagel [1848, 157 ff.] schrieb, dass Herzog Berthold V. v. Zähringen

„aber triftigen Grund hatte, des alten Verona zu gedenken: sein Ahn, der erste Berthold [* um 1000, † 6. 11. 1078, mütterlicherseits wahrscheinlich mit den Staufern verwandt] war durch Verleihung Kaiser Heinrichs III. auch Markgraf v. Verona gewesen. [...] Der Markgrafentitel v. Verona war zu dieser Zeit schon an die badische Seitenlinie übergegangen, keinem Fürstenhaus lag so wie dem der Zähringer die Erinnerung an die deutsche Heldensage beständig und lebendig nah vor Augen.“

Wikipedia [↔ Markgrafschaft Verona]:

„Da auch Berthold als Landesfremder Probleme hatte seine Rechte durchzusetzen, fielen das Herzogtum Kärnten und die Markgrafschaft Verona 1077, nach seinem Tod, an das Kärntner Geschlecht der Eppensteiner. Von den Eppensteinern sind einige Amtshandlungen als Gerichtsherren in Verona überliefert“.

Im Kontext erweist sich, dass die Sippe v. Hag sowohl zu den Markgrafen und späteren Herzogen v. Zähringen, als auch zu den Eppensteinern, hier besonders zu Bischof Gunther v. Bamberg, in enger Beziehung stand. Zu diesen engen Beziehungen der v. Hag nach Verona kommt noch, dass der letzte Nachkomme der Grafen v. Burghausen/Schalla in Baiern den Namen „Hanns Dietrich v. Bern“ trug. Abkömmlinge dieser Peilstein-Burghausener mit Namen della Sc(h)ala herrschten seit 1262 über Verona [Uhland, 352, Anm. 1]. In meinem Buch wird die enge Verbindung der v. Hag zu den v. Peilstein/Burghausen/Schalla ausführlich behandelt. *Wikipedia*:

„Der Tod des Kärntner Herzoges Heinrich III. und das damit verbundene Aussterben der Herrscherfamilie der Eppensteiner im Jahre 1122 führten dazu, daß das Herzogtum und die Markgrafschaft Verona an Heinrichs Patenkind fielen, den Spanheimer Heinrich IV. Mittlerweile prosperierte die Wirtschaft in Oberitalien und die Bürger in den Städten wurden stärker und strebten nach Autonomie. Die Stadtherren versuchten, die Oberherrschaft des Reiches abzuschütteln. Im Jahre 1151 verlor Herzog Heinrich V. von Kärnten die Markgrafschaft Verona durch königlichen Erlaß Konrads III. Sie wurde an Heinrichs Onkel Hermann III. übergeben. Das

Geschlecht aus Baden hatte, wie viele seiner Vorgänger, Probleme die Herrschaft aufrechtzuerhalten. So wird Hermann sogar nur als Titular-Markgraf von Verona bezeichnet. Nachdem König Konrad III. sich nie in Italien hatte blicken lassen und die Macht des Reiches über die Städte dahin war, wollte Friedrich Barbarossa mit dem Hoftag auf den Ronkalischen Feldern die Zügel wieder fester in die Hand nehmen und zerstörte 1162 das widerspenstige Mailand. Auch die neuen Veroneser Stadtherren hatten vom Kaiser nichts Gutes zu erwarten und deshalb wurde 1164 unter der Führung Venedigs der Veroneser Bund gegründet, der 1167 im Lombardenbund seine Erweiterung fand. Dieser Bund umfaßte die oberitalienischen Städte unter der Führung Mailands, hatte die Bekämpfung der staufischen Reichspolitik zum Ziel und kann als De-facto-Ende der Markgrafschaft Verona angesehen werden. Nach der Schlacht von Legnano 1176, mit dem Sieg des Lombardenbundes über Barbarossa, kam es 1183 im Frieden von Konstanz zu einem Kompromiss, wonach die Städte zwar Teil des Reiches, sonst aber autonom blieben. Der Titel der Markgrafen von Verona blieb beim Haus Baden“.

Über die Namensherkunft ‚Züringen‘ schrieb Vetter [28 f.]:

„Bereits Mone faßt den Namen ‚Herzog v. Zürich‘ als ‚historischen Anspruchstitel‘ auf, den sich die Breisgauergrafen – zuerst Berchtold I. unter König Heinrich IV. – beilegen durften als frühere Anwärtler der Herzogswürde v. Schwaben, und als nunmehrige Titularherzöge v. Kärnten, zu dem die Markgrafschaft Verona gehörte. Auch Mone (wie schon 1758 Erasmus Frölich) erklärte den Namen Zürich als Umdeutschung von ‚Carinthia → Cerinthen → Zerinden‘; wenn bereits 1008 das Dorf Zürich bei Freiburg/Br. erscheint, so konnte sich diese Umdeutschung von Carinthia durch Anlehnung an einen heimischen Ortsnamen desto leichter bilden und einbürgern. Die kleine Burg Zürich stammt auch nach Pfaff erst aus dem XII. Jahrhundert; ein damaliger Herzog, als Inhaber eines wirklich bestehenden Reichsamtes, konnte sich nicht nach einer beliebigen Ortschaft oder Burg nennen, sondern nur nach einem wirklichen Herzogtum, also Berchtold I. nach Kärnten [...]. Nach Heyck lautete der lat. Titel ‚dux Carentinorum‘ oder ‚Charintanorum‘: die Bezeichnung Carenti oder Carinti für die Bewohner Kärntens kann aber im Deutschen leicht zu dem patronymischen Ceringen, Zeringen geworden sein [...]. Zu Kärnten gehörte die Marca Veronensis et Aquilensis seit 952; obgleich Berthold I. das Herzogtum Kärnten nie eigentlich besaß hat er sich doch Herzog v. Kärnten genannt und sein Sohn den Titel eines Markgrafen von Verona geführt“.

Vetter [9 ff.] schrieb, dass es bei Rottweil eine Burg ‚Berne‘ und ein ‚Bernersfeld‘ gab. Die Beschreibung aus dem Jahr 1875 lautet [wiki ↔ Bernburg]:

„Die Bernburg liegt 1/4 Stunde nördlich von Rottweil auf einem gegen das Neckartal eindringenden, ziemlich schmalen Bergrücken, unter dem der Eisenbahntunnel durchführt. Der Hof besteht aus einem einzeln stehenden Haus, zu dem ein 30 Morgen großes fruchtbares Gut gehört. Ein laufender Brunnen ist vorhanden, der jedoch in trockenen Jahreszeiten versiegt, so daß der Wasserbedarf etwa 1/4 Stunde weit herbei gebracht werden muß. Westlich vom Hof standen auf dem schmalen Rücken die drei Bernburgen, die vordere, mittlere und hintere Burg; von der vorderen sieht man noch den Graben, die nur noch 3 m hohe Ringmauer und den 10 m hohen Rest eines viereckigen Turms. Nach der Burg, beziehungsweise den Burgen Bern nannte sich eine bereits im 13. Jahrhundert vorkommende adelige Familie. Ums Jahr 1203 erscheint (in den Urkunden) ein Burchardus de Berno als Zeuge des Herzogs Berthold von Zähringen und seines Sohnes Rudolf“.

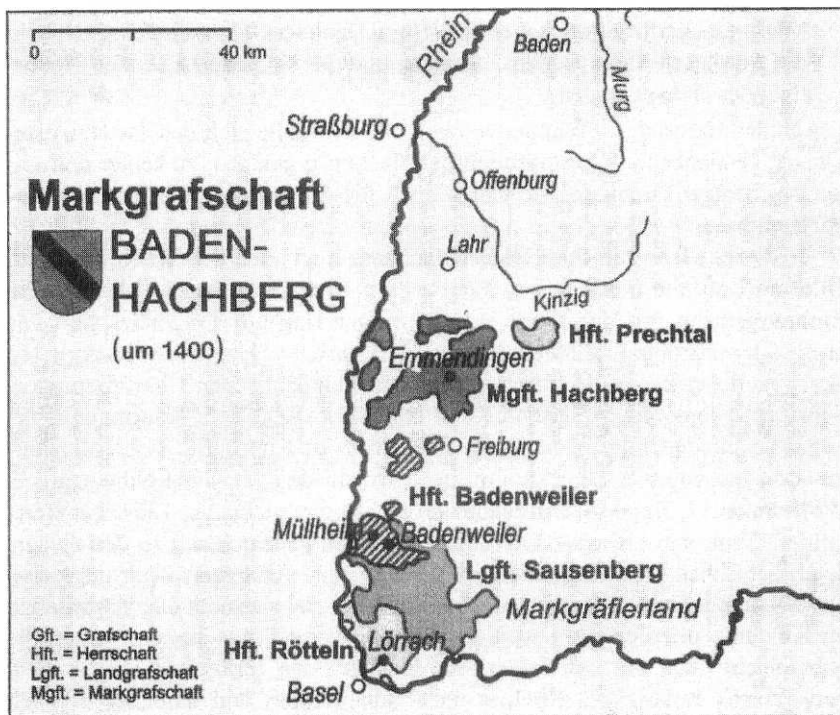
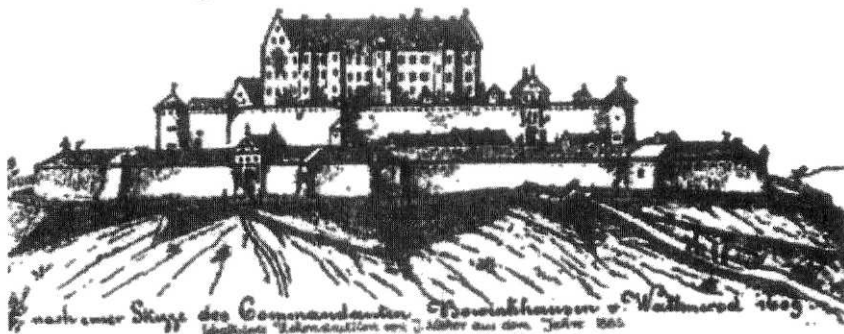
Dieser Burchardus ist wahrscheinlich ident mit Burcardus de Kunringen plebanus 1187 [Eyck, 24]. Vetter [9 ff.] schrieb über diese Bernburg, dass

„deren Inhaber wiederum im XIII. und XIV. Jahrhundert vielfach den Namen ‚Dietrich v. Berne‘ tragen. Ihre Lehensherren waren die einer Zähringischen Nebenlinie angehörenden Markgrafen v. Hachberg im Breisgau, die sich diese Würde beileigten nach der Markgrafschaft Verona, welche die Zähringer einst zwölf Jahre lang (1061–1073) besessen hatten; ihr Ahnherr Hacho, von dem wohl auch das nahe Hachinga, Hechingen, den Namen trägt, war nach der Hachbergischen Haussage von ungefähr 1500 aus dem Geschlechte Dietrichs von Bern; von Dietrichsbern her, aus den dort fortlebenden Angehörigen des Geschlechtes, soll das in der Folge ausgestorbene Hachbergische Markgrafenhaus wieder verjüngt worden sein, das dann die späteren Markgrafen und Großherzoge von Baden erzeugte und ihnen nebst dem von der Mark Verona abgeleiteten Markgrafentitel auch den Hachbergischen (heute Badischen) roten Schrägbalcken im goldenen Felde als Wappen vererbte“.

In „Dietrichs Flucht“ wird ein Fridunc v. Zeringen erwähnt und in der „Rabenschlacht“ hieß es: „Sigher hiez der höchgemuot, er was von Zeringen“. In der hachbergischen Haussage (um 1500) heißt es u.a., dass die Markgrafen v. Hachberg aus „Lamparden“ nach Deutschland kamen und sie „seien des geslechts herrn Dietrichs von Bern, der da gewesen ist ein künig in Italia, und der erst marggraff hat gehaißen Hacho [...] der hat das gsloß Hachberg, im Preiskei gelegen, erstlich erpawt“. Über diese Burg Hachberg bei Emmendingen liest man in *Wikipedia*:

„Burg Hachberg, gelegen zwischen Emmendingen (Windenreute) und Sexau auf 343,6 m HNH, ist eine Burganlage in Südbaden. Nach dem Heidelberger Schloss ist die Hochburg die zweitgrößte Burganlage in Ba-

Die Veste Hachberg unter Markgraf Georg Friedrich.



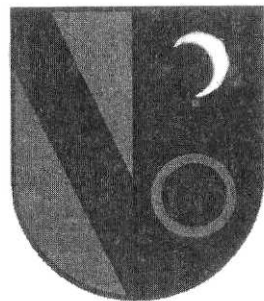
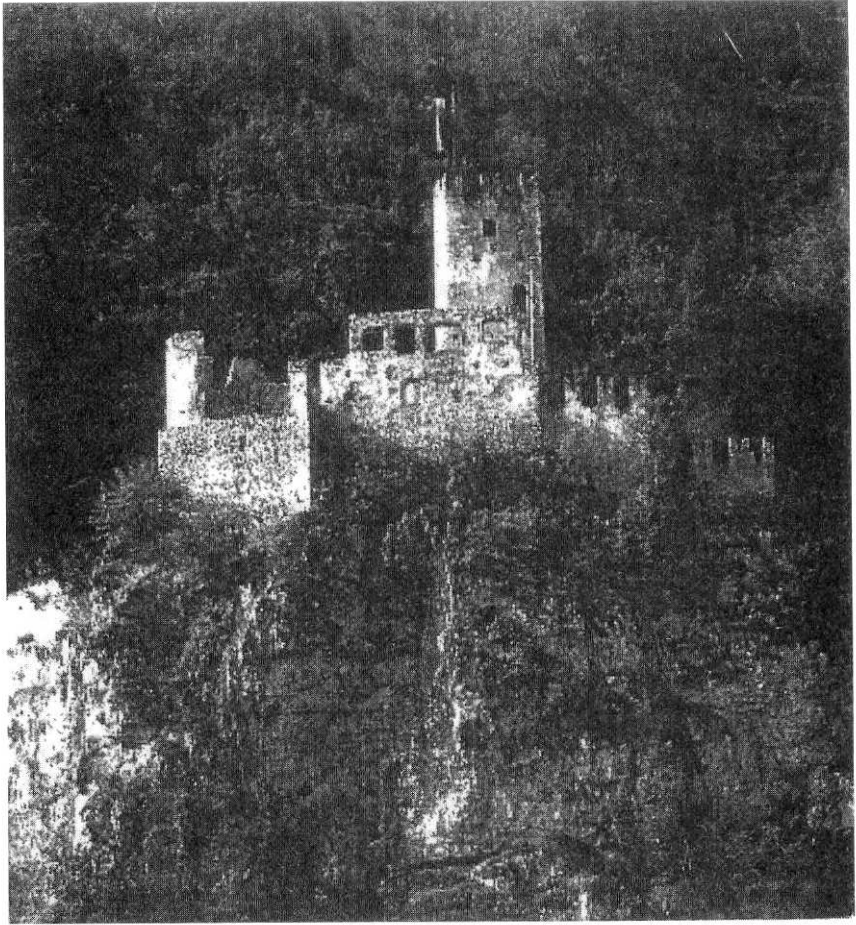
Zeichnung von Hachberg [wiki → Hachberg]

„Die Ausdehnung der Markgrafschaft Baden-Hachberg um 1400. Gestrichelt dargestellt ist die Herrschaft Badenweiler, welche erst im Jahre 1444 zur Markgrafschaft hinzukam, als die Hachberger Gebiete bereits an den Hauptstamm Baden veräußert worden waren“. [wiki → Markgrafschaft Baden-Hachberg; Autor Lutz H.]

den. Die Linie der Markgrafen von Baden-Hachberg bezieht ihren Namen von dieser Burg. [...] Die Umwandlung der Bezeichnung Hachberg in Hochberg ist zunächst in französischen Quellen zu bemerken, die sich mit Mitgliedern der Linie Hachberg-Sausenberg beschäftigen, die ja auch Grafen von Neuenburg waren. [...] Die Burg wurde vermutlich im 11. Jahrhundert von Dietrich von Emmendingen (nannte sich später von Hachberg) gegründet – wahrscheinlich als Rodungsburg. Die erste urk. Erwähnung stammt aus dem Jahr 1127. Aus den Umständen wird abgeleitet, daß Erkenbold von Hachberg als letzter seines Geschlechts seinen Besitz an die Zähringer übergeben hat und seine Teilnahme am Kreuzzug (1147–1149) finanzierte. [...] Eine Urkunde über die Verhandlungen zur Gründung des Klosters Tennenbach von 1161, deutet darauf hin, daß Herrmann IV. von Baden zu diesem Zeitpunkt Herr der Burg Hachberg war. Als dessen Söhne Herrmann V. und Heinrich I. sich um 1212 die Markgrafschaft teilten wurde die Burg Hachberg Herrschaftsmittelpunkt der Markgrafen von Baden-Hachberg und der sie beherrschenden Nebenlinie des Hauses Baden“.

Erwähnter Heinrich I. (Wappen s. oben Nr. 2) wählte sich das Zisterzienser-kloster Tennenbach, 5 km nördlich der Hachburg gelegen, zu seiner und seiner Nachfolger Grablege. Sie hatten auch die Vogtei über das Kloster Tennenbach inne.

In dieser Markgrafschaft Baden-Hachberg liegt auch der Ort Köndringen, 14,6 km Luftlinie nördlich von Freiburg im Breisgau gelegen. Ich weise im Zusammenhang mit der Sippe v. Kuenringen/Hag auf Folgendes hin: Die groß- oder urgroßmütterlichen Ahnen des Heinrich v. Hag waren Kuenringer. U.a. von daher kannte Heinrich v. Hag die rheinländischen Überlieferungen. Sehr bemerkenswert ist, dass in Köndringen ein Geschlecht Kunringen lebte: 1123: Chono de Chunringen; 1145: Folchardus de Kunringin, 1179: Nibelungus de Chunringin et Otto; duo milites germani de Kunringen Nibelungus et Wolfrannus 12. Jh.; 1187: Burcadus de Kunringen plebanus; 1264: her Berthold v. Chunringin [*krieger*]. Ob diese Kunringen genealogisch zu den niederösterreichischen Kuenringern zu zählen sind, ist mir derzeit noch ungewiss. Die Nibelungennamen lassen jedoch aufhorchen. Wenn nicht das Schwalefeld im Nibelungenlied erwähnt würde, müsste man die Frage stellen, warum die Nibelungen nicht auf den ‘alten Autobahnen’, den römischen Heerstraßen, von Worms entlang des Rheines nach Süden ritten und dann scharf nach Osten zur Donau abbogen. Das wäre ein Umweg, aber zeitlich wohl ebenso schnell gewesen. Der Zeitbegriff hat jedoch für das Nibelungenlied bzw. die Sage insgesamt wenig Bedeutung. Ich folgte deswegen dem Gedanken, weil es in der Thidrekssaga heißt: „So ritten die Niflungen immer ihren Weg, bis sie kommen zum Rhein, wo Duna und Rhein zusammenkommen.“ Jene eng-



Haderburg in Salurn [wiki → Haderburg]
Wappen Köndringen [wiki → Teningen]

ste Stelle zwischen Rhein und den Donauquellen, wo die Ströme zusammenkommen – nicht zusammenfließen! – misst 46,5 km Luftlinie.

Köndringen führt im Wappen das Symbol der v. von Baden-Hachberg und einen gelben Kreis. Die Kuenringer in Niederösterreich führten u. a. einen roten Kreis, Oftring bei Linz (im Besitz der v. Hag) führt den gelben Kreis wie Köndringen und Heinrich v. Hag ist nach meiner These ident mit Heinrich v. Oftringen. Es spricht einiges dafür, dass das „Geyllersche Wappen“ der v. Hag aus Baden oder dem Elsass stammt. Erwähnter Ludwig Uhland (* 26. 4. 1787 Tübingen; † 13. 11. 1862 ebendort) war ein Angehöriger des „schwäbischen Dichterkreises“, Literaturwissenschaftler, Jurist und Abgeordneter. Er schrieb u.v.a. *Geschichte der Dichtung und Sage* [1873] und behandelte sehr ausführlich „Dietrich v. Bern“ [Bd 8, 334 f.]. Uhland bemerkte einleitend, dass es über die

„Volksthümlichkeit Dietrichs von Bern im alten Schwabenland noch unbeachtete Zeugnisse gibt, die hier mit den schon bekannten zusammengestellt und erläutert werden sollen“.

Nachfolgend wird aus den Forschungen Uhlands zitiert, auf die auch der oben bereits zitierte Ferdinand Vetter zurückgriff. Uhland berichtete über das Dorf Wurmlingen bei Rotenburg und die einst dort hausenden Ritter v. Wurmlingen, deren erstbekannter den Namen Anselm führte. „Wurmlingen“ sei von „Wurmheri“ abzuleiten, und Uhland verwies auf die lokalen Sagen über „Drachen und Lindwürmer“, die hier einstens hausten. Die Vandalen/Alanen führten das Symbol von Greif und Drache, sie sind damit gemeint. In der Thidrekssaga führt Dietrich v. Bern den Drachen im Wappen, weil er den „Drachen erschlug“ und seinen Schwertgenossen Sintram aus „dem Maul des Drachen rettete“. Historisch bedeutet das, dass einst Heermeister Ricimer gegen die Vandalen/Alanen Krieg geführt hatte. Uhland:

„Der Bezug auf den Lindwurmkampf setzt sich in den Namen der Wurmlinger fort. Bei denselben Geschlechtern, die das Ungethüm im Wappen führten, ist der Name Dietrich zu Hause. Dietriche einfach von ‚Wurmlingen‘ sind nachweisbar zu den Jahren 1185, 1225, 1279. Neben und mit dem Ortsnamen Wurmlingen tritt aber zu Dietrich auch ein allmählich zum Geschlechtsnamen erwachsener Beiname; zuerst in einer Urkunde von 1261: Theodericus merhelt, Ritter in Wurmlingen [...], 1343: Dietrich der Märeholt, oder genannt Märhelt, mehrmals mit dem Beisatze: von oder in Wurmlingen“.

Dass diese vielen Dietrich „ursprünglich demselben Geschlechte angehören, das früher einfach von Wurmlingen benannt war, läßt sich kaum bezweifeln, da nicht bloß der Vorname Dietrich durchläuft, sondern auch Vater und Sohn, der eine mit dem Zunamen Märeheld, der andere denselben mit dem Ortsnamen verzeichnet werden [Vater Renhart v. Wurmlingen, Sohn

Wernher Mörhild, dessen Sohn Dietrich Mörhild]. [...] Die älteste Urkunde, von 1261, schreibt ihn ‚mehrheld‘, die von 1301 besser ‚Märeheld‘. [...] In der anhaltenden Verbindung mit Dietrich kann aber hier kaum ein Anderer gemeint sein als der gepriesene Dietrich von Bern, der, gleich mehreren herrlichen Recken, in den Heldenliedern selbst als ‚der mäere, der heldt mäere‘ bezeichnet und angeredet wird und dessen volksthümliche Berühmtheit fast sprichwörtlich darin ihren Ausdruck fand, daß von ihm die Bauern, der gemeine Mann, soviel singen und sagen. [...] Am oberen Neckar selbst, dessen Anwohner die Märehelden waren, läßt sich, ziemlich aus derselben Zeit, eine ganze Sippschaft schwäbischer Dietriche von Bern aufweisen. Es sind diejenigen, welche auf der Burg ‚zu Berne‘, außerhalb der Stadt Rotweil über dem Neckar gelegen, ihren Sitz hatten“.

Diese wurden oben bereits erwähnt. Uhland:

„Wieviele Dietriche es waren, unter welche die mit ihrem Namen ausgestattet, einen Zeitraum von 72 Jahren umfassenden Urkunden sich vertheilen, ist nicht genauer zu entnehmen. [...] In diesem Geschlechte beruht der Beiname ‚von Bern‘ auf einem wirklichen Besitzthum, einem örtlich ermittelten Stammgut [...] Die eine der beiden ältesten Urkunden, von 1289, gibt dem Brüderpaare Dietrich und Ludwig von Berne den Markgrafen Heinrich von Hachberg zum Herrn, wohl zum Lehnherren, gleich den später eintretenden Grafen von Fürstenberg, und das angehängte Siegel Ludwigs von Berne zeigt den hachbergischen Schrägbalken“.

Uhland bemerkte, dass es somit wahrscheinlich ist,

„daß obige Gebrüder einem alten züringisch-hachbergischen Dienstmannengeschlechte angehörten, dessen Name mit der Stadt Bern und der Mark Verona zusammenhängen dürfte“.

Im Kontext ist bemerkenswert, dass in Pöchlarn, dem Sitz des Markgrafen Rüdiger im Nibelungenlied, wo auch die Harlungenburg stand, im Jahre 1148 urkundlich ein Dietrich v. Hag mit seinem Sohn Hartwig, Vorfahren des Heinrich v. Hag, als Zeugen einer Schenkung auftraten.

„Hahilinga“ bedeutet, wie ich im Buch darlege, „Leute/Nachkommen des Hahilo“, das ist die Koseform von ‚Haho‘, in jüngerer Form ‚Hache‘. Im Epos *Biterolf und Dietleib* heißt der Vater des „getreuen Eckehart“ Hache. Der Sippenname des Eckehart wird ‚Hachinger‘ oder älter ‚Hahilinger‘ gewesen sein, sie waren die Harlungen der Sage. Die Sippe v. Hag führte, nach Angabe des Hans Seyfried Hager, direkter Nachkomme des Heinrich, ihre Ahnen auf schwäbische Ritterschaft zurück. Nahe liegt daher, dass die v. Hag einst Ritter der Hache/Hachberg waren, wie ihr Name Hache=Hag zeigt, und sie die Geschichte der Züringer, auch in Verona selbst, miterlebt hatten. Von daher erklärt sich ebenso, warum Hartwig v. d. Hage den Auftrag der letzten

Herzogin v. Züringen zum Margareten-Gedicht erhielt. In der nordischen Thidrekssaga ist Eckeharts Vater Hache der „Aurlunga trausti (Harlungentrost)“ und ein Blutsverwandter des Hildebrand. Eckehart selbst wird in *Dietrichs Flucht* als der „Harlungeman“ und im *Rosengarten* von Hildebrand als „Herr der Harlungen“ bezeichnet. Im *Wolfdietrich* heißt es von Berchtung, das sein Sohn Hache als Lehen erhielt und er habe zu Breisach geherrscht.

Johannes Agricola (= Bauer, 1494–1566), schrieb zu Eckehart [zit. nach Panzer, 48 f.]: „der trew Eckhart, ein Held von Brisach, herr im Elsaß und Breißgaw, vom Geschlecht der Harlinge“ und weiter:

„Die gedechtnuß des trewen Eckharts ist von alten jarn her bei den Teutschen bliben, von wegen seiner erbarn frommkeit. Das Buch der Helden sagt, und es stimmt mit gewissen historien, wie Dietrich v. Bern gelebt hat, im Jahr nach Christi geburt ungefehrlich CCCCC. Dieser Dietrich, von dem die Teutschen lieder singen, mit seinem liebsten diener, dem alten Hildebrant, hat Odeacrum [Odoaker] erwürget zu Ravenna im Lamperter krieg, und regiert um Italien lenger denn dreissig jar“.

Um 1500 schrieb Ladislaus Suntheim in der *Chronik der Fürsten und Länder Hochdeutschlands*, dass

„die marggraven von Hachberg aus Lamparden [...] in teutsche land komen seien und seien des geslechts herrn Dietrichs von Bern, der da gewesen ist ain künig in Italia, und der erst marggraff hat gehaißen Hacho, ain starker, fraidicher herr; der hat das gsloß Hachberg, im Preiskei gelegen, erstlich erpawt und das noch im Hachberg genant“ [Panzer, 63].

Den Namen der Harlungen führte Panzer [57] auf das ahd. heris aus hari, gotisch harjis zurück. Er schloss daraus, dass diese Harlungen „Anführer eines wilden Heeres“ waren. Die Namensanalyse ist richtig. Panzer übersah nur, dass damit der vandalische Hauptstamm der Harier gemeint war, wie *Wikipedia* [↔ Harier] berichtet:

„Die Harier (handschriftlich als Harios und [H]arii) waren ein germanischer Stamm. Laut dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus (Germania 43,4) waren die Harii einer – neben den Helvekonen, Manimern, Halisionen und Nahanarvalern – der fünf Hauptstämme der Lugier, die zwischen Weichsel und Oder siedelten“.

Tacitus [43,4] berichtete außerdem:

„Die Harier aber – um das noch zu erwähnen –, den kurz zuvor genannten Völkern an Kräften überlegen und darüber hinaus ohnehin trotzig anzusehen, verhelfen ihrer angeborenen Wildheit noch durch künstliche Mittel und durch kluge Wahl der Angriffszeiten zu besonderer Wirkung. Schwarz sind ihre Schilde, schwarz bemalt ihre Leiber; schwarze Nächte suchen sie sich zum Kampfe aus, und schon durch das Grauensvolle und

Schattenhafte ihres Gespensterzuges jagen sie Schrecken ein: kein Feind erträgt den sonderbaren und gleichsam höllischen Anblick; denn was in jedem Kampfe zuerst erliegt, sind die Augen.“

Mit dem Bericht des Tacitus wäre jenes nächtens „wütende Heer“ gefunden, über welches viele Sagen berichten! Eckehart zog als Warner diesem „wütenden Heer“ voraus – siehe: die realen Venusberge bei Traismauer und Heinrich v. Hags Wohnsitz dortselbst [s. Dattenböck, 267 ff.]. Hauptort dieser „Harier“ war Felters (Feltre) im Tal der Piave, 150 km südlich Kärntens, in der Sage als Fritilaburg/Fertila benannt, wo am 20. 1. 1875 die kostbare, 3 kg schwere silberne Königsschale des letzten Vandalenkönigs Geilamir auf dem Odinsberg bei Arten gefunden wurde. Eine Stammeshälfte dieses „wütenden Heeres“ brach 406 nach Westen auf, um die gesamte Rheingrenze in der Silvesternacht von 406 auf 407 zu durchbrechen, was in Mainz über die Rheinbrücke gelang. Der Durchbruch des „wütenden Heeres“ hatte, historisch betrachtet, das Römische Reich nachhaltig erschüttert und destabilisiert.

Hildebrand war Verwandter, Schwertgenosse und Erzieher Dietrichs v. Bern. Die Brüder Grimm [62] bemerkten:

„Nun finden wir in Hildebrands Geschlecht gleichfalls einen Amelung, Amelolt v. Garten, Wolfharts und Alpharts Vater, der eine Schwester Hildebrands oder Tochter Herbrands zur Ehe hatte, Hildebrand nennt ihn Bruder, wie man noch jetzt einen Schwager so nennt. Besonders zu berücksichtigen ist dabei, daß dieser Amelung seinen Sitz zu Garten hat, Garda, einer Burg am Gardasee, weil gerade Ortnit und nach ihm Wolfdietrich denselben hatte, der den Herbrand, Hildebrands Vater, damit belehnte, so daß es der Stammsitz gewesen seyn mag“.

Im Epos *Biterolf und Dietleib* ist Biterolf Herzog der Steiermark und hatte zwei Kinder: Dietleib und Simild. König Laurin raubte Simild und entführte sie in seinen „Kristallpalast“, worunter die Gletscherwelt der Tiroler Alpen zu verstehen ist. Dietleib brach deshalb von seiner Burg Steyr auf und ritt an den Gardasee zu Hildebrand, um seine Schwester zu suchen:

„Dietleip reit gein Garten hin, in sime Herzen truog er leit unt meinaune wolders han geseit want Hiltbrande dem alten der konde guoter liste walten“.

Wie ich im Buch dokumentiere, besaß Heinrich v. Hag auch die Herrschaft über die Burg Steyr, er war mit Sicherheit Verfasser des *Laurin*. Oft fand sich in Tirol, Trient und Verona der Name Hildebrand: z.B. erlaubte Bischof Gerhard v. Trient am 20. 1. 1226, im Beisein des Grafen v. Tirol, dem Hildebrand v. Lugognano (5 km westlich Veronas), in Bozen ein Haus zu bauen mit allen Rechten und Pflichten [Kink, 339]. Ein Veroneser Bischof namens Hildebrand fand sich 1014. In der Thidrekssaga führte „Hildebrand der Alte

einen Schild wie König Dietrich [rot] und darauf eine weiße Burg gemalt mit vergoldeten Türmen; und die Burg war nach der von Berne gebildet“.

Ortwin v. Metz ist im Nibelungenlied der Truchsess König Gunthers und der Neffe von Hagen, es heißt über Ortwin: „truhsaeze des küneges, von Metzzen Ortwîn“. Im Gesamtkontext meiner These meine ich, dass mit diesem Metz nicht die lothringische Stadt, sondern jenes im *Codex Wangianus* 22-mal erwähnte Metz im Nonstal (= Kronmetz, ital.: Mezzolombardo) gemeint ist. Das Schloss Metz wurde 1183 von Arnold und Anselm v. Lifers (im Nonstal) zur „Wart und Obhut“ für den Trienter Bischof übernommen und diese Brüder benannten sich „von Metz“. Ebenfalls ein Bruder des Arnold war der Kämmerer Rüdiger v. Metz (Lifers), und ein Ulrich wird sogar als Truchsess [Kink, 36] erwähnt. 1208 wurde vom deutschen König die Acht über Arnold v. Metz und seine Brüder ausgesprochen.

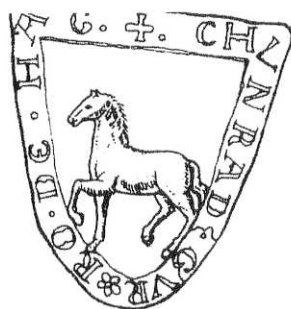
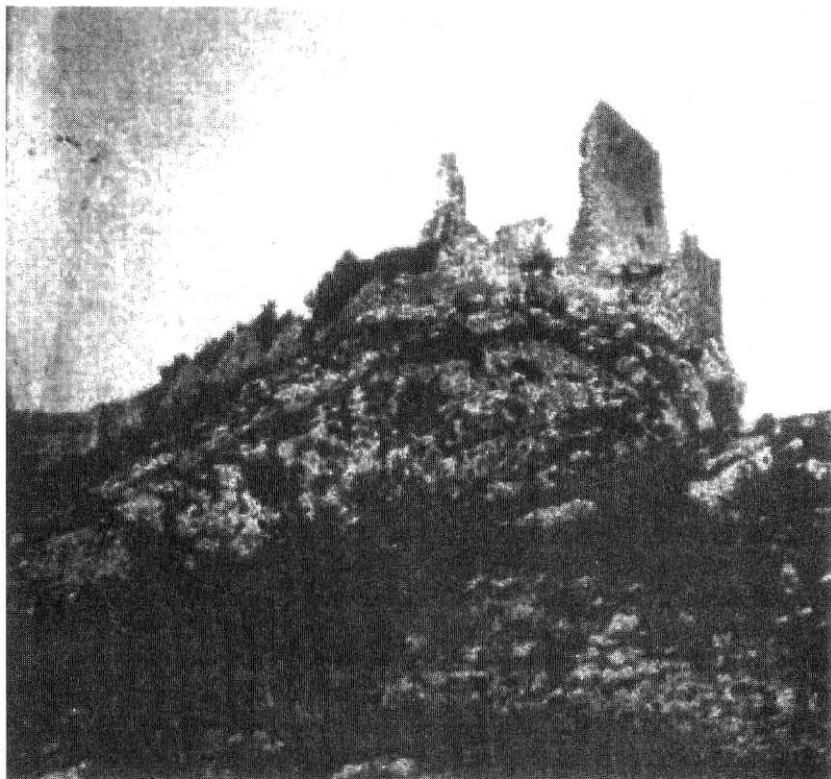
Ulrich v. Hag fand sich in Kärntner Urkunden [*Die Kärntner Geschichtsquellen 1300-1310*, 5, 23, 28, 125, 140 f., 182 f., 559; und 1310-1325, 9, 50 f., 55 f., 62 f., 74, 87 f.] mit seinen Blutsverwandten. Ulrich wird im 13./14 Jh. im Osten Kärntens, um die Burg Griffen und um Wolfsberg, als „Vitzthum“ genannt.

„Der Vitztum (lat. Vicedominus) war der Stellvertreter des Landesherrn, ursprünglich in geistlichen, später auch in weltlichen Fürstentümern. Das Amt entwickelte sich im Lauf der Zeit zu dem eines landesfürstlichen Beamten mit den Hauptaufgaben der Leitung des Finanzwesens und der Ausübung richterlicher Funktionen. In süd- und mitteldeutschen Gebieten erhielt der Vitztum später meistens die Bezeichnung Oberamtmann. In der bairischen Rechtsgeschichte war der Vitztum im Mittelalter Richter in Vertretung des Landesherrn“ [wiki → Vitzthum].

Diese Beschreibung trifft ebenfalls auf Heinrich v. Hag als Stellvertreter von König Ottokar II. in Österreich zu.

Ulrich v. Hag trat am 1. August 1314, zusammen mit Heinrich v. Galant, betreff eines Rechtsstreites des Bischofs Wulfing mit König Heinrich v. Böhmen, Herzogs v. Kärnten, als Schiedsrichter auf. Heinrich v. Galant saß als Lehensinhaber auf der Haderburg in Salurn/Tirol.

1222 wurde diese heute an der Sprachgrenze liegende Burg, nach dem Aussterben der Herren v. Salurn, durch Graf Albert III. v. Tirol an Heinrich v. Galand zu Lehen vergeben. 1284 mussten die v. Galand auf die Haderburg verzichten. Ruprecht v. Salurn wird 1222 genannt [Hüschberg 1834], er besaß die Haderburg und auch Lehen im trentinischen Nonstal, in Albian, Lissenach (Lisignano) und in Zimbern (Cembra), wo die Urkunde erstellt wurde. Der Gedanke ist im Kontext nicht auszuschließen, dass die Sippe v. Hag in einer verwandtschaftlichen Bindung zu den Herren v. Galand und v. Salurn stand. Nach dem *Tiroler Urkundenbuch* hatten die v. Hag Besitz in den Bezirken Kufstein, Kitzbühel, sowie in Arzl in Innsbruck (dort: Meinhard



Burg Penede [wiki] /

Wappen der Gurren v. Haag. Siegel des Chunrad Gurro de Hag 1230 (mit Pferd) /
Wappen von Naag-Turbel am nordöstl. Ufer des Gardasees gelegen: Die Wellen symbolisieren den See, die Türme verweisen auf Burg Penede, und darüber springt der Schimmel der Gurren v. Hag.

v. Hag), sie wurden ebenso als Urkundenzeugen für weitere Orte in Süd- und Nordtirol erwähnt, Meinhard für die „Kirche im Gebirge“ (= Brixen, Trient).

Der Haager Historiker Rudolf Münch [2001, 115, 116] schrieb mir in einem persönlichen Brief:

„Die Besitzungen der Gurren in Tirol und Österreich stammen sicher von den de Haga, weil das gesamte Besitztum der de Haga um 1200 an die Gurren fiel (entweder durch Kauf oder Erbschaft). Letzteres ist unwahrscheinlich, da die de Haga um 1200 nicht ausgestorben sind, also der Erbfall nicht eintrat. Im Jahre 1264 lebte in Haag in einem Haus im Ort der Ritter Zacharias von Hag, der den Ritterschaft führte und Söhne Konrad und Zacharias hatte“ [HstA Hochstift Regensburg U71 zu 1264 III 18].

„Auch Dietrich (II.) von Hag wird am 19.12.1253 noch als ‚exparte episcopi‘ von Regensburg genannt, in einem herzoglich-bayerischen Vertrag“ [HstA Regensburg Dokumente I. 2, S. 324 Nr. 21].

Diese Gurren v. Hag werden erstmals mit Chunrad Gurro de Hag 1145 erwähnt. Konrad III. starb 1246 ohne Nachkommen, seine Schwester Elisabeth war Erbin der Grafschaft und heiratete Sigfrid v. Fraunberg. Die Fraunberger erhielten durch Kaiser Friedrich II. 1245 die Grafschaft Haag als Reichslehen und übernahmen das Pferd der Gurren in ihr Wappen. Eine Seitenlinie der Gurren war in der Steiermark ansässig und starb 1945 aus. Die Reichsgraftchaft Haag in Oberbayern bestand bis zum Jahre 1804. Man kann schließen, dass die Gurren v. Haag durch Kauf in den Besitz von Naag-Turbel und Burg Penede am Gardasee kamen. „Pen“ könnte auf eine Schreibfeder verweisen. Man findet im ehemals gotischen Gebiet Spaniens ebenfalls eine Landschaft „Penede“ mit bekanntem Weinanbau. 1210 wurde Burg Penede erstmals im Besitz der Grafen v. Arco, „einer uralten Familie, welche von den 1242 ausgestorbenen Bayerischen Grafen v. Bogen abstammt“ [Siebmacher, 4] und der Sippe v. Castelbarco erwähnt. Diese Grafen v. Bogen, um Straubing ansässig, waren eine Nebenlinie der Babenberger. Die jüngere Linie stellte die Vögte von Regensburg. Heinrich v. Hags Großvater Friedrich wird als „der alte Regensburger“ bezeichnet und zog wohl als Begleiter des Babenberger Bischof Otto v. Freising in den 2. Kreuzzug. ++9

Nach Münch [Kurzbericht 1984; 1987, I, 89 f.] erhielt er Auskünfte über das Wappen von Naag-Turbel vom Bürgermeister sowie aus einem Gutachten von Architekt G. Nones. Demzufolge ist dieses Wappen auf Grundlage eines gemeißelten Zeichens auf dem Gewölbezwickel des Eingangsportals des Kanonikerhauses von Nago aus dem 15. Jh. übernommen und dann als Gemeindegewappen geführt worden. Ein analoges Wappen erscheint im Mosaik des Presbyteriums der alten Erzpriesterkirche von Naag vor seiner Erweiterung. Der Architekt stellte bei Vergleichen fest, dass Naag in früheren Zeiten

das gleiche Symbol mit den beiden Türmen und dem springenden Pferd gehabt haben dürfte! Heraldisch gesehen ist also eindeutig, dass der „cavallo Gurre“ von den einstmaligen Besitzern, den Grafen v. Haag bzw. den Fraunberger v. Haag stammt. Der erste Hinweis auf den Besitz von Burg und Hofmark Penede stammt aus der Fraunberger Chronik auf Schloss Fraunberg. Dort ist verzeichnet, dass Konrad II. v. Fraunberg-Haag, die Herzogin Margarete Maultasch, die Penede besaß, als Hofmeister in Tirol unterstützte.

Auf beherrschender Felsnase über dem Gardasee, keine 30 km von der „Berner Klause“ entfernt, bewachte Burg Penede die Straße vom Gardasee ins Etschtal. 1027 kam der nördliche Teil des Gardasees mit Riva und Arco durch die Belehnung des Saliers Konrad II. an das Hochstift Trient.

„Dieses kleine Gericht, ein tirolerisches Lehen der Grafen von Arco, bestand aus den Gemeinden Nago und Torbole; sein Statut wurde vom Erzherzoge Leopold im Jahre 1627, vom Erzherzoge Ferdinand Karl 1647 und vom Kaiser Leopold I. mit einigen Zusätzen bestätigt. Es ist aus hundertsechszwanzig Kapiteln zusammen gesetzt. Zum Richter wurde jedes Jahr zu Weihnachten ein Mann aus den beiden Gemeinden neu gewählt, den dann die Grafen v. Arco, ein Commissar für die Kriminalgeschäfte, immer auf zwei Jahre bestellt. [...] Die Appellazion gegen die Urtheile des Richters ging an die Grafen v. Arco oder deren Capitano und in 3. Instanz an die oberösterr. Regierung“ [Mersi/Pfaundler/Röggel 1834, Bd 8, 71].

Nachdem die v. Arco auch in Oberösterreich begütert waren, könnte hier die Ursache der „letzten Instanz“ für das Gericht liegen.

Zum Abschluss muss der Verfasser eine Berichtigung durchführen: Bisher vertrat ich die Auffassung, dass sich der nordische Chronist der *Didriks-Chronik* bei Ricimers/Dietrichs letztem Ritt vor seinem Tod im August des Jahres 472 in der Geographie irrte, als er schrieb:

„Als er nach Swawen kam, erkannte er, daß er nicht länger leben könne. Da ging er vor an einen Fluß oder See. Da zog er das Schwert aus der Scheide, Mimung und warf es hinaus in den See, soweit er es nur konnte, so daß es nie mehr in irgendeines Menschen Hand kam“ [Ritter-Schaumburg 1989, S. 356].

Der Chronist schrieb eindeutig „Swawen“ (Schwabern) und ich hielt dies für einen Fehler und führte diesen 'Irrtum' auf die große geographische Distanz des nordischen Chronisten zurück. Ich meinte fälschlich, dass der Chiemsee und dessen Hauptinsel gemeint ist. Der Chronist irrte sich nicht! Es war Schwaben, der Bodensee mit Konstanz und der Hauptinsel Reichenau, wo der Rhein aus dem oberen Seeteil in den Rheinsee ausfließt. Konstanz gehörte bis zum Jahr 400 der röm. Provinz Raetia an. Das Geschlecht der v. Zähringen (Bischof Gebhard III., * 1050) hatten zu Konstanz besondere Bezüge. Rici-

mer/Dietrich verbrachte seine letzten Lebenstage dort, er wollte nach Hause und, menschlich zutiefst verständlich, daheim sterben und begraben werden!

Fazit: Berchtung war der Vater des Hache und Hache ließ sich im Breisgau nieder. Berchtung und seine Sippe saßen in Lamparden/Venedi, in der Fritilaburg (Felters/Feltre), dem Sitz der vandalischen Führung, wo nahebei in Arten die Königsschale des letzten Vandalenkönigs, Geilamir, gefunden wurde. Sie saßen möglicherweise auch in der Nähe der „Berner Klause“, in Burg Penede am Gardasee. Aus dieser Sippe stammen wohl die Markgrafen von Hachberg/Zähringen, wie auch ihre Haussage mitteilt. Die Sippe v. Hag stammt aus „schwäbischer Ritterschaft“ wie Heinrich v. Hags Nachfahre, Hans Seyfried, auf dem eigenhändig erstellten farbigen Stammbaum, aufbewahrt im Landesarchiv in Linz, mitteilte. Deshalb kann man schließen, dass die Geschichte des „Dietrich v. Bern“ auch in ihrer Familienüberlieferung immer präsent war.

Literatur

- bernburg = <http://rottweil.net/frame/Themen/2001/Juni2001/Bernburg/frame.php>
Bitschnau, Martin / Obermair, Hannes (2012): *Tiroler Urkundenbuch. Abteilung II: Die Urkunden zur Geschichte des Inn-, Eisack- und Pustertals*; Bd. 2: 1140 bis 1200; Innsbruck
Dattenböck, Georg (*2013): *Heinrich von Hag/Ofterdingen: Verfasser des Nibelungenliedes!* Nordhausen (*2011)
Deutsche Biographie: <http://www.deutsche-biographie.de/index.html>
kärnten = *Die Kärntner Geschichtsquellen 1300-1310, 1310-1325* (1961); Klagenfurt
michaelskirche = *Die Michaelskirche zu Fulda* (2008); Fulda
Golther, Wolfgang (1922): *Die Deutsche Dichtung im Mittelalter*; Stuttgart
Grimm, Wilhelm und Jacob (1812): *Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weissenbrunner Gebet*; Cassel
Heuwieser, Max (1943): *Passau und das Nibelungenlied*; Sonderdruck aus *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte*, 14. Band, 1. Heft; Diessen vor München
Historischer Weltatlas (1972); Wien
Holthausen, Ferdinand (1884): *Studien zur Thidrekssaga*; Halle
Hüschberg, Johann Ferdinand (1834): *Älteste Geschichte des durchlauchtigsten Hauses Scheiern-Wittelsbach bis zum Aussterben der gräflichen Linie Scheiern-Valai*; München
Illig, Heribert (*1997): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
Jahrbuch des Schweizer Alpenclub, 1911-1912 (1912); Bern
Kink, Rudolf (1852): *Codex Wangianus. Urkundenbuch des Hochstiftes Trient*; Wien
krieger = <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/krieger1904bd1/0627>
Lehmann, Heinrich Ludw. (1798): *Die Graffschaften Chiavenna und Bormio*; Leipzig
Leisering, Walter (*2009): *Historischer Weltatlas*; Wiesbaden
Mai, Klaus (2010): *Siegfrieds Wappen und Heldentaten im Nibelungenlied. Legende*

- oder geschichtliche Wirklichkeit?* Insingens bei Rothenburg ob der Tauber
- Mersi, v. / Pfandler, v. / Röggl (1834): *Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg*; Innsbruck
- Meyers Konversationslexikon* (1885)
- <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/stoebn.html?werkid=100149>
- Mone, Franz Josef (1836): *Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage*; Quedlinburg/Leipzig
- Münch, Rudolf (2011): *Altbairischer Adel im Mittelalter*; Norderstedt
- (1987): *Großes Buch der Grafschaft Haag, Bd. I.*; Haag
- (1984): *Burgen und Edelsitze der Haager Geschichte*; Haag
- Oesterreichische National-Encyklopädie*; 4. Bd. (1836); Wien
- Panzer, Friedrich (1904): *Heldensagen aus dem Breisgau*; Heidelberg
- Rass, Wim (2000): *Dietrich von Bern und Karl der Große. Untersuchung über die Zeitstruktur der nordischen Dietrich-Sage und die karolingische Sagen-Manipulation. Ein Beitrag zur Sagengnese*; Buchen
- Ritter-Schaumburg, Heinz (1989): *Die Didriks-Chronik oder die Svava. Das Leben König Didriks von Bern und die Niflungen. Erstmals vollständig aus der altschwedischen Handschrift der Thidrekssaga übersetzt und mit geographischen Anmerkungen versehen*; St. Goar
- satgeo = www.satgeo.zum.de/satgeo/beispiele/garda/gardasee.htm
- Schaffran, Emmerich (1950): *Goten und Langobarden in Südtirol und im Trientinschen; Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereines, Bd. 75*; Wien
- Siebmachers Wappenbuch* (1899): *Mährischer Adel*; Nürnberg
- Teßmann, Friedrich (1954): *Die Langobarden in Südtirol; Der Schlern* Jg. 1950/51/52, Bozen, 69 ff.
- (1954): *Der kärntnerisch-südtirolerische Limes im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr.; Der Schlern* 28/1954, Bozen, 210 ff.
- Tischner, Heinrich (2006/10): *Waltharius*;
- <http://www.heinrich-tischner.de/50-ku/sagen/nibelung/uel/ht-wltr.htm>
- Uhland, Ludwig (1873): *Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage VIII*; Stuttgart
- Vetter, Ferdinand (1908): *Und noch einmal: ‚Bern‘ ist Deutsch-Verona! Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, Heft 1/2, IV. Jg.*; Bern
- Wackernagel, Wilhelm (1848): *Die deutsche Heldensage im Lande der Zähringer und in Basel; Zeitschrift für deutsches Altertum VI*
- Wieser, Franz von (1886): *Das langobardische Fürstengrab und Reihengräberfeld von Civezzano bei Trient; Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg*,
wiki = Wikipedia → Artikel
- Wolff, Karl Felix (1913): *Dolomitensagen*; Innsbruck
- Zösmair, Josef: *Zeit der Entdeckung und älteste Geschichte des Haller Salzbergwerkes*; www.landesmuseum.at/pdf_frei_remote/VeroeffFerd_3_54_0283-0335.pdf
- dattenböck@ifunk.at

Emergenz der Arten

Stefan Diebitz

Eine der elementarsten Fragen der Philosophie wie auch der Einzelwissenschaften ist die Frage nach dem Neuen. Wie kommt das Neue in die Welt?

Es scheint prinzipiell nur drei Möglichkeiten zu geben, wie das Neue in die Welt treten kann. Entweder ist es gar nicht wirklich neu, sondern alt, steckt nämlich im Keim und tritt mit der Zeit lediglich hervor, erscheint oder nimmt Gestalt an. Wenn man diese Vorstellung, die schon die Konzeption der aristotelischen Entelechie prägt, auf das Weltall hochrechnet, dann kommt man auf den absurd anmutenden Gedanken, dass schon im allerersten Anfang alles das steckte, was in Milliarden von Jahren und in Billionen von Welten allmählich erschien oder noch erscheinen wird.

Eine Variante dieses Gedankens besteht darin, der Materie ein Ungenügen an sich selbst zuzusprechen, das endlich in Entwicklung mündet. Manche Autoren sehen Intelligenz bereits auf subatomarer Ebene am Werk und unterstellen den Elektronen, Wissen zu speichern, andere sprechen von „protomentalen“ Elementen. Derartige Konzepte, zum Teil von sehr prominenten Wissenschaftlern vertreten, arbeiten aber mit höchst unklaren Vorstellungen. Was sollen denn „protomentale“ Elemente sein? Was für ein Wissen könnte von Elektronen aufgenommen werden? Ist es legitim, energetische Zustände und die Speicherung von Wissen als denselben Vorgang zu verstehen?

Eine zweite Möglichkeit ist der Blitz, der in die Natur fährt und das Neue gebiert – das Neue kommt von Außen. So wurde es über Jahrhunderte hinweg immer wieder geschildert, aber im Grunde kann das natürlich keine Antwort sein; erstens, weil man das Problem nur nach Draußen verlagert (in das Wesen Gottes oder nur auf einen anderen Stern, und das Neue kommt dann als „Panspermie“ zu uns), zum anderen, weil das Neue dann ja doch alt ist, denn es steckt in dem, das oder der den Blitz schleudert, und eigentlich breitet sich nur etwas Altes aus.

Eine dritte Vorstellung besteht darin, dass es die Kombination bereits vorhandener Elemente ist, die etwas Neues entstehen lässt. Dieser Vorgang, den man seit einigen Jahrzehnten Emergenz nennt, hat eine heute kaum noch überblickbare Fülle von philosophischer und naturwissenschaftlicher Literatur provoziert. Generell akzeptiert ist in ihr die Unterscheidung zwischen „schwacher“ und „starker“ Emergenz. „Die besondere Charakteristik der schwachen Emergenz ist, dass Makrophänomene prinzipiell ontologisch und kausal auf Mikrophänomene reduzierbar sind“ [Bedau, 69], die starke Emergenz dagegen ist durch superveniente Eigenschaften ausgezeichnet, die aus

„nichtreduzierbaren Kräften“ [Bedau, 66] bestehen, also zwar auf anderen Kräften aufbauen, aber nicht aus ihnen erklärbar sind und deshalb rätselhaft bleiben. Im Grunde gehört ihre Unerklärlichkeit sogar zu ihrer Definition, denn „emergente Eigenschaften [...] lassen sich nicht allein aus den Grundbestandteilen voraussagen, sondern sind nur auf der Ebene ihres Auftretens zu erklären“ [Gould, 289].

Bedeutet das: Wenn sich die Genese von etwas nicht erklären lässt, muss es eben emergent sein?

In der Literatur gilt es als selbstverständlich, dass auch schwache Emergenz Emergenz ist, aber entsteht wirklich etwas Neues, wenn einige Elemente für einen gewissen Zeitraum eine Verbindung eingehen? Denn schwache Emergenz lässt sich befriedigend als die Zusammenführung und Addition von Elementen erklären, die einer niederen Ebene des Seins angehören und die sich auch wieder trennen können. So etwa wird unter dem Stichwort „panentheism“ in der online einsehbaren *Stanford Encyclopedia of Philosophy* die Emergenz erklärt, indem dort einer der elementarsten und einfachsten Vorgänge der anorganischen Natur als Beispiel herhalten muss:

„Emergence, as the process involved in supervenience, occurs when a new property arises out of a combination of elements. The traditional example is that water emerges out of the combination of oxygen and hydrogen atoms in certain proportions.“

Die Emergenztheorie gibt sich als ein Teilgebiet der Ontologie und fühlt sich für mehr oder weniger alles zuständig, nimmt also die Emergenz als ein Grundgesetz des Seins überhaupt und diskutiert auch emergente Phänomene auf dem Gebiet des Geistes. Oder es werden Computersimulationen ausgedeutet und spieltheoretische Diskussionen geführt. In diesem Zusammenhang sind aber allein emergente Phänomene auf dem Gebiet des Lebens interessant. Dort finden sich zwei Vorgänge, die ganz unzweifelhaft zur starken Emergenz gehören, aus denen etwas Neues entsteht, und die bis heute auch nicht ansatzweise erklärt werden können: Die Entstehung des Lebens wie auch das erste Auftauchen des Bewusstseins lassen sich keinesfalls durch bloße Addition bereits zuvor vorhandener Elemente oder Eigenschaften erklären, sondern sind nach wie vor komplett rätselhaft.

Etwas unterhalb dieser beiden Rätsel ist die Entstehung neuer Tier- und Pflanzenarten angesiedelt. Handelt es sich hier um schwache oder starke Emergenz? Lässt sich eine neue Art einfach dadurch erklären, dass sich durch bloße Variation, durch die bloße Anhäufung abweichender Eigenschaften ein Organismus immer weiter von der Ausgangsart entfernt, bis endlich der Punkt erreicht ist, an dem er eine neue Art bildet?

Der von der *Encyclopedia* beschriebene chemische Vorgang unterscheidet sich insofern von der Entstehung einer neuen Tier- oder Pflanzenart, als diese

sich nach lange gültiger Lehrmeinung niemals rückgängig machen ließ – wenn eine Art sich in zwei oder mehr verschiedene Arten aufgesplittet hatte, schienen diese für immer voneinander getrennt, und die neue Art hatte alle Brücken zurück abgebrochen. Wasser dagegen lässt sich wieder in seine Bestandteile zerlegen, so dass bezweifelt werden muss, dass überhaupt etwas Neues entstanden ist. Schwache Emergenz ist eigentlich ein ziemlich großes Wort für den oft nur vorübergehenden Wechsel eines Zustandes.

Allerdings, es scheint, dass die Zusammenhänge etwas komplizierter sind und sich das Schema von schwacher und starker Emergenz nicht so ohne weiteres auf die Natur übertragen lässt, denn zumindest gelegentlich gibt es auch Fruchtbarkeit über Artgrenzen hinweg – es kommt nicht allein zu sexuellen Kontakten, sondern die Hybriden sind auch selbst fruchtbar, so dass nicht ganz ausgeschlossen werden kann, dass es (auch) auf diese Weise zur Artbildung kommen kann. Ob es dabei zur Bildung von etwas Neuem kommt, ob man also hier von starker Emergenz sprechen darf, ist wohl Definitionssache, denn wenn man unter einer Art eine Fortpflanzungsgemeinschaft versteht und entsprechend „Paarungsschranken“ (ein Ausdruck von Ernst Mayr) zwischen den Arten bestehen, dürfte es solche Vorgänge überhaupt nicht geben. Dann ist entweder der Artbegriff untauglich und muss anders gefasst werden, oder es kam tatsächlich gar nicht zu Fortpflanzung über Paarungsschranken hinweg, sondern nur innerhalb einer Art – dann hätte man zwar feststehende Merkmale beobachtet, aber die wären jene einer Rasse, nicht einer Art.

Der horizontale Gentransfer, der ebenfalls nicht recht in das Schema passt, ist auf Mikroorganismen beschränkt, besonders auf Bakterien – hier kommt es zur Verschiebung von DNA-Sequenzen unabhängig von sexuellen Kontakten. Mit dem Artbegriff kann man also hier überhaupt nicht arbeiten.

Anders als um die schwache Emergenz und der vielleicht artübergreifenden Vorgänge bei der Vermehrung selbst höherer Lebewesen steht es um die starke Emergenz. Es scheint, dass man ihre Prozesse ihrer Kompliziertheit und Chaotik wegen niemals zu verstehen hofft, denn es sind derart viele Faktoren mit ihren Wechselwirkungen beteiligt, dass sie sich keinesfalls schematisieren oder mathematisch formalisieren lassen. Statt allein auf die unerhörte und deshalb weder beschreib- noch erklärable Kompliziertheit der Vorgänge zu verweisen – das schließlich ist nicht unbedingt ein Unterschied in der Sache, sondern könnte auf unsere beschränkte menschliche Natur zurückzuführen sein und wäre damit kein ontologisches, sondern ein anthropologisches bzw. erkenntniskritisches Kriterium –, statt also von der „explanatorischen Unkompromierbarkeit“ [Begau, 69] zu sprechen, sollte man für die Entstehung des Neuen bzw. für starke Emergenz die Unumkehrbarkeit der Prozesse als eindeutiges Kriterium einführen. Erst wenn es sich um nicht-reversible Prozesse handelt, macht es überhaupt Sinn, von etwas Neuem zu sprechen.

Das Problem des Neuen ist nach wie vor eines der wichtigsten und am wenigsten verstandenen in der Biologie. Wann bildet sich eine neue biologische Art? Charles Darwin hat sein Lebenswerk weniger der sich über Jahrtausende hinziehenden Allmählichkeit der Entwicklung des Lebens und seiner Formen als vielmehr dem Problem gewidmet, wie und warum das Leben sich in verschiedene Arten verzweigt. Dass es über einen langen Zeitraum hinweg eine unendliche Vielzahl von Formen hervorgebracht hat, lässt sich kaum bestreiten, und es ist evident, dass es sowohl primitivere als auch höher entwickelte Lebensformen gibt, aber wie und warum sich die Arten voneinander trennten bzw. wie sich Arten entwickelten, ist heute nicht weniger rätselhaft als 1859.

Die Biologie definiert Art nicht scharf bzw. benutzt verschiedene Begriffe. Hier soll unter einer Art eine Fortpflanzungsgemeinschaft verstanden werden. Zwei Organismen, auch wenn sie morphologisch einander noch so sehr ähneln, gehören immer dann zwei verschiedenen Arten an, wenn sie sich nicht unter- und miteinander vermehren können. Gelegentlich sind zwei Arten auf den ersten Blick selbst vom Fachmann kaum zu unterscheiden, aber die Unfruchtbarkeit untereinander zieht einen scharfen Trennungsstrich. Manchmal auch sind die Unterschiede gigantisch, und doch handelt es sich um Angehörige derselben Art, die miteinander fruchtbar sein können. Der Haushund ist das beste Beispiel für große morphologische Unterschiede innerhalb einer einzigen Art, ein Gegenbeispiel von vielen für einander sehr ähnliche Arten ist der Mantarochen, von dem lange nicht bekannt war, dass die einander zum Verwechseln ähnlichen Tiere zwei verschiedene Arten bilden, den Riff- und den Riesenmanta. Aber sie sind nicht allein miteinander unfruchtbar, sondern sie interessieren sich nicht einmal für Tiere der anderen Art, sondern schwimmen an diesen einfach vorbei, ohne sie zur Kenntnis zu nehmen. Sie leben in verschiedenen Räumen (die eine Art küstennah, die andere ozeanisch), auch wenn sich diese gelegentlich überlappen [*manta*].

Unterschiedliche Eigenschaften summieren sich in dem Standardkonzept der Evolution solange, bis sich in ihrem Zusammenspiel endlich etwas Neues ergibt, so dass es sich im Grunde allein um einen kumulativen Effekt handelt, der eigentlich jener der schwachen Emergenz ist, aber irgendwann – aber wann und warum? – eine bestimmte Grenze überschreitet, so dass sich eine neue Art bildet. Wegen seiner Unumkehrbarkeit müsste man diesen Prozess, falls er sich tatsächlich so vollzogen haben sollte, der starken Emergenz zuordnen.

Bei dem kumulativen Effekt kann es sich nicht um einen Automatismus handeln, weil sonst der Haushund (und das gilt auch für andere Haustiere) längst eine eigene Art hätte bilden müssen. Das Vorhandensein verschiedenster unterschiedlicher Merkmale allein reicht offenbar nicht aus – irgendetwas,

das bis heute niemand kennt, muss noch hinzukommen, um etwas Neues zu bilden und das in Gang zu setzen, das man starke Emergenz nennt. Ganz offensichtlich lässt sich Artbildung mit Mutation allein nicht erklären.

Emergenz bedeutet Auftauchen, und in diesem sehr bildhaften Ausdruck liegt das Rätselhafte des Vorgangs, denn wenn eine neue Art auftaucht, dann hat sich bereits der in Frage stehende Prozess für den Beobachter unsichtbar vollzogen, die neue Art hat sich gebildet, der Vorgang, auf den es ankommt, liegt in der Vergangenheit.

Im Grunde ist Emergenz die unklare Vorstellung einer tätigen Wechselwirkung, in welche die verschiedenen Eigenschaften einer Gruppe von Lebewesen oder Pflanzen getreten sind, so dass sich mit einem Male eine neue Eigenschaft bildet und damit eine Artgrenze auftut. Ist das eine Erklärung? Im Grunde ist das die nicht einmal besonders gelungene und auf jeden Fall alle Einzelheiten vermeidende Beschreibung eines für uns ganz und gar rätselhaften Vorgangs.

In diesem Herbst ist ein Buch erschienen, das vor allem der Kritik des Reduktionismus oder Physikalismus dient. Von seinem Autor, dem amerikanischen Philosophen Thomas Nagel, wird immer wieder derselbe Aufsatz genannt, wenn die Rede auf ihn kommt. In *What it is Like to Be a Bat?* bereits 1974 erschienen, zeigt Nagel, dass es prinzipiell unmöglich sein muss, die Erlebnisse eines nichtmenschlichen Wesens nachzuempfinden – auch dann, wenn wir die rein physische Seite dessen genau nachvollziehen könnten, was sich in seinem Hirn und Nervensystem vollzieht. Damit bewegt sich Nagel in einer Tradition, die mit Leibniz' Mühlengleichnis aus der Monadologie begann und ihren Höhepunkt in Emil Du Bois-Reymonds Rede *Über die Grenzen des Naturerkennens* von 1872 fand, einer Rede, die zahlreiche Reaktionen wichtiger Philosophen provozierte. Schon Nagels in dem Fledermaus-Aufsatz vorgetragene Argumentation wurde von Vertretern eines rein naturalistisch argumentierenden Darwinismus als Provokation empfunden, aber erst jetzt trägt Nagel einen konzentrierten, systematischen und gründlichen Angriff auf deren Position vor.

In wenig mehr als einem Jahr hat die englische Fassung des Buches 116 Leser-Rezensionen auf amazon.com provoziert: Das ist ein deutlicher Hinweis auf die Brisanz der Thematik und das Interesse des Publikums. Dabei argumentiert Nagel sachlich und zurückhaltend gegen den in den letzten Jahrzehnten vorherrschend gewordenen Naturalismus, der sich zusammen mit einer besonders radikalen Auslegung der Evolutionstheorie wie Mehltau auf die philosophische Diskussion legte. Auch in der deutschen Literatur gibt es eine Menge Vertreter dieser Richtung, zu deren Spezialität es gehört, jeden Kritiker ihrer eigenen Argumentation unter einen generellen Kreationismus-

verdacht zu stellen, als sei eine andere Gegenposition als eine bibelfundamentalistische schlechterdings undenkbar. Prophylaktisch betont Nagel deshalb seinen Atheismus, aber er weiß natürlich, dass auch ihn unweigerlich der Kreationismusverdacht treffen wird. Und tatsächlich zielt seine Argumentation zwar ein wenig in diese Richtung, wenn er, um die Evolution und bereits das Leben selbst, mehr aber noch das Auftreten von Bewusstsein und Geist zu erklären, teleologische Erklärungsmuster ins Spiel bringt. Aber es sind nicht die Antworten von Autoren wie Michael J. Behe, die er bejaht, sondern es ihre Fragestellung, der er mit Respekt begegnet und zu seiner eigenen macht. Die Kritiker des materialistischen Paradigmas sehen dort ein Problem, wo Materialisten keines erkennen wollen: in der extremen Unwahrscheinlichkeit, dass bloße Physik Leben hervorbringen kann.

Nagel argumentiert gegen den Reduktionismus, worunter die Position zu verstehen ist, derzufolge die Physik zusammen mit ein wenig Chemie eine Erklärung für buchstäblich alles, also auch für die Entstehung des Lebens und das Auftauchen des Bewusstseins, zu bieten vermag. Ein entscheidender Schwachpunkt des Reduktionismus (und hier schließt er sich ausdrücklich Behe und anderen an) besteht in der Sicht Nagels in der Annahme, dass der einzige Motor der Evolution der Zufall ist – der Grad der Unwahrscheinlichkeit scheint ihm angesichts der unendlichen Kompliziertheit des genetischen Codes als viel zu groß, als dass selbst die heute allgemein akzeptierten riesigen Zeiträume diese Schwierigkeiten lösen könnten.

In drei aufeinanderfolgenden Kapiteln versucht Nagel die Aporien des Reduktionismus aufzuzeigen; diesen Kapiteln vorgeschaltet ist eines, in dem die reduktionistische bzw. physikalistische Argumentation einer grundsätzlichen Kritik unterzogen wird. Dabei empfindet der Autor lebhaft die Verpflichtung, es nicht bei der Kritik zu belassen, sondern eine Alternative aufzuzeigen:

„Der Materialismus verlangt den Reduktionismus; das Scheitern des Reduktionismus verlangt deshalb eine Alternative zum Materialismus. Mein Ziel ist nicht so sehr, gegen den Reduktionismus zu argumentieren, als zu untersuchen, welche Konsequenzen es hat, ihn zu verwerfen – das Problem darzustellen, anstatt eine Lösung vorzuschlagen. [...] Vielleicht ist die Ordnung der Welt nicht ausschließlich physikalisch“ [Nagel, 30].

Es ist dieser Gedankengang, der sich durch das ganze Buch zieht und heftigen Widerspruch provoziert.

Weil Bewusstsein und Geist ohne Leben nicht denkbar sind, sollte es eigentlich ausreichend sein, die Unfähigkeit des Materialismus aufzuzeigen, die Entstehung des Lebens oder des Bewusstseins selbst zu erklären – bereits damit wäre dem Materialismus jeder Boden entzogen. Dem Bewusstsein ist das erste der drei aufeinander aufbauenden Kapitel gewidmet, in denen Nagel

etwas mehr ins Detail geht; insbesondere wird der Gedanke scharf und sehr grundsätzlich kritisiert, dass mit Emergenz die Entstehung von Leben und Bewusstsein zu erklären sei. Nagel schreibt, dass eine emergenztheoretische Position sich mit einer reduktionistischen verträgt. Weder für alle Reduktionisten noch für alle Emergenztheoretiker gehören Emergenz und Reduktionismus zusammen, aber diese Kombination findet sich doch auch immer wieder und vielleicht sogar in der Mehrheit der Fälle. Einmal denkt man sich höheres Sein zusammengesetzt aus Elementen, die eigentlich einem niederen Level zugehören und erst in ihrem Zusammenwirken das höhere Element ergeben (so soll man sich Emergenz vorstellen), dann wieder trennt man in der Analyse die einzelnen Elemente eines Komplexes und glaubt, das Höhere ganz allein auf sie zurückführen zu können: das ist der Reduktionismus. Eben diesen Gedankengang kritisiert Nagel:

„Es ist schwer, die Annahme aufzugeben, dass all das, was für den Komplex gilt, durch das erklärt werden muss, was für dessen Elemente gilt. Das bedeutet nicht, dass auf höheren Stufen keine neuen Phänomene entstehen können, aber die Hoffnung ist, dass sie über die Beschaffenheit und Interaktionen ihrer elementarerer Bestandteile analysiert werden können“ [Nagel, 85].

In der Chemie, etwa bei der Analyse einer Flüssigkeit, gelingt das, aber kann man auf diese Weise die Entstehung des Lebens oder des Bewusstseins erklären? Nagel fühlt sich durch ein solches Erklärungsmuster *expressis verbis* an Magie erinnert. In jedem Fall findet er die Emergenz, anstatt in ihr eine Erklärung zu sehen, selbst unerklärlich.

Auch wenn wir einen Organismus in seinen Lebenszusammenhängen und in allen seinen Unterschieden erfassen könnten, könnten wir nicht sagen, warum er eine neue Art bildet – es sei denn, wir fänden, was ihm in seiner Entwicklung verlorenging. Es kommt nämlich gar nicht (oder doch nicht nur) auf seine Fähigkeiten, sondern auf seine Defizite an, nicht allein auf das, was er gewann, sondern auch auf das, was er verlor.

Wahrscheinlich ist deshalb die erste der eingangs angesprochenen Antworten gar nicht so verkehrt, falls man sie auf das Leben selbst einschränkt und dessen Entstehung ebenso außen vor lässt wie die Entstehung des Bewusstseins: Das Neue ist gar nicht neu, es tritt gar nicht in die Welt ein und wird nicht erst gebildet, sondern es ist von vornherein da und scheint allein deshalb neu, weil anderes um es herum verschwunden ist. Der neue Organismus ist das Ärmere, dem dank seiner Verluste manche Wege verschlossen sind, denn es ist der Anfang, der den Reichtum in sich trägt und deshalb alle Wege zu gehen vermag. Ein Regenwurm oder eine Hydra (Süßwasserpolyp) als Wesen, die sich noch relativ nah am Anfang befinden, können sich

vollständig regenerieren, selbst wenn man sie in zwei oder mehr Teile geschnitten hat. Dank der Entwicklungsfähigkeit ihrer Zellen, mit deren Hilfe alle Körperteile ersetzt werden können, ist ihre Vitalität unendlich viel größer als die eines entwickelteren Lebewesens. Der Biologe und Philosoph Hans Driesch hat angesichts solcher Phänomene von „Totipotenz“ gesprochen. Man kann auch den Trieb einer Weide in den Boden stecken, und das Zweiglein treibt aus und ist eine Weile später ein richtiger Baum. Allerdings brauchen alle diese Vorgänge Zeit, denn Entwicklung in einem Augenblick ist nicht denkbar, und das allmähliche Dahinfließen der Zeit gehört deshalb zu ihrem Begriff. Alles reale Geschehen ist prozesshaft und kausal; und in der Kausalität liegt das Vergehen der Zeit.

Man muss das Neue nur ergreifen, weil es schon da ist, weil es gar nicht neu ist, sondern uralte. Die Weise, in der man es ergreift, besteht für einen Organismus darin, eine Eigenschaft auf Kosten anderer zu entwickeln, sich also von etwas abzuwenden oder einen Weg für sich auszuschließen, und zwar endgültig auszuschließen. Das Neue erscheint in der Welt (oder scheint neu in der Welt), weil und indem etwas anderes negiert wird: *omnis determinatio est negatio*. Die Antwort auf die Frage nach dem Ursprung des Neuen liegt deshalb in der Reduktion des Anfangs. Es kommen nicht neue Eigenschaften hinzu, sondern im Lauf der Entwicklung fallen immer mehr der zunächst unendlich vielen Eigenschaften und Möglichkeiten fort, so dass das Wesen damit an Freiheit und an Entwicklungsmöglichkeiten verliert, was es an Eigenheit und Profil gewinnt. Je primitiver und ursprünglicher ein Organismus, desto weniger vorgeschrieben ist sein Lebensweg und desto größer seine Vitalität; je entwickelter umgekehrt ein Organismus, desto weniger vital, weil spezialisierter ist es. Organismen wie Schleimpilze sind schon fast unsterblich, wogegen es um die Vitalität hoch stehender Organismen doch eher schlecht bestellt ist. Unkraut vergeht nicht, aber Rosen muss man pflegen.

Der Urgrund des Lebens, in dem noch alles ungeschieden liegt und der deshalb alle Eigenschaften in sich vereint, lässt nach und nach alles aus sich heraus, während die Zeit dahinströmt, und die Dinge unterscheiden sich, weil sie, anders als der Urgrund, manche Eigenschaften nicht mehr besitzen. Schließlich, als entwickelte Organismen, haben sie fast alle ihrer anfangs vorhandenen Eigenschaften von sich ausgeschlossen. Sie haben sich selbst kultiviert, worin liegt, dass nichts Neues entstanden ist, sondern nur bereits Bestehendes gekräftigt und hervorgehoben wurde. Das Merkwürdige dabei ist, dass ein Organismus wie der Mensch, der in seiner eigenen Vorstellung am Ende der Entwicklung zu stehen scheint, tatsächlich deutlich primitiver ist als alle seine Verwandten; man kann das zum Beispiel am Gebiss sehen. Der Mensch ist nicht spezialisiert, sondern hat sich noch viele Wege offengehalten, wes-

halb er fähig ist, den ganzen Erdball zu besiedeln, nicht nur eine Biegung am Fluss, und mit fast jedem Wetter zurechtzukommen und sich an fast jede Nahrung zu gewöhnen. Menschenaffen dagegen, Gorillas, Orang-Utans oder Schimpansen, sind auf kleine Biotope festgelegt, die sie nicht verlassen können – anders als der Mensch sind sie auf genau definierte klimatische Bedingungen und auf eine ganz bestimmte Ernährung zwingend angewiesen und bleiben deshalb immer gefährdet. Wer den Menschen unvoreingenommen von außen betrachtet, der sieht ihn am Beginn einer Entwicklung, nicht an deren Ende. Deshalb ist es denkbar, dass die heutigen Menschenaffen aus mit uns enger verwandten Lebensformen entstanden sind. Umgekehrt könnte es auch sein, dass wir selbst uns in der Zukunft spezialisieren, so dass der von einigen erhoffte Übermensch weniger eine Utopie als vielmehr eine Karikatur des ursprünglichen Menschen sein wird: ein wenig wie ein Affe. Oder wirklich ein solcher.

Auffällig ist der Zusammenhang der Spezialisierung mit dem Raum und seiner Reduzierung, denn Entwicklung bedeutet eigentlich immer, dass sich ein Organismus in einen begrenzten Lebensraum zurückzieht – womöglich in eine ökologische Nische als der Sackgasse seiner Entwicklung, wie bei den Affen geschehen. Allein ein primitives Wesen wie der Mensch konnte sich über den ganzen Erdball verteilen.

Die Entwicklung der Arten geht vom Zentrum in die Peripherie, und es ist eine unumkehrbare Bewegung.

Den Urgrund soll man sich gar nicht mystisch vorstellen, sondern ganz konkret als das Leben an seinem ersten Beginn. Je primitiver und älter etwas ist, desto potenter ist es auch, und je höher entwickelt etwas ist, desto mehr seiner Eigenschaften hat es verloren und entsprechend weniger Potential enthält es auch. Je entwickelter ein Organismus, desto weiter hat er sich davon entfernt, alles sein zu können oder gar wirklich zu sein (sofern es dann überhaupt wirklich ist). Er hat sich für eine Möglichkeit oder einen Lebensraum entschieden und damit gegen alle anderen Möglichkeiten oder Lebensräume, die zuvor noch in ihm lagen. Aber eben damit (und erst damit) ist er in die Wirklichkeit eingetreten; dadurch hat der Organismus Individualität gewonnen. Individualität kommt zwar prinzipiell allem Sein zu, sogar dem Anorganischen oder dem einfachsten organischen Leben, aber sie lässt sich durchaus steigern und gewinnt zunehmend an Höhe.

Weil man nicht alles haben oder sein kann, muss man oder muss es sich entscheiden, und diese Entscheidung lässt sich nicht widerrufen. Das Neue kommt durch einen Verlust in die Welt, der prinzipiell nicht reversibel ist. Das Dollo'sche Gesetz besagt eben dies, dass im Verlauf der Evolution verlorengegangene Organe nicht zurückkehren werden, und man könnte dieses Gesetz dahingehend erweitern, dass die reduzierten Lebensräume, die ökolo-

gischen Nischen, nicht mehr verlassen werden können. Artbildung ist endgültig. Im Laufe seiner Entwicklung sind einem jeden entwickelteren Organismus Möglichkeiten verlorengegangen, die von Anfang an bis zu dem Augenblick ihres Verlustes in ihm gelegen hatten. So besteht für die Menschenaffen wohl wenig Hoffnung.

Stephen Jay Gould hat dem Problem des Neuen einen Essay gewidmet, der seiner eigenen Auskunft nach der meistgelesene seiner Karriere ist und in einer gekürzten Fassung Eingang fand in einen seiner Essaybände. Die Mosaiken im Eingangsbereich des Markusdoms in Venedig, welche die Genesis darstellen, betrachtet er als einen „Mythos über eine Differenzierung“ [Gould, 346] und diskutiert die Frage, ob es wirklich allein Addition sein kann, welche die Entwicklung vorantreibt. Für Gould ist das „Grundmotiv“ des heutigen Standardmodells „das allmähliche Hinzufügen“ [Gould, 342], wogegen in dem mittelalterlichen Mosaik die Vorstellung virulent sei, nach der es „Division und Addition“ [Gould, 351] im Zusammenspiel gewesen seien. Er selbst spricht den großen Biologen Karl Ernst von Baer (1792–1876) an, der sich gegen den Darwinismus aussprach und auf teleologische Erklärungsmuster zurückgriff, aber Gould weist seine Vorschläge zurück, nachdem er sie einen kurzen Moment lang ganz ernsthaft zu erwägen schien.

„Wenn Gott tatsächlich mit der Sorgfalt und Nachdenklichkeit vorgegangen ist, die man ihm in der Regel zuschreibt, hatte er vermutlich schon eine recht genaue Vorstellung vom Endprodukt, bevor er überhaupt mit der Arbeit begann. Die biologische Evolution dagegen verläuft [...] offensichtlich auf erstaunlich unregelmäßigen Wegen“ [Gould, 356].

In dieser letzten Bemerkung unterläuft Gould leider das Niveau seiner Argumentation, weil er ein Modell der Evolution mit teleologischen Elementen gleichsetzt mit einer naiven Vermenschlichung des Schöpfers oder des Schöpfungsprozesses. Wenn die Evolution von teleologischen Momenten gesteuert werden sollte, dann müssten diese in der Natur enthalten sein, und eine Philosophie der Natur müsste sie beschreiben können. Wahrscheinlich muss ein derartiges Konzept metaphysisch sein, darf aber eben nicht anthropozentrisch argumentieren.

Oft genug sind es Katastrophen, die eine Entscheidung hervorrufen, wie eine Gruppe von Mathematikern mit der Hilfe der Wissenschaft des Fraktalen zeigen kann. „Die gesamte Erdgeschichte, die gesamte Evolution ist durch teils langzyklisch aufeinanderfolgende, teils singuläre Katastrophen gekennzeichnet.“ Sentenziös schließen die Autoren: „Die Natur existiert in der Zerstörung“ [Eisenhardt u.a., 225]. Es sind diese Katastrophen, welche die Organismen dazu zwingen, sich anzupassen, also zugunsten einer Spezialisierung auf viele Eigenschaften zu verzichten. In der Anpassung und durch sie überle-

ben sie, werden aber auch gleichzeitig ärmer und deshalb letztlich angreifbarer, weil ihr Schicksal sich jetzt mit einem Lebensraum verbunden hat.

Was offenbar auch die Mathematik des Fraktalen nicht zeigen kann, ist, wie das Neue tatsächlich erscheint, wie bloße Kumulation in einen qualitativen Sprung übergeht, wie sich also Änderung wirklich vollzieht. Anhand eines vergleichsweise einfachen Wechsels einer Form – eine Kugel verwandelt sich in einen Wulst – wird die Unmöglichkeit demonstriert, diesen Prozess zu verstehen:

„Wenn wir wirklich einen kontinuierlichen Übergang postulieren, ist der Prozeß von Anfang bis Ende ein Wunder. Es müßten in einer endlichen Zeit unendlich viele Zwischenzustände durchlaufen werden, von denen jeder wie aus dem Nichts entsteht – es gibt ja immer wieder zwischen dem Nachzustand und seinem vermeintlichen Vorzustand unendlich viele andere Zwischenzustände.“ [Eisenhardt u.a., 137]

Dieses Problem erinnert an das berühmte Paradoxon des Zenon, in dem Achilles die Schildkröte nicht überholen kann – ein Paradoxon, das entgegen einer verbreiteten Ansicht auch die Infinitesimalrechnung nicht zu lösen vermag [ebd. 114].

Von Karl Popper ist erst jetzt ein Vortrag von 1986 veröffentlicht worden, in dem er den Gedanken der Emergenz aufnimmt. Allerdings wurden bereits seine früheren Anmerkungen zur Emergenz von verschiedenen Autoren scharf kritisiert [Stephan, 178-182]. Ihm wurde vorgeworfen, nicht die Literatur zu kennen, und außerdem können Poppers Äußerungen seinen eigenen strengen Anforderungen an die Wissenschaft an keiner Stelle genügen. „In der Regel scheint“, mit diesen Worten versucht er ein Gesetz für Emergenz anzugeben, kann aber auf nicht einen einzigen konkreten oder gar, was doch wünschenswert wäre, durchanalysierten Fall zurückgreifen, und am Schluss des Zitats gibt er auch unumwunden zu, dass er lediglich etwas vermutet. Es sind also nicht einmal begründete Thesen, sondern das ganze Statement ist wenig mehr als Ausdruck eines weltanschaulich begründeten Vorurteils:

„In der Regel scheint Emergenz sich durch eine Funktionsänderung von etwas zu ereignen, das schon existierte. Die Funktionsänderung [...] bewirkt, dass diesem Etwas, das schon existierte, plötzlich – oder auch gar nicht so plötzlich –, jedenfalls im rechten Augenblick eine neue Bedeutung zukommt und dass sich dadurch ein ganz neuer Aspekt der Evolution eröffnet. Ich vermute, dass auf diese Weise so etwas wie das menschliche Bewusstsein entstanden ist“ [Popper, 19].

Poppers Statement ist insofern typisch, als es ein wesentliches Vorurteil über Emergenz und überhaupt über die Evolution enthält: er geht von einer Allmählichkeit der Entwicklung aus. Aber wie Eisenhardt gezeigt hat, ist eine

Allmählichkeit der Entwicklung in sich widersprüchlich, sondern sie muss sich sprunghaft vollziehen. Außerdem enthält Poppers Einlassung auch nicht einen einzigen empirisch überprüfbaren Gedanken. Wenn es wirklich starke Emergenz geben (oder gegeben haben) sollte, dann handelt es sich um einen Vorgang, der sich prinzipiell nicht beobachten lässt, weil man erst nach einigen Generationen, also erst in der Rückschau, wüsste, dass sich tatsächlich eine neue Art entwickelt hat. Wie also sollte man dann den Vorgang und seine Bedingungen rekonstruieren? Das wäre vielleicht theoretisch, aber kaum praktisch möglich.

Es scheint, dass Alfred North Whitehead bereits Jahrzehnte zuvor weiter als Popper gewesen ist, weil er das Negative des Evolutionsprozesses klar erfasst hat. Allerdings bringt er den Prozess der Selektion nicht mit dem Raum, wie es hier vorgeschlagen wird, sondern mit der Zeit in Verbindung:

„Die Natur des Übels besteht darin, daß sich die Eigenschaften der Dinge gegenseitig ausschließen. Daher verlangen die Tiefen des Lebens nach einem Selektionsprozeß. Aber die Selektion ist Eliminierung als erster Schritt in Richtung auf eine andere zeitliche Ordnung, die danach strebt, die Formen der Behinderung so weit wie möglich zu vermindern. Selektion ist zugleich der Maßstab des Übels und der Prozeß, der aus ihm hinausführt.“ [Whitehead, 609]

Man kann die Aporien der Emergenz in Verbindung bringen mit einem verblüffenden Gedankengang, den Nicolai Hartmann in Möglichkeit und Wirklichkeit vorträgt. In diesem Buch zeigt er anhand einer Analyse der drei Modalkategorien Wirklichkeit, Möglichkeit und Notwendigkeit, dass sie sich in einer bestimmten Konstellation immer überlappen. Denn was ist wirklich? Wirklich ist allein das, für das alle Voraussetzungen vorhanden sind, Voraussetzungen, deren Zahl nicht etwa nur tendenziell, sondern tatsächlich unendlich ist, weil sie bis zum Anfang der Zeiten zurückreichen müssen. Die Kette der Voraussetzungen, zum Beispiel die Generationenfolge, darf an keiner Stelle unterbrochen gewesen sein. Eben deshalb ist eine totale Erkenntnis selbst des einfachsten Gegenstandes oder Ereignisses absolut unmöglich. Erkenntnis erfasst immer nur einen Ausschnitt. Sie ist wesenhaft fragmentarisch.

Die Kette der Voraussetzungen muss also absolut lückenlos und unendlich lang sein. Aber wenn diese Voraussetzungen erfüllt sind, dann ist etwas gleichzeitig sowohl notwendig als auch wirklich – es muss notwendig sein, wie es ist; es kann gar nicht anders sein, weil seine Voraussetzungen so waren und nicht anders. Im

„Realzusammenhang kann nichts anders sein, als es ist, und nicht anders geschehen, als es geschieht. Es kann wohl etwas anders werden, als es ist. Aber es kann nicht anders werden, als es ‚wird‘. Zu anderer Zeit eben ist

anderes real möglich, aber aus einer anderen Kollokation von Realumständen heraus; und auch dieses andere kann zu seiner Zeit nicht anders ausfallen, als es ist.“ [Hartmann, 196]

Umgekehrt gilt, dass das, „was unwirklich ist, dessen Sein ist auch nicht möglich.“ [ebd. 123]

In dieser Überlegung ist die Perspektive von Bedeutung, denn Wirklichkeit, Notwendigkeit und Möglichkeit sind allein in der Rückschau eines, nicht etwa, wenn man vorausblickt. Das führt uns noch einmal den Urgrund vor Augen. Wie man vom Nordpol aus notwendig nach Süden blickt, so schaut man von ersten Anfang aus allein in die Zukunft; die Entwicklung des Urgrunds kann gar nicht festgeschrieben gewesen sein, sondern hätte sich in alle Richtungen entfalten können, denn im ersten Anfang lagen noch alle Möglichkeiten, von denen aber allein einigen wenigen der Durchbruch zur Wirklichkeit gelang. Warum das so war, das wissen wir nicht und werden wir niemals erfahren.

Literatur

Bedau, Mark A. (2011): Schwache Emergenz und kontextsensitive Reduktion, in: *Emergenz. Zur Analyse und Erklärung komplexer Strukturen*. Herausgegeben von Jens Greve und Annette Schnabel, Berlin: Suhrkamp, S. 59-83.

Eisenhardt, Peter / Kurth, Dan / Stiehl, Horst (1995): *Wie Neues entsteht. Die Wissenschaften des Komplexen und Fraktalen*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Gould, Stephen Jay (2005): *Das Ende vom Anfang der Naturgeschichte*. Aus dem Amerikanischen von Sebastian Vogel, Frankfurt am Main: Fischer

Hartmann, Nicolai (1938): *Möglichkeit und Wirklichkeit*, Berlin: de Gruyter

manta = <http://www.zeit.de/wissen/umwelt/2013-09/mantarochen-meeresbiologie-and-rea-marshall>

Nagel, Thomas (2013): *Geist und Kosmos. Warum die materialistische Konzeption der Natur so gut wie sicher falsch ist*. Berlin: Suhrkamp.

plato = <http://plato.stanford.edu/>

Popper, Karl (2013): Eine Neuinterpretation des Darwinismus. Die erste Medawar-Vorlesung 1986; *Aufklärung und Kritik* 20, S. 7-20.

Stephan, Achim (2005): *Emergenz. Von der Unvorhersehbarkeit zur Selbstorganisation*, Paderborn: Mentis

Whitehead, Alfred North (1984): *Prozeß und Realität. Entwurf einer Kosmologie*. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Hans Günter Holl. 2., überarbeitete Auflage: Suhrkamp

Stefan Diebitz, 23568 Lübeck, Wilhelm-Wisser-Weg 49
stefandiebitz@gmx.de

Von Buddha zur Verschwörungstheorie

Diverses, gesammelt von Heribert Illig

Physik-Nobelpreis 2013

„Was Higgs sowie Englert und Brout unabhängig voneinander erdacht hatten, klang verwegen: Das gesamte Universum sei von einem unsichtbaren Feld durchzogen, das die Elementarteilchen bremst und dabei mit Masse „auflädt“. Wie ein riesiger Honigtopf.

Doch es funktionierte, zumindest in der Theorie.

Das Higgs-Boson ist gewissermaßen ein Bote des gleichnamigen Feldes, das angeblich alles durchzieht.“ [Nestler]

Nestler, Ralf (2013): Gottes Werk und Higgs Teilchen <http://www.tagesspiegel.de/wissen/physik-nobelpreis-2013-gottes-werk-und-higgs-teilchen/8903844.html>

*

Größer als zulässig

„Die größte jemals entdeckte Struktur im Universum widerspricht der Big-Bang-Theorie“. So beginnt die Meldung über den Fund einer großen Quasar-Gruppe („large quasar group, LQG“). Sie misst stolze 4 Mrd. Lichtjahre und stammt, wie alle Quasare, aus der Urzeit des Universums. Es gibt nun das kosmologische Prinzip, das auf Einsteins Theorien zurückgeht, wonach alle Beobachtungspunkte gleich gültig sind, ihre Position also gleichgültig ist. Davon ausgehend errechnete man ein Maximum für kosmische Struktur, doch das wird von dem neuen Fund um ein gutes Drittel überboten. Somit hat sein Entdecker, Dr. Roger G. Clowes von der *University of Central Lancashire's Jeremiah Horrocks Institute*, gleich die nächste Herausforderung, und alle Astrophysiker mit ihm.

Ein Fund von Andreas Otte, Oerlinghausen

Wie sagte mein Großvater, Johann Bamler: „Stellt Euch vor, jetzt haben sie in Amerika ein Schiff gebaut, das ist größer als der Ozean. Das kann nicht mehr untergehen.“ Bald finden sie ein kosmisches Objekt, das größer ist als das Universum ... (hi)

http://www.dailygalaxy.com/my_weblog/2013/11/the-largest-discovered-structure-in-the-universe-contradicts-big-bang-theory-cosmology-weekend-featu.html

*

„**Jeder fünfte Stern hat einen erdähnlichen Planeten**“ so eine Überschrift in *Der Welt*. Weitere Informationen sind schnell erklickt:

„Astronomie: Erdähnliche Planeten aufgespürt.

Im Jahr 2009 trat das Weltraumteleskop Kepler seinen Dienst an. [...] Ausgewertet wurden die Daten von Forschern der US-Akademie der Wissenschaften. Beobachtet wurden von Kepler etwa 150.000 Sterne auf Planeten. Diese Planeten wanderten von der Erde aus gesehen an ihrem Heimatplaneten [recte: Heimatstern? HI] vorbei.

Auf diese Weise wurde der Heimatplanet kurz abgedunkelt. Identifiziert wurden rund 42.000 Sterne von den Forschern, die unserer Sonne gleichen, oder aber etwas kälter und auch kleiner sind. Hier wurden 603 Planeten ausfindig gemacht, von denen zehn Stück etwa so groß sind wie die Sonne und ihren Stern in der bewohnbaren Zone umkreisen. Noch dazu haben diese Planeten lebensfreundliche Temperaturen.“ [GNews]

Ab da ergeben sich Schlussfolgerungen wie in einem Kaleidoskop: 28 % der untersuchten Sterne gleichen der Sonne – 1,4 % der sonnenähnlichen Sterne haben einen Planeten – 10 der gefundenen Planeten sind so groß wie die Sonne, haben also einen Durchmesser, der mehr als hundert Mal größer ist als der unserer Erde – bewohnbare Zone bedeutet noch nicht lebensfreundliche Temperaturen – 0,4 % aller untersuchten Sterne haben einen halbwegs bewohnbaren Planeten – jeder fünfte Stern, also wohl jeder fünfte der untersuchten Sterne, hat einen erdähnlichen Planeten, was 8.400 Planeten ergäbe? Noch Fragen? Aber es gibt weitere Antworten:

„Gibt es tatsächlich Leben da draußen? Die Chancen stehen gar nicht so schlecht. Allein in der Milchstraße gibt es 8,8 Milliarden erdähnliche Planeten, wie eine Auswertung von Daten der US-Raumfahrtbehörde Nasa jetzt ergab. Zum Vergleich: Auf der Erde leben 7,2 Milliarden Menschen. Es gäbe also für jeden Bewohner einen eigenen Planeten.

Die Erdzwillinge haben in etwa die selbe Größe wie unser Heimatplanet, und sind warm oder kalt genug, damit dort flüssiges Wasser und auch Leben entstehen kann“ [Neugebauer].

Von 10 über 603 und 8.400 zu 8,8 Milliarden erdähnlicher Planeten – und das binnen zweier Tage...

dpa/oc (2013): Jeder fünfte Stern hat einen erdähnlichen Planeten; *Die Welt*, 04. 11.

GNews = <http://www.pcgames.de/Astronomie-Thema-239073/GNews/Astronomie-Erdaehnliche-Planeten-aufgespuert-1095859/>

Neugebauer, Jana (2013): Nasa-Entdeckung. Für jeden gibt es einen erdähnlichen Planeten; *B.Z.*, 05. 11.

*

Dmanisi, Georgien

Die Geschichte des *Ur-Menschen* dürfte viel einfacher verlaufen sein als gedacht. Überreste von fünf Menschen, auf einem Gelände von nur 150 m² im georgischen Dmanisi, dicht bei der Sioni-Kirche aus dem 6. Jh. gefunden,

entwirren die scheinbare Artenvielfalt des menschlichen Stammbaums. Ausgräber Christoph Zollikofer fasst nach statistischen Abklärungen zusammen:

„Bei den Dmanisi-Funden handelt es sich erstens um die Population einer einzigen fossilen Menschenart. Zweitens unterscheiden sich die fünf Dmanisi-Individuen tatsächlich stark voneinander, aber auch nicht mehr als fünf beliebige Menschen oder fünf beliebige Schimpansen aus einer modernen Population“ [Uni].

Bislang wurde aus jedem Knochenfund eine eigene Art konstruiert. Nachdem nun gerade Schädel Nr. 5 Merkmale aufweist – starke Zähne, langgezogener Gesichtsschädel, kleines Hirnvolumen –, die bislang nicht gemeinsam aufgetreten sind, erledigen sich etliche Klassifikationen, so *Homo habilis*, *Homo rudolfensis*, *Homo ergaster* oder *Homo erectus*. Sie gelten jetzt als Phantome oder als „bloße mediale Konstrukte“, so Zollikofer [Grolle]. Bleibt einfach der Übergang von *Australopithecus* zu *Homo* (*erectus*)?

Die Datierung von 1,7 oder 1,85 Mio. Jahren liegt ebenfalls früher ‘als gedacht’ für die Ausbreitung aus Afrika bis nach China und Java. „*Homo erectus* sei somit der erste »Global Player« der menschlichen Evolution“ [Uni]. Ob aber die den Menschen auszeichnende Gehirngröße dabei eine Rolle spielte, ist auch fraglich geworden [Grolle].

AFP (2013): Entdeckung von „Schädel Fünf“ ist eine Sensation; *Die Welt*, 17. 10.

Grolle, Johann (2013): Neue Knochenfunde: Urmenschen gehörten womöglich alle zur selben Art; *Spiegel-Online*, 17. 10.

Lordkipanidze, David / Ponce de León, Marcia S. / ... / Zollikofer, Christoph P.E. (2013): A complete skull from Dmanisi, Georgia, and the evolutionary biology of early *Homo*; *Science*, 18. 10. doi: 10.1126/science.1238484

Uni = Uni Zürich /CS (2013): Einzigartiger Schädel Fund widerlegt frühmenschliche Artenvielfalt; 18. 10.

<http://www.archaeologie-online.de/magazin/nachrichten/einzigartiger-schaedelfund-widerlegt-fruehmenschliche-artenvielfalt-27517/>

*

Mumifikantes

Im August wurde auf einem Dachboden in Diebholz eine Mumie entdeckt. Ausgewickelt zeigte sich ein echter, in der Anatomie präparierter Menschenschädel, ergänzt um ein Plastikskelett, dessen Material für den Computertomographen nicht erkennbar war. Insofern hat der Verdener Staatsanwalt seine Bemühungen eingestellt [dpa].

Zu einem diametralen Ergebnis kam es im Fall der sterblichen Überreste von Jeanne d’Arc († 1431). Das Erzbistum Tours bewahrt von ihr Haut- und Knochenreste auf; wegen C14-Messungen wurden diese Reliquien jetzt einer ägyptischen Mumie und dem -6. bis -3. Jh. zugewiesen [Jeanne].

Der Diebholzer Fund stammt von Jürgen v. Strauwitz, Dresden.

dpa (2013): Dachbodenfund · „Mumie“ aus Diepholz entpuppt sich als Plastikskelett;
Der Tagesspiegel, 25. 09.

<http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/dachbodenfund-mumie-aus-diepholz-entpuppt-sich-als-plastikskelett/8844318.html>

Jeanne (2007): Mumien-Schwindel bei Jeanne d'Arc; *Bild der Wissenschaft*; 21. 08.
http://www.wissenschaft.de/archiv/-/journal_content/56/12054/1613618/Mumien-Schwindel-bei-Jeanne-d'Arc/

*

Robert Schoch glaubt also, dass einige Moai-Figuren auf der **Osterinsel** wegen ihrer Verwitterung deutlich älter sind als die bislang angesetzten Jahre [2/2013, 314-317]. Da ich mehrmals auf der Osterinsel war, verwundert mich diese Meinung. Denn der Typus des Langschädlers mit über den Bauch gefalteten Händen ist immer gleich geblieben. Wer hier ein paar Jahrtausende mehr einfügen will, vielleicht gar bis ins -10. Jtsd., der würde einen ganz bestimmten Kunst-Typus über Jahrtausende hinweg völlig unverändert lassen. Es wird in dem Artikel auch ein bestimmtes Zeichen aus der Rongorongo-Schrift angesprochen, das mit Plasmaphänomenen vergleichbar sei. Vorsicht: Es kann nicht angehen, ein einziges Zeichen aus ungefähr 600 Symbolen, die sich auf 120 Grundbestandteile reduzieren lassen, herauszupicken.

Ein Kommentar von Bernhard Deutinger, Sydney

*

Buddhas Lebensdaten machen weiterhin kräftige Sprünge. 1992 hat der Herausgeber auf die große Schwankungsbreite hingewiesen, die das Jahr der Aufgabe seines Körpers erfahren hat: -2420, -2134, -1202, -544, -543, -486, -483, -480, -453, -368, -348, -328, -290, ergänzt um jene Daten, die 1988 auf einem einschlägigen Kongress im mittlerweile römischen Hedemünden diskutiert worden sind: Jahreszahlen zwischen -386 und -365 [Illig, 9]. *Wikipedia* [↔ Buddha] bezieht sich nach wie vor auf den damaligen Kongressveranstalter Heinz Bechert: „Die heute vorherrschenden Ansätze für die Todeszeit schwanken zwischen ca. 420 und ca. 368 v. Chr.“

Aktuell berichtet die FAZ über Grabungen an Buddhas Geburtsort Lumbini und erhofft sich dadurch Bestätigungen für sein Geburtsjahr -623, dem das Todesjahr -543 entspricht! Was ist bislang gefunden worden? Ein aus Ziegelsteinen gemauerter Tempel aus der Zeit vor König Ashoka (304–232), unter dem auch noch ein hölzernes Heiligtum nachgewiesen werden konnte [Gropp]. Aber auch damit fehlt noch ein zu großes Stück bis zurück ins -6. Jh.

Die klassische Rechnung ging anders: Ashoka wurde -268 zum König geweiht; 218 Jahre davor sei Buddha gestorben, also im Jahr -486. Da ein bald ersetzter Holztempel für das -4. Jh. spräche, sollte man Buddhas Sterbepjahr in eben diesem -4. Jh. belassen.

- Gropp, Rose-Maria (2013): Die Wurzeln des Buddha. Neue Grabungen am Geburtsort des Religionsstifters; *FAZ*, 10. 07.
- Illig, Heribert (1992): Wann starb Buddha? Indien am Beginn der Eisenzeit; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 7-15

*

Hermann Unterstöger ist 70 Jahre alt geworden. Als SZ-Mitarbeiter hat er in ca. 35 Jahren nicht nur Reportagen oder viele Folgen des *Sprachlabors*, sondern vor allem Tausende von *Streiflichtern* geschrieben, das legendäre, tägliche Entree der *Süddeutschen Zeitung*.

Mit diesem Autor verbindet sich eine Wende: 2002 darauf angesprochen, eine Rezension des Buches *Bayern und die Phantomzeit* zu schreiben, verfasste er nach mehr als drei Monaten redaktioneller Bedenkzeit keine Rezension, sondern das Porträt nur eines der beiden Autoren. Es war der Auftakt einer nicht abreißenwollenden Reihe ungeschriebener chronologiekritischer Buchrezensionen in der *SZ* – ausgenommen natürlich die überaus prompte, positive Kritik an Franz Krojers *Präzision der Präzession*, ebenfalls 2003.

Kühne, Ulrich (2003): Einstürzendes Himmelszelt. Phantomzeitloser: Für Franz Krojer steht das Mittelalter in den Sternen; *SZ*, 19. 07.

Roth, Wolfgang (2013): Streiflicht-Rekord für die Ewigkeit. SZ-Autor Hermann Unterstöger wird 70 Jahre alt; *SZ*, 25. 06.

Unterstöger, Hermann (2003): Willkommen im Jahr 1706! Ein streitbarer Gelehrter aus Grämfing will beweisen, dass die Menschheit um 297 Jahre betrogen wurde; *SZ*, 07. 02 [„Beschenkt“ statt „betrogen“ hätte es getroffen.]

*

Karls Reich wächst noch immer

Die *Aachener Zeitung* hat Prof. em. Johannes Fried anlässlich seiner neuen Karlsbiographie interviewt. Eine Frage von Peter Pappert lautete: Wie stark hat das Ausführen von Karls Aufträgen gewirkt?

„Prägt es noch unsere Gegenwart?

Fried: Ja, denken Sie nur mal an die englischen Grafschaften. Grafschaften gab es nur im Reich Karls des Großen. Überall, wo er Herrschaft etabliert hat, gibt es Grafen“ [Pappert].

So gab es wohl nicht nur die angelsächsische und die normannische, sondern dazwischen auch die fränkische Invasion. Wer hätte das gedacht?

Fried ist aber durchaus selbstkritisch, wenn er zu seinem Buch anmerkt: „Es sei allerdings schwer, Neues über Karl zu sagen, da es außer ein paar Kupfermünzen keine neuen Quellen gebe“ [Schauerte]. In der Tat gibt es keine neuen schriftlichen Quellen. Aber gerade Kupfermünzen wären bei Karls monometallischer Silberwährung [vgl. Fried 2013, 203, 215] ein sensationeller Zugewinn.

Fried, Johannes (2013): *Karl der Große · Gewalt und Glaube · Eine Biographie*; München

Pappert, Peter (2013): Das Thema: Karl der Große · In Aachen die Welt geprägt: Bildung, Kirche, Kultur. Der Historiker Johannes Fried hat intensiv über den Frankenherrscher geforscht. Er berät die Aachener bei den Karlsruhsausstellungen 2014. Und er ist sehr kritisch; *Aachener Zeitung*, 06. 11.

Schauerte, Heinrich (2013): Auf der Suche nach der Kindheit des Herrn im Eäzekomp [*]. Am Vorabend des Krönungsmahls stellt Professor Johannes Fried sein neues Buch über Karl den Großen im Ratssaal vor; *Aachener Nachrichten*, 25.10.

[* „Eäzekomp“ ist im Öcher Platt die Erbsensuppenschüssel. Damit ist der Brunnen auf dem Marktplatz gemeint, den Karl d. Gr. krönt. So die freundliche Erklärung durch einen Öcher = Aachener.]

*

Mehr Schein als Sein: „Carolinum“ in Osnabrück

Nach der Sachsenschlachtung gründet Karl um 800 das Bistum Osnabrück und lässt 804 eine Griechisch- und eine Lateinschule an der Domkirche einrichten, so eine zeitgenössische Urkunde. Sie wird heute für eine Fälschung des Osnabrücker Bischofs Benno II. gehalten (1068–1088). Obwohl die erste unbezweifelte Urkunde für die Domschule aus dem Jahr 1142 stammt, ist die Schule überzeugt, dass Benno einen echten, alten Urkundenteil in seine Fälschung integriert habe, weshalb sie sich als Carolinum und als ältestes Gymnasium Deutschlands bezeichnet [wiki → Gymnasium Carolinum (Osnabrück)].

Der Dom ist selbstverständlich unter Karl 785 gegründet worden. Leider haben ihn später die Wikinger gründlich zerstört. Auch von den nachfolgenden Bauphasen ist wenig zu berichten, da erst nach einem Brand um 1100 der heutige Dom allmählich seine Form annahm [wiki → Dom St. Peter (Osnabrück)]. Das Gymnasium liegt zwischen Dom und der Hase, gegen deren Sümpfe das Gelände angeböschd und abgesichert werden musste.

2012/13 konnte nach dem Abriss der Sporthalle und vor ihrem Neubau acht Monate lang gegraben werden, ein „hoch spannendes Gelände“ von 1.000 m², u.a. mit vier Abfallgruben. Es liegt direkt neben dem ältesten Siedlungsbereich der späteren Stadt. Der älteste Fund wird auf 1314 datiert. So sind die fünf Jahrhunderte früher angesetzten Karolinger praktisch auch in Osnabrück bewiesen...

Ein Fund von Werner Thiel, Greven

Seyfert, Gunhild (2013): Alte Schätze aus dem Hasesumpf. Archäologische Funde am Carolinum gehen bis auf das Jahr 1314 zurück; *Neue Osnabrücker Zeitung*, 7.11.

*

Köln, Archäologische Zone

Am 13. 11. erschein die Überschrift „Maulwürfe“ *graben vor dem Rathaus* bei *rp online* ins Netz, um darauf hinzuweisen, dass jetzt die Archäologen vor

der Rathauslaube graben. Die stets präsente Werbung zeigte direkt darunter das Google-Inserat: „Maulwurf Schussgerät · Gut und Sicher beim Experten kaufen“. Archäologen leben also in Köln gefährlich. Sven Schütte kann ein Lied davon singen, zumal seine Grabung gerade um ca. 8 Mio. € teurer wird.

Salchert, Monika (2013): „*Maulwürfe*“ graben vor dem Rathaus; *Rheinische Post*, 13. 11. <http://www.rp-online.de/nrw/staedte/koeln/maulwuerfe-graben-vor-dem-rathaus-ai-d-1.3813111>

*

Landesmuseum Zürich: Ausstellung „Karl der Grosse und die Schweiz“

Das Landesmuseum kommt nicht darum herum, die Ausstellungsbesucher mit einer Texttafel zu warnen: „In der Schweiz sind nur wenige Alltagsüter aus karolingischer Zeit erhalten.“ Für die Stadt Zürich ist sogar dies noch zu viel versprochen. Ausstellung und Katalog wissen von einem einzigen in Zürich gefundenen karolingischen Alltagsgut, einem Bronzeschlüssel.

„Bronzeschlüssel, 8./9. Jh. (stilistisch)

Zürich, Kantonsarchäologie

Karolinger Bartschlüssel eines Drehschlusses.

Fundort Zürich, Limmatquai 40...“

Die Größe ist nicht angegeben, sie beträgt ca. 8 cm. Im Katalog der „karolingischen Bauten und Meisterwerke“ innerhalb des Ausstellungskatalogs figuriert dieses Bronzeschlüsselchen, zum „Meisterwerk“ aufgebauscht, als einsamer Zürcher Zeuge. Ihn „stilistisch“ zu datieren, d.h. ohne jeden sicheren Kontext, ist rein willkürlich.

Ein Fund von Walter Lüssi, Winterthur

*

2010 bei unserem *Zeitenspringer*-Besuch auf **Frauenchiemsee** wunderten wir uns alle über die „aberwitzig ausgewetzte Schwelle“ am Kirchenportal [Illig, 13, 51]. Die fast 30 cm tiefe ‘Kerbe’ widerspricht völlig dem zu erwartenden Profil einer breitschwingenden, von zahllosen Füßen eingewetzten Vertiefung. Das Rätsel löst sich am Ostufer des Chiemsees. In der Filialkirche St. Johannes Bapt. bei Stöttham finden wir dieselbe tiefe ‘Kerbe’, aber nicht am Boden, sondern rechts am steinernen ‘Türgerüst’. Hier besitzt die tiefe ‘Kerbe’ noch ihre ursprüngliche Funktion: das Schlüsselloch zur Benutzung freizuhalten. Am Frauenchiemseer Münster muss beim Umbau des Portals [ebd. 67 f.] ein derartiger Schlüsselstein zur Schwelle umfunktioniert worden sein.

Illig, Heribert (2008): *Die Chiemseeklöster. Neue Sicht auf alte Kunst; Gräfelding*

*

Berlin. Das **längste Wort** der deutschen Sprache wurde ausgerangiert (63 Bst.): Rindfleischetikettierungsüberwachungsaufgabenübertragungsgesetz

Es wird ersetzt durch Kraftfahrzeug-Haftpflichtversicherung (dpa) – als wenn es nicht die Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitänswitwe gäbe ...

dpa (2013): Deutschlands längstes Wort hat ausgedient; *Kölner Stadtanzeiger*, 03. 06.

*

Verschwörungstheorie – alles klar

Bis vor kurzem ließ sich jede neue Argumentationskette mit einem einzigen verächtlichen Wort abtun: „Verschwörungstheorie“. Mit diesem Verdikt schien alles gesagt, vergleichbar mit „Päderast“ oder „Nazi“. Das hat sich mittlerweile erledigt:

„Von einer neutralen Beschreibung einer auf Indizien und Verdachtsmomenten beruhenden Hypothesenbildung zum diffamierenden Kampfbegriff im politischen Diskurs wurde er Anfang 1967 gemacht. Damals hatte die CIA in einem Memo an alle ihrer Stationen auf die wachsende Skepsis gegenüber der Warren-Kommission reagiert, die Lee Harvey Oswald als Einzeltäter des Kennedy-Attentats identifiziert hatte – und ihren Agenten und Presseleuten empfohlen, statt dem bis dahin im Zusammenhang mit der JFK-Ermordung gebräuchlichen Begriff »assassination theories« fortan »conspiracy theories« zu verwenden und deutlich zu machen, dass diese Verschwörungstheoretiker nicht an der Wahrheitsfindung interessiert sind, sondern ausschließlich staatsfeindlichen oder kommerziellen Interessen folgen.

Seitdem hat sich der Begriff als Denunziationsvokabel, mit der jede Debatte beendet werden kann, fest eingebürgert. Und sollte sich herausstellen, dass die Theorie richtig lag und es tatsächlich eine Verschwörung gab, heißt es: Das ist doch gar nichts Neues, war doch schon immer klar.“

Ergänzen ließe sich, dass damals CIA und FBI eng zusammenarbeiteten. Dem FBI stand Edgar Hoover vor, der 1967 als Begründer dieser Institution seit 43 Jahren im Amt war und alle US-Präsidenten ‘unter ihm’ kujonierte.

Bröckers, Mathias (2013): Wusste ich’s doch! NSA-Skandal. Bis vor ein paar Wochen war Verschwörungstheoretiker noch ein Schimpfwort. Inzwischen wollen viele selbst Verschwörungstheoretiker gewesen sein; *taz*, 07. 08.

*

Ausblick: Der zweite von sieben Bänden der Aachener Stadtgeschichte – *Aachen von den Anfängen bis zur Gegenwart* – ist wiederum vom Vorsitzenden des Aachener Geschichtsvereins, Dr. Thomas R. Kraus, herausgegeben worden: *Karolinger – Ottonen – Salier – 765–1137*: 400 Seiten für die Karolinger, vor allem archäologisch, dann 60 Seiten zu ihrem Geistesleben und 110 Seiten für die restlichen 250 Jahre.

Legt der *Mantis Verlag* noch ein Buch aus Anlass von Karls Jubeltag auf?

Register der Aufsätze 2009 – 2013

Diese Aufstellung setzt jene aus Heft 4/1998, 661 ff. und aus Heft 3/2008 für die Jahrgänge 21 bis 25 fort. Nach Heftnummer und Jahr steht jeweils die Seitenzahl. Die Namen der Autoren, die originär für die Zeitschrift geschrieben haben, sind fettgedruckt. Das vollständige, aktuelle Register findet sich unter www.fantomzeit.de

- Acheson**, Meldon: Nachdenken übers Nachdenken 1/12, 229-243
- Altinger**, Florent: Bei der Küstenforschung: Anzeichen einer Katastrophe ohne Auslöser? 1/10, 247-253
- Amann**, Peter: Das Ries – Impakt oder doch Gas? 1/10, 235-246
- Anwander**, Gerhard: Planet UnWissen: Wie man mit Hilfe Karls d. Gr. das Fernsehpublikum weiter verdummen kann 2/10, 477-488
- : Kritik am spätantiken Byzanz, insbesondere an Justinian I. 2/11, 402-423
 - : Jahrtausend-Katastrophen. Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa [mit Heribert Illig] 3/11, 722-728
- Bangerter**, Hans: Was tut man eigentlich, wenn man glaubt? Ein Beitrag zur Religions- und Moralkritik 2/13, 469-497
- Bannier**, Knut: Der Geist des Menschen 1/09, 32-38
- : Griechische Philosophie auf Abwegen 2/11, 280-284
- Bauer**, Joachim: Kreative Strategien in der Biologie. Neue Erkenntnisse aus den Genom-Projekten 3/09, 705-721
- Beaufort**, Jan: Arianer und Aliden. Über die gnostischen Ursprünge des Christentums und der *Shi'at 'Ali* 1/09, 92-108
- : Eine Sonnenfinsternis Theons von Alexandria. Vom Umgang mit antiken Finsternisberichten 1/10, 99-108
 - : In memoriam Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemietz [mit H. Illig/ A. Otte] 3/10, 521
- Benecken**, Werner: Stab · Faden · Lehm. Die Entstehung antiker Ornamente 2/09, 312-353
- Birken**, Andreas: - [Leserbrief zum Darwinismus] 3/09, 763 f.
- : Leserbrief zu Karl Popper 2/13, 456-459
- Blöss**, Christian: Entropie ist Licht. Die unvollendete Geschichte der Quantentheorie – und wie sie sich durch eine These zur Substanz von Entropie immerhin abrunden ließe 3/10, 734-746
- Bonaventura: Zeitensprünge um Darwin, 1804 publiziert 2/13, 448-452
- Boulanger, Nicolas: Kurze Wiederholung und Beschluss [aus *Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum*] 3/10, 573-578
- Dattenböck**, Georg: Bemerkungen zum heiligen Oswald 3/09, 639-643
- : Dietrich von Bern und die Markgrafen von Hachberg 3/13, 701-727
- Diebitz**, Stefan: Wie kommt Neues in die Welt? Anmerkungen anlässlich eines Sammelbandes 3/10, 747-755
- : *Ödipus und Echnaton*. Besprechung eines aktuellen Buches / Erinnerung an ein

- Werk Velikovskys 2/11, 260-269
- Diebitz, St.: Emergenz der Arten 3/13, 728-740
- Dumbs, Mathias:** Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr. 3/11, 581-610
- : Zur Datierung des Konstantinsbogens in Rom 1/12, 18-28
 - : Der Konstantinsbogen in Rom als posthumes Monument 2/12, 292-305
 - : Geschichtsschreibung in Zeiten der Archäologie 3/12, 516-520
 - : Hochdeutsch in seinen regionalen Varianten 1/13, 211-215
- Ernst, Ewald:** Haruns Münzen im Hafen von Haithabu. Jahrgenaue Datierung des Hafens durch Dendrochronologie? 2/10, 428-434
- : Kommentar zu Andreas Otte [ZS 1/2012]. „Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom“ 2/12, 370 f.
- Ernst, Otto:** Zu Heinsohns Sumerer-Buch 1/09, 43-46
- : Zu den DNA-Analysen an Mumien aus der Amarna-Zeit [und eine Ergänzung durch HI] 1/10, 65-68
 - : Zur Genealogie der Amarna-Herrscher 2/11, 270-276
 - : Nofretete und Echnaton. Neues zur Genealogie der Amarna-Herrscher 3/12, 521-533
 - : Echnaton und Nofretete. Tutanchamuns mögliche Eltern 2/13, 285-296
- Fischer, Konrad:** Auszug aus G. Le Bon: *Psychologie der Massen* 2/11, 509-511
- Frank, Werner:** Bemerkungen zur Gregorianischen Kalenderrestitution und zu den Jahreseckpunkten unter Augustus 2/10, 457-464
- : *Vom Urknall zum Durchknall*. Die abstruse Jagd nach der Weltformel. Eine Rezension [Alexander Unzicker] 2/11, 505-508
 - : Fundsache zum Thema: Nicaea und die Kalenderreform von 1582 2/12, 420-423
 - : D. Steinmetz und die Kalenderreform 1582. Eine Rezension 3/12, 698-701
 - : Zwei Bücher über das Unbehagen an der heutigen Physik. Rezensionen 1/13, 242-245
- Franz, Dietmar:** Hans Constantin Faußner – Wibald von Stablo – Thietmar von Merseburg 1/09, 231-249
- Friedrich, Volker:** Das Römerlager im unterfränkischen Kronungen. Örtlichkeit und Rechtslage [mit W. Nöllner u. K.A. Seel] 2/09, 369-373
- : Der Stern von Bethlehem. Himmelsereignisse des 4. Jahrhunderts untermauern Illigs Phantomzeit 1/10, 69-95
 - : Eiskerne und Chronologie-Rekonstruktion. Antarktischer Eiskern von +535 gehört ins 3. Jahrhundert (Römische Reichskrise) 1/12, 42-63
 - : - [Zwei antike Tsunamis; Leserbrief] 1/12, 250 f.
 - : Die fränkische Herrscherliste Bischofs Godmar von Gerona, 939/40 1/13, 73-94
- Giesinger, Norbert:** Mondfinsternisse und Jupiterbedeckungen. Ein Querverweis zur Phantomzeitdauer? 2/11, 355-366
- : Die rückgerechneten Sonnenfinsternispaare von 418 / 447 AD und 939 / 968 AD 1/13, 216-231
- Glahn, Alexander:** Die Besiedlung Britanniens durch Germanen 1/10, 116-136
- : Hengist, Horsa und der Danelag. Verdoppelte „englische“ Geschichte 3/12, 650-

- Glötzner**, Johannes: Abgedankt und ausgetrickst. Eine Reminiszenz 1/13, 202-205
- Günther**, Karl: Christentum und Judentum – wer hat wen beeinflusst? 3/12, 582-611
- : Wann war und was ist Javne? Das rabbinische Judentum schafft seinen Gründungsmythos 2/13, 342-252
- Hamacher**, Anne: Mittleres Reich und Nubien. Zur neuen Chronologie von Klaus Weissgerber 1/11, 212-214
- Haumann**, Raphael: Zu Werner Franks Kritik an meinem Buch *Die Physik des Nichts* 460-461
- Heinitz**, Volker: Kreisgrabenanlagen in Sachsen-Anhalt 2/09, 276-284
- : Rätselhaftes Zinn 3/10, 579-586
- : Rätselhaftes Zinn - eine Fortschreibung 3/11, 517-520
- : Flurname „Kuhtanz“ 1/13, 130-140
- Heinsohn**, Gunnar: Menschenopfer in Ur: Stratigraphie und Alter 1/09, 47-51
- : Italien bis zum Stiefelabsatz: Das Salento ohne Frühmittelalter 2/09, 452-468
- : Weltfinanzkrise als Katastrophe der ökonomischen Theorie 3/09, 722-740
- : Dreimal verbrannt: Schahr-e Suchte im Sistan-Becken 1/10, 7-17
- : Also doch Sex mit dem Neandertaler 2/10, 260-264
- : Die Enttäuschung der Arbelá-Ausgräber in Kilik Mishik 2/10, 299-302
- : Qatna: -2600, -1600 oder -600 ? 3/10, 587-608
- : Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde? 1/11, 164-193
- : „Wie Fischbrut“ im Meer 1/11, 218-219
- : Ist die Spätantike eine Phantomzeit? 2/11, 429-456
- : Bato und Attila. Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels 2/11, 457-473
- : Österreich ohne Spätantike 3/11, 618-646
- : Aventicum: Roms helvetische Hauptstadt 3/11, 647-650
- : Lappentaucher und Dinosaurier 3/11, 736-741
- : Nur 3. und 6. Jahrhundert im Münzhort von San Giusto 1/12, 64-73
- : 230er Reichskatastrophe im Imperium Romanum und in Aachen 2/12, 345-369
- Hofmann**, Karl: Karlskult in neuer Perspektive. Phantomzeitthese und historische Kairologie 3/10, 705-733
- Illig**, Heribert: Jan Assmanns „kulturelles Gedächtnis“ im Forschungskontext. Eine Rezension samt einer Betrachtung [mit F. Siepe] 1/09, 52-62
- : Anmerkung [zu K. Weissgerber 1/2009, 109-138] 1/09, 138
- : Fehlende Kreuzgänge und Benediktiner. Entwicklung von Bautyp und Orden 1/09, 194-219
- : Ein Silberpfennig auf der Goldwaage. Der solitäre ‘vorkönigliche’ Pippin-Denar 1/09, 220-223
- : Armseliges Köln – romreiches Aachen 1/09, 224-230
- : Fälschungen aufdecken und publik machen. Historische Krimis von Monaldi & Sorti. Eine Rezension 1/09, 250-255
- : Karlsblüten in allen Frühlingsfarben 1/09, 256-258
- : Räder · Wagen · Wege. Scheibenrad, Speichenrad und Streitwagen 2/09, 260-

- Illig, H.: Aachen im Glück? Köln · Rowley · P.M. · Legler · Osnabrück 2/09, 473-487
- : Hat es sich ausgeprotst? Eine fast surreale Szene 2/09, 488-491
 - : Abschied vom Darwinismus. Seit Jahrzehnten erwartet: Joachim Bauers Ansatz 2/09, 492-498
 - : Dacqués Erdzeitalter, achtzig Jahre später. Aktualismus und Katastrophismus 2/09, 499-508
 - : Funde, Befunde und Interpretationen 2/09, 509-514
 - : Das Labyrinth. Verwirrung über zwei dark ages hinweg 3/09, 516-544
 - : Zwischen Arius und Athanas. Eine Standortbestimmung 3/09, 612-619
 - : Santiago de Compostela. Erfindung einer besonderen Wallfahrt 3/09, 644-663
 - : Flechtwerk und Planetenlauf. Eine Beobachtung 3/09, 684-694
 - : Abschied von Salai. Die fortgesetzte Fälschungsaufklärerei enttäuscht. Eine Rezension 2/09, 700-702
 - : Alfred de Grazia. 90. Geburtstag am 29. 12. 2009 3/09, 743-745
 - : Chronologie – die Schande der Ägyptologen. Zur Ehrenrettung von August Knötel 1/10, 44-51
 - : Weihnachten und Ostern – ihre heutigen Datierungen. Eine Hilfestellung 1/10, 96-98
 - : Bayern unter den Römern. Eine Rezension 1/10, 109-115
 - : Beda multiplicabilis: Ein Wissenschaftler des 11. Jh. als Sammelbegriff 1/10, 163-168
 - : Jubiläum: Zehn Jahre Warten auf Schütte. Eine Würdigung 1/10, 198-208
 - : Fomenko und die Folgen. Pompeji als Beispiel für historisches Freibeutertum 1/10, 218-234
 - : Bunte Vielfalt 1/10, 253-258
 - : Die Erfindung des jüdischen Volkes. Rezension 2/10, 303-309
 - : Vorsicht: Fischgenuss lässt Ihre Knochen altern! Eine C14-Glosse 2/10, 425-427
 - : Münzen zur Wikingerzeit. Drei Bezugsjahre für die Hidschra-Rechnung 2/10, 435-456
 - : J. Fried widerlegt eigene Memorik und missachtet Prioritäten. Auch M. Kerner beginnt zu fiktionalisieren 2/10, 465-476
 - : WikipediA und die Wahrheit. Erfahrungen mit einem Mammutprojekt 2/10, 489-496
 - : August H. C. Gelpke, Katastrophist 2/10, 503-507
 - : Diverses 2/10, 510-514
 - : Chiemseefreuden in Aiterbach. Das Jahrestreffen am 30./31. Oktober 3/10, 517-520
 - : In memoriam Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemietz [J. Beaufort/ A. Otte] 3/10, 521
 - : Ötzi im Hochgebirge bestattet? Römische Wissenschaftler bieten Bozen Paroli 3/10, 525-527
 - : Boulanger und Adam Weishaupt. Katastrophistisches bei den Illuminaten 3/10, 554-572
 - : Germania und/oder Ultima Thule? Eine Rezension 3/10, 608-611
 - : Mittelalterliche Aktivitäten von Aachen bis Wien 3/10, 640-647

- Illig, H.: Logik und Ökonomie der Fälscher: Primat des Papstes · Heiraten und Kinder bei Merowingern und Karolingern · Photios I. 3/10, 662-685
- : Abwehrk(r)ämpfe bei WikipediA. Wissenschaftler diffamieren inkognito 694-704
 - : Nicht zuletzt 3/10, 769-770
 - : 20 Jahre erfundenes Mittelalter. Ein Rück- und Ausblick 1/11, 5-9
 - : Aktuelle Kontroversen 1/11, 10-28
 - : Die Debatte um das erfundene Mittelalter. Stimmen der Gegner und seiner Verteidiger 1/11, 29-50
 - : Aktualitäten aus der Karolingerzeit. Zwischen Madrid, Aachen, Höxter, Dubrovnik – Wikinger und Konstantin VII. 1/11, 51-64
 - : Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre. Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter 1/11, 65-76
 - : Vom Palasträtzel zur Null [Heinrich Hemme: *Die Palasträtzel*] 7/11, 7-82
 - : Wahr wird falsch und falsch wird wahr. Eine Preisung [von Rüdiger Schaper: *Die Odyssee des Fälschers*] 1/11, 194-196
 - : Keltenausstellung in Völklingen. Ein Bericht 1/11, 215-217
 - : Waldseemüller, Karten und Amerika. Eine Rezension [Toby Lester: *Der vierte Kontinent*] 1/11, 249-254
 - : Das Wirken der Zisterzienser. Eine Ergänzung 2/11, 285-290
 - : *Capitulare de villis* als Verwaltungsorgie. Eine Betrachtung 2/11, 295-304
 - : Kölns Leiden an der Archäologischen Zone. Eine Zustandsbeschreibung 2/11, 305-308
 - : Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuanatz 2/11, 339-354
 - : Byzanz im Visier. Zwischen Erinnerung und Zukunft 2/11, 424-428
 - : Starb Karl der Große in Pompeji? Eine Roman-Rezension [Oliver Henkel: *Die Zeitmaschine Karls d. Gr.*] 2/11, 474 f.
 - : Sieben Severine. Eine Zusammenschau 3/11, 527-535
 - : Die Befestigungen von Rom und Konstantinopel 3/11, 536-550
 - : Reichskirche, Konstantin und Theodosius. Gedanken zu einer Konstantin-Biographie [von Rolf Bergmeier] 3/11, 611-617
 - : Verdoppelte Phantomzeit? Eine Abwägung 3/11, 651-680
 - : *Das Reich Karls des Großen*. Eine Kritik 3/11, 715-721
 - : Jahrtausend-Katastrophen. Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa [mit Gerhard Anwander] 3/11, 722-728
 - : Die ersten Amerikaner in Europa 1/12, 11-14
 - : Rubikon – wo der Würfel fiel. Ein politisches Kalenderblatt 1/12, 15-17
 - : Die Kaiserliste. Die Sicht um 1500, um 1150 und davor 1/12, 29-41
 - : Ostia antica, Roms Hafenstadt. Ausgrabung contra überlange Zeitkürzung 1/12, 99-124
 - : Das Mysterium der Zeit. Eine Rezension 1/12, 171-179
 - : '10 kleine Karolinger'. Ihre einstige Krypta von Sant'Antimo 1/12, 180-183
 - : Aachens Baudatum im Einklang mit allen Indizien 1/12, 187-196
 - : Zwischen Aachen und Impakten. Kurios bis bedenkenswert 1/12, 247-258
 - : Dr. Klaus Weissgerber. Ein Nachruf 2/12, 260 f.
 - : Weissgerber, Klaus: Die Pharaonen bis Alexander [Herausgabe] 2/12, 262-265

- Illig, H.: Altes Blutopfer in Gegenwart und Zukunft 2/12, 266-288
- : Die vergessenen Samaritaner. Ein Hinweis 2/12, 289-291
 - : Untergang der antiken Kultur. Rolf Bergmeier benennt den Hauptverantwortlichen. Eine Rezension 2/12, 342-344
 - : Auch Phantomzeit kann fiktiv sein. Eine Antwort auf Gunnar Heinsohns doppelte Phantomzeit 2/12, 394-419
 - : Aachen auf dem Reißbrett. Ulrike Heckner entwirft die Pfalzkapelle 2/12, 424-431
 - : Rein in die Karolinger – raus aus den Karolingern. Ibbenbüren · St-Maurice d' Agaune · Quedlinburg 2/12, 432-439
 - : Blinder Glaube an Poggio Bracciolini. Stephen Greenblatts Annäherung. Eine Rezension 2/12, 453-359
 - : Zeiteinsparungen querbeet 2/12, 502-514
 - : Sine granum salis 3/12, 520
 - : Gold in Echnatons Grab. Eine Anmerkung zu A. Grimm und H. Schlögl 3/12, 534-541
 - : Querelen um Qumran. Eine aktuelle Retrospektive 3/12, 542-572
 - : Opferreligionen heute und jüdischer Glaube als neue Religion nach +70 3/12, 573-581
 - : Aachen nimmt sich unter die Lupe. Eine Rezension 3/12, 617-633
 - : Frauenchiemsee offiziell wieder jünger 3/12, 646-649
 - : Wohin gehört die Tang-Dynastie? Eine Sichtung 3/12, 677-697
 - : Nährende und veraltende Elektrizität? Eine Rezension 3/12, 732-734
 - : Verschiedenstes 3/12, 765-770
 - : Gerhard Anwander: 11. 6. 1945 – 17. 1. 2013. Ein Nachruf 1/13, 5-7
 - : Dr. Detlef Suhr: 3. 11. 1962 – 28. 1. 2013. In memoriam 1/13, 8
 - : Horken, Krohne, Krieg, NS-Zeit. Ein Prähistoriker aus Gräfelting 1/13, 9-29
 - : Amtsinsignien des Pharao. Herrscher über Beduinen und Bauern 1/13, 67-72
 - : Kölner Geklügel anno 2013 1/13, 95-112
 - : Mittellatein und Karls Renaissance [mit Jens Kämmerer] 1/13, 183-189
 - : Was wissen wir vom frühen Islam? 1/13, 190-201
 - : Der Fluch des 20. Jahrhunderts. Richard von Schirach über die Atombombe. Eine Rezension 1/13, 246-251
 - : Neues aus allen Zeiten 1/13, 252-258
 - : Neue Pyramidenbauvorschläge. Bücher von Horst Leidel und Frank Müller-Römer 2/13, 260-281
 - : Ägyptische Tempel – griechisch-römisch kopiert 2/13, 297-304
 - : Das neue Ägyptische Museum München. Eine Sichtung 2/13, 305-308
 - : Kraggewölbe bis zur Gegenwart 2/13, 335-341
 - : Aquileia und Grado. Zwei konkurrierende Bistümer vom frühen Christentum bis zum Hochmittelalter 2/13, 353-382
 - : Unvereinbare Königskinder 2/13, 413-414
 - : Erstmals ein Archäologe! *Das erfundene Mittelalter* wird in Graz diskutiert 426-443
 - : Von Graz nach Gräfelting durch etliche Untiefen 2/13, 444-447
 - : Karl Popper und Charles Darwin. Zur Diskussion 2/13, 453-455

- Illig, H.: Antwort auf Raphael Haumann 2/13, 461-464
- : Abschluss der zehnbändigen *Kriminalgeschichte des Christentums* von Karlheinz Deschner. Ein Dank 2/13, 465-468
 - : Kleinfunde, Randbefunde 2/13, 511-514
 - : Satan oder Lucifer · Eine grundsätzliche Velikovsky-Kritik 3/13, 539-561
 - : Alexander – ruhelos wie eh und je. Zur Rosenheimer Ausstellung einige Notizen 3/13, 562-566
 - : Die Entdeckungen Amerikas zwischen Legenden und Fakten. Eine Sichtung zum Diffusionismus 3/13, 583-598
 - : Häresie in Aquileia. Eine Übersicht 3/13, 612-616
 - : Protokoll der Podiumsdiskussion am 14. Mai 2013 im Meerscheinschlösschen der Karl-Franzens-Universität in Graz 3/13, 617-648
 - : Kommentar zur Podiumsdiskussion in Graz 3/13, 649-652
 - : Die Jungsteinzeit im Mittelalter? Eine Ginenthal-Rezension 3/13, 653-667
 - : Wie gingen die Uhren in England? Steve Mitchells Phantomzeiten. Eine Rezension 3/13, 668-676
 - : Vielleicht ein Versuchsballon? Eine Korth-Rezension 3/13, 677-681
 - : Industrielle Revolution im Mittelalter. Mühlen, Hämmer und Kanäle 3/13, 682-697
 - : Vom Großinquisitor und von den Karolinger. Ein Literaturfund 3/13, 698-701
 - : Von Buddha zur Verschwörungstheorie. Diverses 3/13, 741-749
- Kämmerer, Jens:** „*Bedenken zur Vorgeschichtsforschung*“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Zweifels 3/10, 522-524
- : Mittellatein und Karls Renaissance [mit Heribert Illig] 1/13, 183-189
- Kaltenstadler, Wilhelm:** Dattenböck und das Nibelungenlied. Eine Buchbesprechung [*Heinrich von Hag/Ofterdingen: Verfasser des Nibelungenlieds*] 2/11, 476 f.
- Kerner, Martin:** Die Horizontbögen der Nebra-Scheibe 1/09, 39-42
- Koch, Marianne:** Schliemanns Erbe und Osnabrücks fälschungsgesättigte Gründerzeit 1/09, 664-678
- : Glaube – Kredit. Ein rechtsgeschichtlicher Blick auf die Eigentumsverhältnisse von Kirche und Tempel 2/10, 339-358
 - : Glaube und Kredit. Ein rechtsgeschichtlicher Blick auf die Eigentumsverhältnisse von Kirche und Tempel - Teil 2 1/11, 134-163
 - : Zeitenspringers Freud und Leid 1/12, 74-98
 - : Römische Rechtspflegeentwicklungen von Augustus bis Justinian 2/12, 306-334
 - : Anmerkung aus aktuellem Anlass 2/12, 392 f.
- Köhler, Siegwart:** Zu den Sachsen. Eine Antwort auf Alexander Glahn [2008] 1/09, 88-91
- Kustka, Otto:** - [Leserbrief zu Heinsohn 2/2011] 3/11, 749 f.
- Laszlo, Renate:** Runeninschrift und Weinfassrästel 1/09, 168-193
- : Der englische Chronist Æthelweard. Neues über die Phantomzeit 2/09, 428-451
 - : Die Handschrift Troyes von Wilhelms. *Gesta Regum Anglorum* 3/09, 620-638
 - : Der ehrwürdige Beda und der heilige Cuthbert 1/10, 137-162
 - : Der altenglische Gelehrte Alkuin von York 2/10, 359-388

- Laszlo, R.: Der altenglische Gelehrte Alkuin von York (II) 1/11, 83-106
- : Warum muss Alkuin in der Phantomzeit sterben? 2/11, 309-338
 - : Der angelsächsische *Codex Exoniensis* 3/11, 681-698
 - : Das elfte Rätsel des Exeterbuches 1/12, 197-211
 - : Das 40. Rätsel des angelsächsischen Exeterbuches 2/12, 444-452
 - : - [Leserbrief zum eigenen Aufsatz in 2/2012] 3/12, 765
 - : Simeons *Geschichte der Kirche v. Durham* 1/13, 141-169
 - : Ein neu entdecktes Rätsel des Exeterbuches 1/13, 170-182
 - : Die altenglische Literatur bestätigt die Phantomzeit 2/13, 383-399
 - : Die Schlacht bei Argentoratum (Straßburg) oder das Rätsel über den Panzer 2/13, 400-412
- Le Bon, Gustave: Beeinflussbarkeit und Leichtgläubigkeit der Massen [Zitat, ausgewählt von K. Fischer] 2/11, 509-511
- Legler, Rolf**: Replik auf Illig: Fehlende Kreuzgänge ... [1/2009] 2/09, 469-472
- Lewin, Karl-Heinz**: Trierische Spätantike (Trier III). Noch unchristlich oder schon Phantomzeit? 1/12, 125-154
- Löhner, Franz**: Kupfer gegen Granit? Eine Anmerkung 2/13, 282-284
- Lüling, Günter** (2013): Das verfälschte Geschichtsbild der Alten Welt im jüdischen Alten Testament 1/13, 34-66
- : Neue Perspektiven für ein neues historisches Geschichtsbild für die in „Palästina“ seit -1150 nach einem Neuanfang suchenden Völkerschaften 3/13, 523-538
- Meisegeier, Michael**: Phantomzeitliche und phantomzeitnahe Bauten in Thüringen und Sachsen-Anhalt 1/10, 177-197
- : Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel 3/10, 612-639
 - : Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh! Teil 2: Italien (ohne Rom) und Thessaloniki 2/11, 375-401
 - : Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh! Teil 3: Tebessa, Syrien, Frankreich 3/11, 551-580
 - : - [Leserbrief zu 2/2012, 432 ff.] 3/12, 765 f.
- Müller, Zainab-Angelika**: Über das Verwalten schriftlicher Schätze (Zustände in den Islamwissenschaften II) 1/09, 139-167
- : Zur Identität der „Arianer“ (Teil I) 2/09, 374-397
 - : Zur Identität der Arianer (Teil II) 3/09, 585-611
 - : Zu Klaus Weissgerber [Leserbrief] 3/09, 759-762
 - : - [Leserbrief] 1/10, 254
 - : Caesar, der Elefant und die ‘arabische Ära’ 2/10, 411-424
 - : - [Leserbrief vs. Weissgerber] 2/10, 508 f.
 - : Leserbrief [zu K. Weissgerber: „Islamica IX“] 1/11, 256
 - : Leserbrief [zu M. Meisegeier: Frühchristlicher Kirchenbau] 1/11, 256 f.
 - : Von der Mühle ... und dem Untergang Roms. Gedanken zu einer aktuellen Debatte 2/12, 335-341
- Nöller, Werner**: Das Römerlager im unterfränkischen Kronungen. Örtlichkeit und Rechtslage [mit V. Friedrich u. K.A. Seel] 2/09, 369-373

- Otte, Andreas:** Das Elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil III 1/09, 4-31
- : Varianische Variationen 2/09, 354-361
 - : Paul Höfer: *Die Varusschlacht*. Eine reichlich verspätete Rezension 2/09, 362-368
 - : *Ex oriente lux? Wege zur neuzeitlichen Wissenschaft* 3/09, 695-699
 - : „2012“. Eine cineastische Erfahrung 3/09, 703 f.
 - : mantis-verlag.de – runderneuert 1/10, 4-6
 - : Bischof Meinwerk. Gedanken im Umfeld einer Ausstellung 1/10, 209-217
 - : Ausstellungspotpourri 2/10, 310-320
 - : Erkundung des Elektrischen Universums. Ein Vortragstag mit Wallace Thornhill 2/10, 497-502
 - : In memoriam Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemiets [J. Beaufort/ H. Illig] 3/10, 521
 - : SIS und die Phantomzeit 1/11, 107-128
 - : „Holy Warriors“ von John J. O’Neill. Rezension 1/11, 129-133
 - : Bill Gaede’s „Why God doesn’t Exist“. Eine Radikalkritik der mathematischen Physik [Rezension] 2/11, 478-493
 - : Crackpots of the world – unite! Die 18. jährliche Konferenz der *Natural Philosophy Alliance* 2/11, 494-504
 - : Der 6. Tag der antiken Numismatik. Münzen, Medaillen und Siegel 3/11, 521-526
 - : Stratigraphie und Chronologie. Prinzipien der natürlichen Stratigraphie, kritisch hinterfragt 3/11, 729-735
 - : Gespenstische Physik. Die Verleihung des Physik-Nobelpreis 2011 3/11, 742-748
 - : Zur Stratigraphie unter dem Kölner Dom. Grabungsprofile, Böden und Schwarze Erde 1/12, 155-170
 - : Electric Universe Conference 2012. The Human Story 1/12, 212-228
 - : Irrungen und Wirrungen 2/12, 372-391
 - : Immanuel Velikovskys Werk im Überblick. Inhalte, Reaktionen und eine unsägliche Affäre 2/12, 460-474
 - : Geologie im Elektrischen Universum 2/12, 475-501
 - : Neues aus Corvey 3/12, 612-616
 - : Veranstaltungen – hier und dort 3/12, 702-709
 - : Geologie im Elektrischen Universum. Überlegungen zu Kohle und Erdöl 3/12, 710-731
 - : »Die Physik des Nichts«. Ein Darstellungsversuch 3/12, 735-751
 - : Homer an der Ostsee. Felice Vincis Buch ins Deutsche übersetzt 1/13, 30-33
 - : Neues von der bikameralen Psyche. Die Aktivitäten der *Julian Jaynes Society* 1/13, 206-210
 - : Electric Universe 2013 – The Tipping Point. Ein Konferenzbericht 1/13, 232-241
 - : *Forgotten Civilization*. Rezension, Zusammenschau und Spekulation 2/13, 309-334
 - : Ein sicherlich gut gemeinter Versuch: Thomas Hattemer – *Die verfälschte Antike* 2/13, 415-425
 - : Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Hans Giffhorns Buch über das Chacha-

- poya-Rätsel; 3/13, 567-582
- Otte, A.: Driftstudien und Nikotinkonzentrationen. Dissertation von Dominique Gör-
litz 3/13, 599-611
- Paraschiv**, Cornelius: Scythia minor – Dobrudscha. Dreihundert leere Jahre? 3/09,
679-683
- Radke**, Ralf: Alles eine Frage des Glaubens? Ein Versuch, die 19. ägyptische Dynas-
tie zu rehabilitieren 1/11, 206-211
- Ristow**, Klaus: Christliche Eremiten auf dem Disibodenberg 2/11, 291-294
- Schapiro**, Meyer: Ein Relief in Rodez und die Anfänge der romanischen Plastik in
Südfrankreich. Auszüge 2/12, 440-443
- Schieß**, Norbert: Drei verschiedene Stammbäume zur DNA-Analyse des Zahi Hawass
an Mumien der Amarnazeit 2/10, 289-298
- Seel**, Karl August: Das Römerlager im unterfränkischen Kronungen. Örtlichkeit und
Rechtslage [mit W. Nöller u. V. Friedrich] 2/09, 369-373
- Siepe**, Franz: Jan Assmanns „kulturelles Gedächtnis“ im Forschungskontext. Eine
Rezension samt einer Betrachtung [mit H. Illig] 1/09, 52-62
- Speidel**, Markus O.: Balder und Loki auf germanischen Münzen 1/09, 77-87
- Spieker**, R.: Zu Renate Laszlo sowie zu Klaus Weissgerber [Leserbrief] 3/09, 759 f.
- : Labyrinth des Gilgamesch 1/11, 220-248
- Strauwitz**, Jürgen von: Das Erbe der Väter – die Fragen der Enkel 3/13, 519-522
- Suhr**, Detlef: Die Karlsleiche Ottos III. Medizinische Wertung einer Gruselgeschichte
3/11, 705-714
- : Einhard und der konstruierte Tod Karls des Großen 3/12, 634-645
- Thiel**, Werner: Datierungspotpourri zur Leerzeitfüllung 3/11, 699-704
- : Münsteraner Datierungssprünge 1/12, 184-186
- Voigt**, Ulrich: Leserbrief [zur Darstellung seines Vortrages] 1/11, 255 f.
- Weiss**, Claudio: Laudatio Prof. Gunnar Heinsohn 3/09, 742 f.
- Weissgerber**, Klaus: Suche nach Nofretete (Aegyptiaca XIV) 1/09, 63-76
- : Phantomzeit, früher Islam und die Zeitären. Alte und neue Thesen (Islamica VI)
1/09, 109-138
- : Die frühen Pharaonen I (Aegyptiaca XV) 2/09, 285-311
- : Mekka, Muhammad und Ali. Chronologische Überlegungen (Islamica VII) 2/09,
398-427
- : Die frühen Pharaonen II (Aegyptiaca XVI) 3/09, 545-574
- : Neues über Nofretete? 3/09, 575-584
- : Die frühen Pharaonen III (Aegyptiaca XVII) 1/10, 18-43
- : War Tutanchamun ein Inzest-Kind? Erste Bemerkungen zu einer neuen These
(Aegyptiaca XIV/3) 1/10, 52-64
- : Zur jüngsten Islam- und England-Diskussion. Persönliche Bemerkungen (Islamica
VIII / Britannica I) 1/10, 169-176
- : Die frühen Pharaonen IV (Aegyptiaca XVIII) 2/10, 265-288
- : Zur polnischen Frühgeschichte (Polonica I). Allseitige Überlegungen unter beson-

- derer Berücksichtigung Krakaus 2/10, 389-410
- Weissgerber, K.: Die frühen Pharaonen V (Aegyptiaca XIX) 3/10, 528-553
- : Plädoyer für die „Arabische Ära“. Mit Gedanken zur Münzproblematik (Islamica IX) 3/10, 648-661
 - : Die Slawenapostel und das Mährische Reich. Chronologische Überlegungen (Slavica V) 3/10, 686-693
 - : Altanatolische Randregionen (II). Neue Bücher zu Troia und Ahhijawa (Hethiter VI / Hellenica IV) 1/11, 197-205
 - : Zu den Fragen eines kritischen Lesers (Aegyptiaca XX) 2/11, 277-279
 - : Zu Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennitus 2/11, 367-374
 - : Ägyptische Notizen (Aegyptiaca XXI) 1/12, 4-10
 - : Ein weiterer Zeitsprung (samt Zweitsprung durch H. Illig) 1/12, 244-246
 - : Die Pharaonen bis Alexander [ediert durch H. Illig] 2/12, 262-265
- Wirsching**, Armin: Exkurs zu Widukind von Corvey. Awaren – Ungarn – Karl der Große 1/13, 113-129
- Zuberbühler**, Robert: Vorschlag für ein erweitertes Konzept 2/10, 321-338
- : Vermutungen zum Thema *Emergenz* 2/13, 498-510

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen oder Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe S. 750 unter „Aufsätze“.

Die Stichwortverzeichnisse für alle Zeitschriftenausgaben/*Bulletins* finden sich (ab 1984) genauso wie die Stichwortverzeichnisse aller Mantis-Bücher zusammengefasst unter www.chrono-rekonstruktion.de

- | | |
|---|-----------------------------------|
| Aachen 518, 748 | Ahriman 542 |
| Pfalzkapelle 99, 623, 656, 695 | Ahura Mazda 542 |
| Abbasiden 198 | Ai 36 |
| Abd al-Malik 191 | Akademien der Wissenschaft 641 |
| Abd-ar-Rahman III. 73, 624 | Akkader 537 |
| Abendstern (Hesperos) 539 | Albrecht, Gisela 328 |
| Abora-Fahrten 592, 603 | Albright, William F. 534 |
| <i>Adams Kampf</i> 542 | Aldhelm v. Malmesbury 396, 406 |
| Ägyptische Plagen 552 | Alexander d. Gr. 562 |
| Ägyptologie 45, 67, 260, 282, 285, 297, | <i>Alexanderroman</i> 563 |
| 305, 513, 514, 523, 551 | Alexandria, Mausoleum 565 |
| 4. Dynastie 260 | Alkuin v. York 145, 169, 389, 413 |
| 12. Dynastie 663 | Al-Masudi 73, 586 |
| Aeneas 545 | Alma-Teleskop-System 152 |
| Äquinoktien 419, 628, 658, 669 | Altar 72 |
| Aethelweard 384 | Altenglisch 396 |
| Afanasjew, Georg 539 | Althoff, Gerd 119 |
| Agilolfingerpfalzen 623, 650 | Alvarez, Walter 555 |

Alvé, Hannes 557
 Al-Yamin 535
 Alzeco 84
 Amarna 551
 Amazonas-Gebiet 572
 Amenophis III. 287
 Amerika, Entdeckung v. 567
 Eisen 576
 Kraggewölbe 582
 Hartsteinbearbeitung 578
 Rad 576
 Schrift 576
 Töpferscheibe 576
 Tuberkulose 570
 Amnesie 554
 Amphilochos 63, 527
 Ampyx 527
 Annalen v. Ulster 662
 Anthropochorie 602
 Anwander, Gerhard 4, 5, 443, 520
 Anwander, Susanne 6
 Aphrodite 547
 Apokalypse d. Johannes 679
 Apophis (Asteroid) 3
 Aquae Flaviae 216
 Aquileia 353, 612
 Basilika 357
 Mosaik 358
 Arabia felix 536
 Arabische Kultur 624
 Archäoastronomie 216, 644
 Archäopterix 514
 Arco (Gardasee) 725
 Argentoratum, Schlacht v. 400
 Argo, Schiff 530
 Argonautensage 60, 526, 583
 Arianismus 415
 Aristoteles 575, 585
 Arius 615
 Arrian 564
 Artentstehung 728
 Ashoka, Kg. 744
 Astronomie, bronzezeitl. 136, 654
 Athanasius 615
 Athene 547
 Atkinson, Richard 654
 Atlantis 17, 61, 309, 555, 584
 Atombombe 246
 Aton-Kult 288
 Attila 124
 Augustinus 435, 635
 Augustus, Geburtstag 422, 658
 Auornis (Urwogel) 514
 Awaren 81, 113, 438, 642
 Azoren 572
 Baals-Kult 532
 Babylon / 534, 540, 563
 Hängende Gärten 304
 Bad Neustadt/Saale 691
 Baer, Karl Ernst v. 737
 Baiern/Bajuwaren 84, 254, 436, 442, 625
 Baillie, Mike 555
 Balearen 574
 Bamler, Johann 741
 Bangerter, Hans 257, 464
 Bauer, Joachim 457
 Baumwollverbreitung 590, 599
 Bayerl, Günter 683
 Bayern im MA 5, 119, 254
 Beaufort, Jan 690
 Bechert, Heinz 744
 Beda Venerabilis 142, 183, 384, 511, 668
 Beelzebub 544
 Behrends, Arno 324
 Beisassen minderen Rechts 52, 524
 Belenus 138
 Belial 544
 Beltene 137
 Benedikt XVI. s. J. Ratzinger
 Benediktiner 169
 Beneventana (Schrift) 643
 Benjamin (Stamm) 533
 Berengar I. v. Friaul, Ks. 706
 Bergmeier, Rolf 187
 Bergwerksordnung, älteste 708
 Bern (im Welschland) 704
 Bernburg (bei Rottweil) 714
 Beschneidung 48
 Beth-El 532
 Beton, römischer 513
 Beumann, Helmut 117
 Bewusstsein 206
 Bezos, Jeff 258
 Bibel, AT u. NT 34, 523
 Big-Bang-Theorie 741

- Binding, Günter 96
 Birka (wikingsch) 256
 Birkeland, Kristian 557
 -Strom 240
 Birken, Andreas 198, 453
 Bischofsstab 68
 Blitz-Metapher 542
 Blutrechtsgesellschaft 53
 Böhm, Gottfried u. Peter 305
 Boff, Leonardo 205
 Bois-Reymont, Emil du 443, 732
 Bonaventura 448
 Borgolte, Michael 652
 Borst, Arno 695
 Boyarin, Daniel 344
 Brandl, Elisabeth 447
 Brasilien 587
 Brendan (Brandan), Abt 585
 Bretagne 581
 Bröckers, Mathias 748
 Bronzezeit (Thür.) 136
 Buchner, Edmund 659
 Buddha 744
 Bulgaren s. Hunnobulgaren
 Burgen, Holz- 629
 Stein- 629
 Byzanz 84, 119, 194, 625, 699

 Caesar 419, 430, 619
 Cann, Rebecca 592
 Canterbury 72
Capitulare de villis 687
 Capot'o, John 587
 Cardona, San Vicenç 200
Carolinum, Osnabrück 746
 Castro-Kultur 574
 Çatal Hüyük 656
 Cern 258
 Chachapoya 567, 590
 Totenkult 570
 Chapaize, Saint-Martin 200
 Charibert II. 80
 Charun 544
 Chaves (Port.) 216
 Chavin 588
 Cheops 306, 583
 -Pyramide 260, 549, 653
 Kernmauerwerk 278

 China 424, 640
 Shang-Dynastie 584
 Tang-Dynastie 645
 Chlodhar II. 79, 126
 Chlodhar III. 80
 Christentum 465
 Ur- 253
 Christianisierung 625
 Chroniken s. Urkundenfälschungen
 Chronologiekritik 553, 677
 Chronologien 439, 648
 CIA 748
 Cicero 187
 Cividale 612
 Clock of the long now 258
 Clovis-Mensch 583
 Clowes, Roger 741
 Clube, Victor 555
 Cluny, Kloster 200
 Cochrane, Ev 539
 Collum, Vera C.C. 655
 Columella 659
Continuatio Bedae 149
 Corte-Real, João Vaz 587
 Corvus (Enterbrücke) 566
 Cramer, Helge 512
 Crothers, Stephen 233
 Cultural transmission 594
 Cuthbert, Abt 155
 Cynegisl, Kg. 143
 Cynewulf, Kg. 384, 413
 C14-Problematik 328, 436, 637, 680

 Dädalus 541
 Dänen = Dan 531
 Dagobert I. 77
 Dalemnzier 114
 Dan/aer 56, 530
 Daniten 528
 Danuna (Kilikien) 531
 Darius III. 564
 Dark ages 440
 Dark earth 578, 622, 670
 Darwin, Charles 449, 453, 671, 731
 Darwin, Erasmus 449
 Darwinismus, aktiver 453, 456
 David 542
 Dawkins, Richard 455, 457

Deborah/schlacht 40, 526
 Deir el-Bahari 297
 Delekat, Lienhard 535, 591
 Delta-T 221
 Denare 684
 Dendrochronologie 436, 637, 680
 Deschner, Karlheinz 465
 Deutingen, Bernhard 513, 744
 Diabolos 544
 Diebolder Mumie 743
 Diebitz, Stefan 207
 Dieckmann, Max 250
 Dietrich v. Bern 701
 Diffusionismus 19, 567, 583, 599
 Diodor 584
 Diolkos (Isthmus) 692
 Dmanisi, Georgien 742
 DNA-Analyse ??, 575
 Doggerbank 20
 Domitian 660
 Donau-Rhein-Engführung 716
 Dopsch, Heinz 631
 Dostojewski, Fjodor
 Der Großinquisitor 698
 Die Brüder Karamasow 698
 Drachenkampf 718
 Drachmen 562
 Dreifelderwirtschaft 686
 Drei-Kapitel-Streit 612
 Dreschflegel (Insignie) 68
 Driftstudien 593, 599
 Drittes Reich 10
 Duale Gesellschaft 52, 517, 523
 Dualismus 542
 Dubnow, Simon 645
 Dubrovnik 614
 Dunkle Energie 242
 Durham 141, 395

 Eadmer v. Canterbury 384
 Eäzekomp 746
 Eastanglia 390
 Echnaton 285
 Edmund, Kg. 147
 Eiche 177
 Eider (Eridanos) 526
 Eigentum 506
 Einhard 628, 701

 Einstein, Albert 249, 460, 464
 Eisenherstellung, ma. 257
 Ekholm, Gordon 589
 Eklektizismus 439, 441
 El Edrisi 586
 Elektrisches Universum s. Universum
 Elieser, Rabbi 348
 Emergenz 259, 454, 498, 520, 728
 Engelsturz 540
 England 141, 170
 Abtauchen, zeitweiliges 67
 Christianisierung 383
 Englert, François 741
 Eos 544
 Erik der Rote 586
 Erosion als Zeitmaßstab 309, 744
 Etrusker 544, 590
 Euphrat 533
 Evolution 448, 453, 456, 728
Exeterbuch 170, 410
 Exodus 36, 526, 552

 Fakilo-Schenkung 256
 Falkenrath, Monika 691
 Faußner, Constantin 6, 127, 681
 FBI 306, 748
 Fell, Barry 592
 Fiebig, Henriette 690
 Fillitz, Hermann 631
 Filser, Wolfgang 297
 Fischer, Thomas (Köln) 111
 Flaschenkürbis 599
 Flechtwerkerarbeiten 371
 Fleckenstein, Josef 468
 Fleischhammer, Manfred 74
 Fössel, Amalie 690
 Fomenko, Anatoli 550, 640, 679
 Fossa Carolina 614, 690
 Fränkische Herrscherliste (Godmar) 76
 Fraktale 737
 Frank, Werner X. 460, 461, 659
 Franken 116
 Franz, Reinhard 253
 Franziskus, Papst 511
 Frauenchiemsee 625, 747
 Fredegar 80
 Fried, Johannes 119, 442, 649, 745
 Friedell, Egon 4, 25, 250, 449, 555

- Friedrich I. Barbarossa 708
 Friedrich, Horst 320, 595
 Friesen 530
 Frings, Joseph Kard. 467
 Frühmittelalter s. Phantomzeit

 Gabolde, Marc 252
 Garda (Gardasee) 710
 Gaugamela, Schlacht v. 564
 Gechter, Marianne 95
 Gera, Türkengraben 131
 Gerbert s. Silvester II.
 Germanentum 14
 Gerson 530
 Gieselbusch, Hermann 468
 Gießauf, Johannes 426, 440, 618, 649
 Giffhorn, Hans 567, 583
 Gimpel, Jean 682
 Ginenthal, Charles 312, 518, 539, 653[^],
 671
 Glaube 203, 469
 Glockenbecher 655
 Godschalk, Hugo 255
 Godmar v. Gerona 73
 Göbekli Tepe 313, 341, 656
 Görlitz, Dominique 567, 583, 599
 Göttinger Erklärung 249
 Goliath 34
 Gomer 56
 Goodman, Martin 342
 Gordon, Cyrus Herzl 45, 535, 589
 Goseck 130
 Gotik 200
 Götter/kreise 19, 502
 Gottesbeweise 475
 -teilchen 258
 -wissen 472
 Gottwald, Norman 525
 Gould, Stephen 737
 Grado 353, 612
 Basilika della Corte 378
 Bischofspalast 376
 Dom 374
 Santa Maria delle Grazie 377
 Gräfelting 4, 11, 250, 258, 446
 Grand Canyon 252
 Granit s. Hartsteinbearbeitung
 Gravitation 243

 Graz, Universität 426, 617, 649
 Gregor I. d. Gr. 544, 694
 Gregor XIII. 430, 440, 521, 627
 Gregor v. Tours 78, 183, 644
 Griebel, Christopher 447
 Gringuitos 575
 Grönland 586
 Grosseteste, Robert 688
 Großmann, Ulrich 97
 Günther, Karl 501
 Gunnbjørn 586
 Gut und Böse 557, 699

 Haberstroh, Jochen 6, 649
 Habicht, Michael 286
 Hachberger 701
 Hafenanlagen, frühma. 256, 691
 Hag, Heinrich v. 703
 Hahlinger 719
 Hartsteinbearbeitung 274, 282
 Harun al-Raschid 194
 Hatschepsut 297
 Hattemer, Thomas 415
 Haumann, Raphael 244, 461
 Hawass, Zahi 285
 Hawkins, Gerald S. 653
 HCS (Heliospheric Current Sheet) 238
 Hebräer 52, 57, 501
 Heidrich, Specht 505
 Heine-Geldern, Robert v. 589
 Heinrich I. 114, 706
 Heinrich, Hans-Joachim 590
 Heinsohn, Gunnar 207, 319, 499, 517,
 549, 653, 679
 Heisenberg, Werner 247
 Heisterbach, Mönch v. 632
 Helbig, Dieter 512
 Helel (Morgenstern) 541
 Helgoland 20, 50, 324, 555
 Hellenkemper, Hansgerd 100
 Henley, Walter 688
 Herakleios, Ks. 194, 679
 Herjúlffson, Bjarni 586
 Herodot 260, 549, 584
 Herrmann, Dieter B. 216
 Herrmann, Paul 590
 Hethiter 526, 590
 Heyerdahl, Thor 567, 583, 603

- Hidschra/-Zählung 191, 444
 Hieronymus, hl. 544
 Higgs, Peter 741
 Higgs-Teilchen 243, 258, 741
 Hildebrand 721
Hildebrandslied 702
 Hillis, Danny 256
Hiob 542
 Hochdeutsch 211
 Hoffmann, Meinhard 520
 Hofmannsthal, Hugo v. 509
 Hörbiger, Hanns 25
 Holand, Hjalmar 587
 Hollstein, Ernst 437, 639
 Holzer, Elisabeth 426, 617
 Homer 21, 320, 584
 Homo erectus 743
 ergaster 743
 habilis 743
 rudolfensis 743
 Honoré, Pierre 589
 Hoover, Edgar 748
 Horeb 528
 Horken, H.K. siehe R. Krohne
 Houton, Earnest 588
 Hoyle, Sir Fred 662
 Hufeisen 685
 Hugo v. St-Victor 694
 Hui Shen 585
 Hunnen 114, 354, 423
 Hunnbulgaren 84
 Hwui Shan 584
 Hydatius, Bf. 216
 Hydrochorie 600
 Hyksos 527

 Ibiza 574
Ijob s. *Hiob*
 Ilagüe, Ignazio 677
 Illich, Ivan 694
 Illig, Heribert 144, 205, 207, 218, 313,
 398, 415, 505, 521, 582, 618
 Ikarus 541
 Impakte 3, 555
 Inåra-Gruppe 190
 Industrielle Revolution I-V 682
 Ingelheim, St. Remigius 254
 Inka 568, 593

 Irland, Kirche v. 157
 Irwin, Constanze 590
 Isidor v. Sevilla 183, 405
 Islam 190, 415, 430, 624
 anikonisch 433
 Isolationismus 583
 Israel/iten 37, 524
 Isthmus v. Korinth 652
 Ithaka = Lyø 322
 Itschner, Hans 499

 Jahwe (Jehova) 529, 542
 Jakob (Stammvater) 533
 Jankuhn, Herbert 15
 Jarrow, Kloster 389
 Jason (s. Josua) 40, 527
 Javne/Jamnia 342
 Jaynes, Julian 206, 333
 -Society 209
 Jericho 35, 550
 Jerusalem, 416
 Felsendom 191
 Kreuzesraub 624
 Tempelzerstörung 345
Jesaia 540
 Jesus Christus 204, 546, 698
 Johnson, Bob 236
 Jona/s 360
 Jonasson, Jonas 517
 Jones, Terry 592
 Joseph (u. s. Brüder) 533
 Josua 40, 513, 527
 Juda 524
 Judentum 500, 645, 658
 des zweiten Tempels 342
 Opferkult 349
 Rabbinisches 342
 Synagogales 342
 Juergens, Ralph 238
 Jütland 674
 Julian (Apostata) 354, 400
 Jung, Carl Gustav 500, 559
Junge Freiheit 444
 Jungsteinzeit 653
 Jupiter 539
 Justinian I. 197, 557, 615, 693

 Kalender, julianischer 419, 430, 618, 658

- Kalenderreform, karolingische 695
 Kallisthenes 564
 Kaltenstadler, Wilhelm 678
 Kanaan 36
 Kanalbau 691
 Kanaren 584
 Karl d. Gr. 8, 58, 74, 103, 113, 183, 198,
 205, 255, 257, 368, 428, 440, 467, 517,
 565, 614, 619, 657, 679, 684, 699, 745,
 747
 Bauten 622, 650, 701
 Krönung 431, 626
 Karl III. Simplex 126, 679
 Karl Martell 76, 686
 Karlsamt in Aachen 255
 Karlsefni, Thorfinn 586
 Karolinger 77
 Karthago 565, 572, 585
 Katakomben 253
 Katastrophen 3, 22, 50, 502, 737
 Katastrophenjahre
 230: 556
 535: 557
 540: 555
 1258: 557
 1350: 555
 1815: 556
 Kauffmann-Doig, Federico 568
 Kaufmann, Wolfgang 445
 Keller, Hagen 119
 Kelten 573
 Keltiberer 572
 Kennedy-Mord 748
 Kent 391
 Kepler, Johannes 462
 Kepler-Weltraumteleskop 742
 Kerner, Martin 137
 Kerner, Max 518
 Keys, David 555
 Kija 288
 Kirche, englische 414
 irische 157
 römische 157, 353, 414, 416, 612
 Kirchhoff, Paul 590
 Klaus, Martin 447
 Klimageschichte 19
 Klingemann, Ernst August 450
 Knudson, Paul 587
 Köln 79, 95, 639
 Archäologische Zone 96, 511, 746
 Erdbeben 101
 Heumarkt 97
 Jüdische Gemeinde 107
 Mikwe 101
 Praetorium 99
 Synagoge 101
 Therme, römische 104
 Kokain-Mumien 308, 604
 Koka-Strauch 599
 Kolumbus, Christoph 587, 603
 Konstantin I. d. Gr. 679
 Konstantinische Schenkung 614
 Konstantinopel 550
 Kon Tiki Illac Viracocha 590
 Kontinuitätsfrage antik-frühma. 105, 353,
 612
 Koran 190, 631
 Ur- 192
 Korth, Hans-Erdmann 518, 677
 Kos, Asklepeion 300
 Kossinna, Gustaf 13
 Kraggewölbe 335, Titelnb. 3/13, ??
 Krakatau (Prot-K.-Ausbruch) 557
 Kraus, Thomas R. 748
 Kreta 47
 Kreuzzeichen 360
 Krohne, Rudolf 4, 9, 517
 Krojer, Franz 644, 745
 Kronos 547, 619
 Krypta-Evolution 368
 Kuelab, Festung 567
 Kuenringer 716
 Kuhtanz (Flurname) 130
 Kuijsten, Marcel 208
 Kulturevolution, vorgesch. 15
 Kummert 685
 Kupferwerkzeug 274, 282
 La Coruña 581
 Lactantius 402
 Landnahme in Kanaan 38, 524
 Langmuir, Irving 557
 Langobarden 83, 612, 699, 702
 Langosch, Karl 186
 L'Anse-aux-Meadows 586
 Larsson, Lars-Åke 674

Laszlo, Renate 413
 Latein, Mittel- 183
Laurin 721
 Lavigne, Franck 557
 Lehner, Manfred 426, 440, 618, 650
 Leicester 670
 Leidel, Horst 260
 Leif Erikson 586
 Leland, Charles 585
 Lessing, Gottholf Ephraim 700
 Lewy, Julius 535
 Liesching, Birgit 669
 Lindemann, Hannes 594
 Lindisfarne 143
 Lindos, Rhodos, Athena-Heiligtum 301
 Linguistik 211
 Literatur, deutsche 702
 Löbbecke, Renate 335
 Löhner, Franz 263
 Logik 203
 Lombardei 703
 London 671
 Lothar s. Chlodhar
 Lucifer 539
 Lüling, Günter 191, 415, 501, 517, 681
 Lüssi, Walter 747
Lukas 542
 Luther, Martin 545
 Luxenberg, Christoph 190
 Luxor 563
 Lyø 322
 Lysimachos 562
 Lysipp 563

 Maciejewski, Franz 285
 Macrobius 585
 Madoc, Waliser Seefahrer 587
 Mahieu, Jacques de 584
 Maketaton 290
 Maldon, Schlacht v. 146
 Mallos, Orakel 530
 Malta 654
 Mammuts 549
 Manhattan-Projekt 248
 Mann, Albrecht 622
 Marajó-Kultur 572
 Marianus Scotus 703
 Mars 540

 Marson, Ari 586
 Martin, Paul C. 566
 Marx, Christoph 423, 555
 Massepunkt 244, 460
 Mathilde v. Quedlinburg 113
Matthäus 542
 Maximinius Thrax 354, 556
 Meerwunder, bibl. 44
 Megalithikum 654
 Meggers, Betty 584
 Mendenhall, George 525
 Mensch, Evolution d. 742
 Mentuhotep II. 207
 Menzies, Gavin 587
 Merkur 539
 Merowinger 73, 254, 680
 Mertz, Henriette 583
 Meteor von Tscheljabinsk 3
 Michael, Erzengel 548
 Michelangelo 543
 Mihailo, Sv. (Ston) 548
 Milger, Peter 592
 Minos 543
 Minuskel 646
 Mitchell, Steve 518, 539, 668
 Mittelalter, frühes s. Phantomzeit
 Mittellatein s. Latein, m.
 Moai-Statuen 314
 Mohammed 190, 444, 624
 Molkenthin, Ralf 690
 Mongolen 437, 642
 Monotheismus 23
 Monte Sant'Angelo 548
 Mont St-Michel 548
 Mopsos/Mose 61, 527
 Mopsuestia 530
 Moral 478, 557, 699
 Morgenstern (Lucifer) 539
 Morosow, Nicolai 679
 Morrison, L.V. 221
 Moses 38, 526
 Moses-Berg s. Musa Dagh
 Mschatta, Schloss 197
 Muawija, Klf. 196
 Mühlentechnik 683
 Müller-Römer, Frank 265, 282
 München, Ägyptisches Museum 305
 Muhammad s. Mohammed

- Musa Dagh 528
 Mykerinos 513
 Mylae, Seeschlacht v. 565
- Nacheiszeit 19
 Nagel, Thomas 732
 Napier, Bill 555
 Nebukadnezar 584
 Neolithikum s. Jungsteinzeit
 Neues 728
 Neufundland 586
 Neumen 693
 Neusner, Jacob 344
 Newton, Isaac 462, 677
 Newton, Robert R. 634
 Nibelungenlied 124, 400
 Nicäa, Konzil v. 419, 440, 521, 615, 627, 658, 669
 Niemann, Hans-Joachim 453, 456
 Niemitz, Hans-Ulrich 520, 681, 686
 Nofretete 252, 285
 Nordenskjöld, Erland 589
 Normannen 102, 119, 145, 256, 423, 437, 571, 639
 Northumbria 142, 392
 Numismatik, angelsächsische 672
 arabische 193, 684
 fränkische 745
 hellenistische 562
 römische 671
- Odysseus 584
 Ötzi 514, 638
 Offa, Kg. 413
 Ohlig, Karl-Heinz 190, 433, 444, 624
 Olmeken 588
 Omayyaden 192, 417
 Wüstenschlösser 197, 433, 630
 Oppenheimer, Clive 556
 Oppenheimer, Robert 248
 Origenes 541
 Ortega y Gasset, José 440
 Osiris 68
 Osterinsel 314, 583, 744
 Ostsee 20, 32, 46
 Oswald, Kg. 142, 383
 Otte, Andreas 244, 583, 669, 690, 741
 Otto I. d. Gr. 116, 639, 679
- Otto II. 614
 Otto III. 127, 434, 440, 565, 614, 631
- Paderborn 512
 Paestum 565
 Palästina 523
 Palestrina, Fortuna-Heiligtum 303
 Pan 544
 Panzerhemd, römisches 400
 Papyrus Ipuwer 552
 Paradies 558
 Pasing (München) 446
 Paulus Diaconus 183, 657
 Pedra da Inga 578
 Pellech, Christine 584
 Penede, Burg 723
 Perry, William J. 589
 Perser 624
 Peru 567
 Perutz, Max 455, 457
 Pestepidemien 657, 693
 Petavius (Pétau, Denis) 229
 Pfalzbauten, agilolfingische 432
 karolingische 433
 Pferd 685
 Pflug 688
 Phaeton (Asteroid) 51, 325, 526
 Phantomzeit, frühma. 6, 8, 73, 95, 113, 130, 141, 170, 183, 190, 205, 383, 400, 413, 415, 426, 444, 520, 617, 649, 653, 668, 677, 682, 698, hellenistische 562, 663
 Pharao 67
 Philipp II. (Makedonien) 564
 Philister 45, 324, 530
 Philostorgius 217
 Phönizier 324, 568, 655
 Phokas, Ks. 613
 Phosphoros 545
 Photios, Patr. 217
 Physik-Krise 242, 246, 460
 Pilgram, Anton 258
 Pilgrim, Bf. v. Passau 703
 Pink, Oliver 426, 617
 Pippiniden 87, 613
 Pippinische Schenkung 614, 699
 Planeten-Inflation 741
 Platon 584

Poggio Bracciolini, Gianfrancesco 187, 422, 659
 Popp, Volker 190, 433, 444, 624
 Popper, Karl 259, 453, 456, 738
 Poppo, Patr. 369
 Prometheus 545
 Ptolemäus, Claudius 585
 Ptolemaios I. 563
 Pulgarn 85
 Pseudo-Gregor 544
 Psyche 207
 Pyramidenbau 260

 Quarante, Sainte-Marie 200
 Quasar-Gruppe, größte 741
 Quetzalcoatl 585

 Rätsel, angelsächsische 170, 400
 Rahel 536
 Ramla, Zisterne 198
 Ramses II. 608
 Ramses III. 46, 327
 Ranken- und-Greifen-Volk 126
 Rass, Wim 701
 Ratzel, Friedrich 589
 Ratzinger, Josef Kard. 202, 492
 Rechtsextremismus 444, 652
 Reconquista 257
 Reduktionismus 733
 Reichstagsbrand 25
 Religionsentstehen 207
 -kritik 469
 Richtfeuerberg 529
 Ricimer (Heermeister) 711
 Riedel, Bernd 649
 Rindfleischetikettierungsüberwachungsaufgabenübertragungsgesetz 747
 Ripuarien 79
 Roemer, Ole 700
 Rom (Römer) 302, 565, 572, 613, 657, 670, 682
 Ara Pacis 661
 Sonnenuhr 658, 669
 Rongorongo-Schrift 316, 744
 Ronneburg (Thür.) 132
 Rose, Lynn 662
 Rosenheim, Ausstellung 562
 Roth, Cecil 645

 Rowe, John 591
 Ruck, (letzter) großer 423, 555
 Rusitz (Thür.) 133
 Rutgers, Leonard 253

 Sachsen 116
 Salzburg, Pfalz 433, 630, 651
 Samalas-Ausbruch 557
 Sanherib 550
 Santorin/-Ausbruch 327, 440, 551
 Sarissen 565
 Sassaniden 198
 Satamun 287
 Satan 539, 698
 Saturn-These 232, 554
 Savoy, Gene 568
 Scaliger, Joseph Justus 668
 Scattas 672
 Schaeffer, Claude 550
 Schahar 541
 Schechina 548
 Schelfgebietanhebung 20
 Schildmann, Kurt 595
 Schilfmeer 548
 Schillemeit, Jost 450
 Schirach, Richard v. 246
 Schlosser, Wilfried 644
 Schmidmühlen (Opf.) 683
 Schoch, Robert 309, 744
 Schoske, Sylvia 307
 Schütte, Sven 95, 511, 747
 Schütz, Michael 661
 SCIEM2000 551
 Seefahrt, frühe 20, 331
 Seeherrschaft, karthagische 565
 Seevölker 17, 37, 324, 523
 Seide 405
 Semenchkare 295
 Semiramis 304
 Semiten 530
 Senmut, Grab des 549
 Sertima, Ivan Van 592
 Seth 540
 Siebenschläferlegende 631
 Siegbert I. 81, 118
 Siepe, Franz 353, 520
 Silberbergbau 684
 Silvester II. 434, 440, 632

- Simeon v. Durham 141, 385
 Sinai (Vulkanismus) 528
 Sinus, Großer 585
 Sirbonis-See (Schilfmeer) 61, 548
 Skara Brae 656
 Skellig Michael 338, 548
 Sklavenhaltung 683
 Sluijs, M.A. van der 234
 Smith, Grafton Elliot 589
 Sonnenfinsternispaare 216
 Spanien, ma. 256
 maurisch 418
 Spanuth, Jürgen 17, 322, 555
 Spengler, Oswald 677
 Sphinx 309
 Spiralmuster 574
 Spitzbogen 200
 Standard-Modell d. Kernphysik 243
 Stanglmeier, Franz 252
 Starey, Alice 592
 Steiger, Otto 506, 520
 Steinbacher, Michael 236
 Steinschleudern 571
 Stender, Walter 50, 260, 555
 Stephenson, F. Richard 221
 Steuerwald, Hans 324
 Stiegemann, Christoph 512
 St. Michaels' Mount 548
 Stocks, Denys 274, 282
 Stöttham, St. Johannes Bapt. 747
 Stonehenge 549, 653
 Stothers, Richard B. 556
 Strabon 585
 Straub, Theodor 6
 Straubing, bronzezeitl. 631
 Strauwitz, Jürgen v. 515, 743
 String-Theorie 243
 Stroumsa, Guy G. 346
 Sudhoff, Heinke 592
Süddeutsche Zeitung 745
 Sueton 565, 628, 682
 Sufet (Schlichter) 527
 Suhr, Detlef 4, 8, 520
 Sulzbach, Schlosskapelle 651
 Swatopluk (Mährenfürst) 123
 Symbolik, christliche 360
 Symphosius (Fiktion) 402
 Tabakpflanze 599
 Tacitus 720
 Talbott, David 234, 319
 Talmud, Jerusalemer 345
 Tambora-Ausbruch 556
 Tas-Silg 654
 Tassili-Felszeichnungen 331
 Tassilo III. 619
 Taulas (Menorca) 341
 Tell El-Fara'in 550
 Tell Hazor 513
 Tempel, ägyptische 297
 Templerverfolgung 587
 Terra preta (dark earth) 578
 Teutsch, Christoph 252
 Thakar 523
 Theoderich I. 625, 679, 710
 Theodizee 557, 699
 Theodorus, Bf. v. Aquileia 358
 Theodosius I., Ks. 615
 Thera s. Santorin
 Thermolumineszenzmethode 436, 637
 Thidreksage 716
 Thiel, Werner 746
 Thietmar v. Merseburg 127
 Thor 544
 Tiahuanaco 584
 Toch, Michael 645
 Topper Uwe 415, 677
 Trepanationen 570
 Tressé, Ganggrab v. 655
 Trier, Marcus 512
 Troia 328, 583
 Trüffel 177
 Tscheljabinsk, Impakt v. 3
 Tuberkulose in Amerika 570
 Tuchulcha 543
 Tucumé 591
 Tutanchamun 252, 609
 Typhon-Tiamat 548
 Tyrus 584

 Uchaidir, Palast 200
 Ugarit 529
 Uhland, Ludwig 306, 718
 Ullmann, Jarl 586
 Umlenkwalze 266
 Ungarn 114, 438

- Universum, Elektrisches 557
 -Konferenz 232
 Unterstöger, Hermann 6, 745
 Unzicker, Alexander 242
 Uranus 19, 547
 Urkundenfälschungen 77, 113, 143, 196,
 347, 435, 441, 634, 703, 746
 Urvogel 514
 Ussher, James, Bf. 668
- Valentinian III. 661
 Vandalen 708
 Vatikan 3
 Velikovsky, Immanuel 22, 319, 423, 520,
 539, 653
 Venantius Fortunatus 187
 Venedig, Patriarchat 612
 Venus 539
 als Komet 540
 Vergina, Fresko v. 564
 Verona s. Bern
 Verschwörungstheorie 748
 Vespasian 682
 Vespucci, Amerigo 587
 Vigilus, Pp. 616
 Vinci, Felice 21, 30, 320
 Ostseefahrt 32
 Vis de Saint-Gilles 695
 Voigt, Ulrich 514
 Vorgeschichte 13
 Vulkanismus 556
- Waffenlosigkeit 54
 Walcher v. Lüttich 156
Waltharius 703
 Waltheof v. Northumbria 164
 Wampach, Camill 468
 Weissgerber, Klaus 126, 196, 285, 445,
 520, 664
 Weizsäcker, Carl Friedrich v. 247
 Weltsicht 519
 Wendeltreppen 695
 Werfel, Franz 528
 Wessex 144, 394
 Westgoten 416
- Whelton, Clark 556
 Whitby, Synode v. 161, 393
 Whitehead, Alfred N. 739
 Widukind v. Corvey 113, 183
 Wikinger s. Normannen
 Wildung, Dietrich 306
 Wilhelm d. Eroberer 154, 390, 413
 Wilhelm v. Ockham 186, 554
 William v. Malmesbury 386
 Williams, Stephen 592
 Winfried Bonifatius 389
 Wolfram, Herwig 436, 637
 Worms (Bormio) 706
 Worms am Rhein 78
 Wuthenau, Alexander v. 590
- Xu, Mike 584
- Yahu 535
 Yahurum 534
 Yahwe s. Jahwe
 Ya'udi 533
 Yazdgard-Ära 193
 York 143, 672
Younger Lady 294
- Zähringer 712
 Zanger, Eberhard 328
Zeitensprünge 516
 Zeller, Manfred 198, 415, 445
 Zeno, Antonio 587
 Zenon, Paradoxon d. 738
 Zeus 547
 Zheng He 587
 Zick, Michael 588
 Zielhofer, Christoph 691
 Zimrilim v. Mari 533
 Zisterzienser 692
 Zivilisationsforschung 313
 Zollikofer, Christoph 743
 Zoroastrismus 542
 Zuberbühler, Robert 259, 520
 Zürich, Karls-Ausstellung 747
 Zypern 547

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- 2013 Illig, Heribert: **Gräfelting & Pasing 1250 Jahre?** Ein kritischer Streifzug durch Bayerns frühe Geschichte. 109 S., 16 Abb., Pb., 9,90 €
- 2013 Illig, Heribert: **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus.** 360 S., 167 Abb., Pb., 27,90 €, für Abonnenten 25,- €
- ³2013 Illig, Heribert: **Aachen ohne Karl den Großen.** Technik stürzt sein Reich ins Nichts. 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- 2012 Heinsohn, Gunnar: **Die Erschaffung der Götter.** Das Opfer als Ursprung der Religion. 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- ³2011 Illig, Heribert: **Die veraltete Vorzeit.** Eine neue Chronologie der Prähistorie 240 S., 169 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- ²2010 Illig, Heribert: **Geschichte, Mythen, Katastrophen.** Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb., Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- ⁶2010 Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert: **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- ⁶2009 Heinsohn, Gunnar: **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- ²2009 Kerner, Martin: **Bronzezeitliche Astronomie.** Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., 78 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- 2008 Illig, Heribert: **Die Chiemseelöcher.** Neue Sicht auf alte Kunst 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- 2008 Franz, Dietmar: **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung.** Urkundenfälschungen auf Otto III. 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- 2007 Kerner, Martin: **Vom Steinbeil zum Pantheon.** Kulturgeschichte der Kalenderik. 197 S., 47 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- ²2007 Heinsohn, Gunnar: **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., 30 Abb., Pb., 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- 2005 Thiel, Werner : **Schwert aus Pergament,** Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- 2004 Heidrich, Specht K.: **Mykenische Geschichten.** Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 15 Abb., Pb., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- ⁶2003 Illig, Heribert · Löhner, Franz: **Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit.** 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- 2003 Weissgerber, Klaus: **Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 42 Abb., Pb., 19,80 €, für Abo. 9,80 €
- 2002 Illig, Heribert · Anwander, Gerhard: **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb., 19,80 €
- 2002 Menting, Georg: **Die kurze Geschichte des Waldes.** Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte. 170 S., 34 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- 2002 Siepe, Franz: **Fragen der Marienverehrung.** Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 S., 16 Abb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- 1999 Tamerl, Alfred: **Hrotsvith von Gandersheim.** Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- ³1996 Illig, Heribert: **Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., 74 Abb., Pb., Vorläufer des *Erfundenen Mittelalters*, für Abo. 5,- €
- Zeitensprünge, Interdisziplinäres Bulletin,** 26. Jahrgang, im Inland 40,- €, im Ausland 45,- €, drei Hefte mit zusammen mindestens 380 DIN A5-Seiten

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 25, Heft 3, Dezember 2013

- 515 Editorial
- 519 Strauwitz, Jürgen von: Das Erbe der Väter – die Fragen der Enkel
- 523 Lüling, Günter: Neue Perspektiven für ein neues historisches Geschichtsbild für die in „Palästina“ seit -1150 nach einem Neuanfang suchenden Völkerschaften
- 539 Illig, Heribert: Satan oder Lucifer · Eine grundsätzliche Velikovsky-Kritik
- 562 Illig, H.: Alexander – ruhelos wie eh und je. Zur Rosenheimer Ausstellung einige Notizen
- 567 Otte, Andreas: Wurde Amerika in der Antike entdeckt? Hans Giffhorns Buch über das Chachapoya-Rätsel
- 583 Illig, H.: Die Entdeckungen Amerikas zwischen Legenden und Fakten. Eine Sichtung zum Diffusionismus
- 599 Otte, A.: Driftstudien und Nikotinkonzentrationen. Dissertation von Dominique Görlitz
- 612 hi: Häresie in Aquileia. Eine Übersicht
- 617 Protokoll der Podiumsdiskussion am 14. Mai 2013 im Meereschloss der Karl-Franzens-Universität in Graz
- 649 Illig, H.: Kommentar zur Podiumsdiskussion in Graz
- 653 hi: Die Jungsteinzeit im Mittelalter? Ginenthal-Rezension
- 668 hi: Wie gingen die Uhren in England? Steve Mitchells Phantomzeiten. Eine Rezension
- 677 hi: Vielleicht ein Versuchsballon? Eine Rezension von H.-E. Korths Buch
- 682 Illig, H.: Industrielle Revolution im Mittelalter. Mühlen, Hämmer und Kanäle
- 698 hi: Vom Großinquisitor und von den Karolinger. Ein Literaturfund
- 701 Dattenböck, Georg: Dietrich von Bern und die Markgrafen von Hachberg
- 728 Diebitz, Stefan: Emergenz der Arten
- 741 Von Buddha zur Verschwörungstheorie. Diverses
- 749 Register
- 771 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233